This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

$B 14 544

Deutsches Lesebuch

von

H. Kippenberg.

GIFT OF
Felix Flügel

854
K57
d

FELIX FLÜGEL

Deutsches Lesebuch

für

höhere Mädchenschulen

von

A. Kippenberg,
weil. Vorsteher einer höheren Mädchenschule
und eines Lehrerinnen-Seminars.

UNIV. OF CALIFORNIA

Ausgabe A.

Sechster Teil.

---

20. u. 21. Auflage.

Hannover, 1905.

Norddeutsche Verlagsanstalt
O. Goedel.

[Leipzig, Taubchenweg 21.]

Gift of Prof. Flügel

Alle Rechte vorbehalten.

Aus dem Vorwort zur Neubearbeitung (1899).

Für die Neubearbeitung des **6.** Teils des Deutschen Lesebuchs von A. Kippenberg haben sich folgende Änderungen als notwendig erwiesen, damit sich dieser Teil dem Aufbau des ganzen Werkes, daß in seinen fünf vorhergehenden Teilen eine wesentliche Umgestaltung erfahren hat, vollkommen einfüge.

1. Einige Prosastücke sind ausgeschieden und haben ihren Platz, weil mehr dahin gehörend, in Teil **5** gefunden.

2. Etwa zehn Prosastücke aus verschiedenen Gebieten sind durch solche ersetzt worden, die uns noch besser den Forderungen der preußischen Bestimmungen zu entsprechen schienen.

3. Der reichen Auswahl von Gedichten, welche dieser Teil schon enthielt, sind noch einige sangbare Lieder hinzugefügt, so daß der Liederkanon der vorhergehenden Teile, der in der Sammlung „Deutsche Gedichte“ seinen Abschluß findet, hier vervollständigt wird.

In betreff des Anhangs verweisen wir auf das früher bereits Gesagte.

Vorwort zur 17. Auflage.

Von dieser Auflage an ist die Rechtschreibung den im April 1902 im Auftrage des Königlich Preußischen Unterrichtsministeriums herausgegebenen „Regeln für die deutsche Rechtschreibung“ genau angepaßt worden.

Frau **A. Kippenberg.**
Dr. A. Kippenberg.

701569

Inhaltsverzeichnis A.

Die mit einem * versehenen Lesestücke sind Gedichte.

Nr.	Überschrift der Lesestücke.	Verfasser	Seite
	*Eingangsspruch	Fr. v. Schiller . . .	1

I. Religiös-sittliches Leben.

*1.	Preis des Vaterlandes	J. Lohmeyer	1
2.	Die Heimkehr eines Künstlers . .	H. Uhde	2
*3.	Heimkehr	Fr. v. Bodenstedt . . .	8
*4.	Das Schloß Boncourt	A. v. Chamisso . . .	8
*5.	Der siebzigste Geburtstag . . .	J. H. Voß	9
6.	Frau Rat	G. Kraetzinger	14
*7.	Der Liebe Dauer	F. Freiligrath	17
*8.	Schäfers Sonntagslied	L. Uhland	18
*9.	Wanderers Nachtlied	J. W. v. Goethe . . .	18
*10.	Ein gleiches	J. W. v. Goethe . . .	18
*11.	Ein geistlich Abendlied	G. Kinkel	19
12.	Das Kind der Barmherzigkeit . .	J. G. v. Herder . . .	19
*13.	Aus der Jugendzeit	Fr. Rückert	20
*14.	Trost	Fr. de la Motte Fouqué	21
*15.	Der Wirtin Töchterlein	L. Uhland	21
*16.	Die Kapelle	L. Uhland	22
*17.	Sonntagsfrühe	J. P. Hebel	22
*18.	Mahnung	W. v. d. Vogelweide . .	24
*19.	Parabel	Fr. Rückert	24
*20.	Der Postillon	N. Lenau	26
21.	Der Kommandant und die badischen Jäger in Hersfeld . .	J. P. Hebel	27
22.	Aus dem Leben des Dr. Heim .	J. Hübner	28
*23.	Die alte Waschfrau	A. v. Chamisso . . .	31
*24.	Hoffnung auf Gott	A. Mahlmann . . .	32
*25.	Gute Nacht	E. Geibel	33
26.	Ein entdeckter Künstler . . .	Fr. Hoffmann	33
*27.	Neujahrslied	J. P. Hebel	37
*28.	Ostermorgen	E. Geibel	37

Nr.	Überschrift der Lesestücke.	Verfasser.	Seite
*29.	Der Maler	Chr. F. Gellert	38
*30.	Sankt Peter mit der Geiß	H. Sachs	39
*31.	Das Kind der Sorge	J. G. v. Herder	43
*32.	Sprüche		44
33.	Mit Sorgfalt hüte stets das Feuer und das Licht (Thesen)		45

II. Sagen und Balladen.

*34.	Das Nibelungenlied	Übers. v. H. Kamp; verb. Text v. L. Uhland	46
*35.	Volkers Nachtgesang	E. Geibel	61
*36.	Gudrun	Übers. v. L. Köhler; verb. Text v. L. Uhland	62
*37.	Gudruns Klage	E. Geibel	70
38.	Parzival	H. Körholz	71
*39.	König Karls Meerfahrt	L. Uhland	74
*40.	Das Glück von Edenhall	L. Uhland	76
*41.	Des Sängers Fluch	L. Uhland	77
*42.	Das Schloß am Meere	L. Uhland	79
*43.	Der Taucher	Fr. v. Schiller	80
*44.	Der Graf von Habsburg	Fr. v. Schiller	84
*45.	Der Sänger	J. W. v. Goethe	87
*46.	Johanna Sebus	J. W. v. Goethe	88
*47.	Tells Tod	L. Uhland	89
*48.	Der Pilgrim vor St. Just	A. v. Platen	90

III. Geschichtliches.

49.	Öffentliches Leben in Athen	J. v. Falke	91
50.	Die Erziehung der Mädchen im alten Rom	L. Friedländer	94
*51.	Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland	A. Träger	96
52.	Germanischer Wanderzug	G. Freytag	97
53.	Heiligtümer und Festfeier der Germanen	F. v. Löher	99
54.	Mädchenerziehung und Frauenbildung im Mittelalter	K. Weinhold	102
*55.	Deutschlands Lob	W. v. d. Vogelweide	106
*56.	Friedrich Rotbart	E. Geibel	107
57.	Eine deutsche Stadt um das Jahr 1300	G. Freytag	107
58.	Die weibliche Handarbeit	J. Koch	112
59.	Ein Festspiel der Meistersinger	A. Hagen	117
60.	Die Kunst im häuslichen Leben des 16. Jahrhunderts	A. Richter	123

Nr.	Überschrift der Lesestücke.	Verfasser.	Seite
61.	Augsburgs Blüte beim Beginn der Neuzeit	K. Spruner	126
62.	Herzog Alba bei einem Frühstück	Fr. von Schiller	130
63.	Der westfälische Friede	G. Freytag	131
*64.	Zum Friedensschlusse 1648	P. Gerhard	132
65.	Eine deutsche Stadt im 17. Jahrh.	G. Freytag und J. G. Kohl	133
66.	Friedrich der Große und sein Volk	A. Kippenberg	138
*67.	Der Choral von Leuthen	H. Besser	142
*68.	Der alte Zieten	Th. Fontane	143
69.	Brief der Königin Luise an ihren Vater		144
70.	Königin Luise in Tilsit	R. Fr. Eylert	145
*71.	Vor Rauchs Büste der Königin Luise	Th. Körner	147
*72.	Andreas Hofer	J. Mosen	147
*73.	Der Soldat	A. v. Chamisso	148
74.	Ein Brief Körners	Th. Körner	148
*75.	Lied zur feierlichen Einsegnung	Th. Körner	149
*76.	Lützows wilde Jagd	Th. Körner	150
*77.	Abschied vom Leben	Th. Körner	151
*78.	Freiheit	M. v. Schenkendorf	151
79.	Aus der Kriegszeit	Fr. Mallet	152
*80.	Wer ist ein Mann?	E. M. Arndt	155
*81.	Die Leipziger Schlacht	E. M. Arndt	156
*82.	Deutscher Trost	E. M. Arndt	157
83.	Leben und Verkehr am Ausgange des 18. Jahrhunderts	G. Freytag	158
*84.	Der 19. Juli 1870	G. Hesekiel	162
*85.	Die Wacht am Rhein	M. Schneckenburger	163
86.	Eine deutsche Samariterin	R. Bunge	164
*87.	Der tote Soldat	J. G. Seidl	168
*88.	Die Trompete von Vionville	F. Freiligrath	169
89.	Der Kaisertag in Versailles	R. Koenig	170
*90.	Auferstehung des Reiches	K. Stieler	172
*91.	Rotbarts Abschied	K. A. Mayer	172
92.	Heimgang des Kaisers Wilhelm I.	A. Kippenberg	173
93.	Ein Brief Kaiser Wilhelms I. an Bismarck		177
*94.	Muttersprache	M. v. Schenkendorf	178

IV. Natur und Naturfreude.

*95.	Frühlingssehnen	W. v. d. Vogelweide	179
*96.	Vorfrühling	J. W. v. Goethe	179
*97.	Maienwonne	W. v. d. Vogelweide	180
*98.	Im Frühling	J. Sturm	180
*99.	Des Lebens Mai	O. Roquette	181

Nr.	Überschrift der Lesestücke.	Verfasser.	Seite
100.	Wie die Vögel leben und wohnen	A. Brehm	181
101.	Blumen und Insekten	W. J. Behrens	185
*102.	Mondnacht	J. v. Eichendorff	188
*103.	Reiselied	J. v. Eichendorff	188
104.	Die Linde	P. Kummer	189
*105.	Aus dem Walde	E. Geibel	192
*106.	Ausfahrt	V. v. Scheffel	192
107.	Letzter Herbstgang	E. A. Roßmäßler	193
*108.	Herbstlied	E. Geibel	195
*109.	Abendlied	Fr. Rückert	196
110.	Unsere drei wichtigsten Mineralien	A. Kippenberg	196
111.	Die Einwirkung des Menschen auf die Natur	J. F. Schouw	203
112.	Sonne und Mond	A. Kippenberg	210

V. Aus Heimat und Ferne.

*113.	Lied vom Rhein	Chr. J. Matzerath	216
114.	Am Rhein	A. Sach	217
115.	Bad Ems	A. Kippenberg	220
116.	Die Schwarzwäldler	H. A. Daniel	223
*117.	Gruß an das Elsaß	E. Stöber	225
*118.	Am bayrischen Gebirgssee	V. v. Scheffel	226
119.	Hohenzollern	O. Schwebel	226
*120.	Zwei Berge Schwabens	K. v. Gerok	229
121.	Der Kölner Dom	A. Sach	230
122.	Unsere beiden großen Seehandelsstädte	J. Ziegler, A. Kippenberg	234
*123.	Die Auswanderer	F. Freiligrath	243
*124.	Der Halligmatrose	H. Allmers	244
125.	Land und Volk der amerikanischen Union	A. Kippenberg	245
*126.	Bleibet deutsch!	A. Fitger	250
*127.	Die drei Indianer	N. Lenau	252
128.	In China	H. Meyer	253
129.	Kamerun	K. Hassert	257
130.	Ein Tag in Kairo	G. Ebers	261
*131.	Hoffnung	E. Geibel	264

Anhang 265

I. a. Anfänge der Gedichte und Lieder. — b. Lieder-Kanon. — c. Gedicht-Kanon. — II. Inhaltsverzeichnis B (nach den Gattungen der Darstellung). — III. Schriftsteller-Verzeichnis.

UNIV. OF CALIFORNIA

Die angebornen Bande knüpfe fest,
Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Friedrich v. Schiller.

I. Religiös-sittliches Leben.

1. Preis des Vaterlandes.

1. Was preis' ich am höchsten im Vaterland?
Der herrlichen Ströme blaublitzendes Band,
Der Wälder grüngoldige Schattennacht,
Der mächtigen Dome ehrwürdige Pracht,
Die lachenden Fluren, den blühenden Strand —
Was birgst du noch Schönres, mein Vaterland?

2. Die prangenden Städte, die goldenen Auen,
Die sittige Anmut holdlieblicher Frauen,
Die Kraft deiner Männer in Waffen und Wehr,
Dein schlachtenerprobtes, dein siegreiches Heer,
Die Taten der Väter, vom Nachruhm umglänzt,
Die Helden, die heut noch der Lorbeer bekränzt?

3. Wohl rühm' ich sie laut, und wohl preis' ich den Mut,
Doch ist mir bekannt noch ein edleres Gut:
Die Werke der Meister, so göttlich und rein,
In Farben und Tönen; — sie sollten es sein?
Das Lied deiner Sänger, voll Schönheit und Mark,
Das Wort deiner Denker, so licht und so stark?

4. Wohl pocht mir in wonnigem Stolze die Brust,
Wohl quillt mir das Auge in seliger Lust,
Gedenk' ich des Großen, des Herrlichen all,
Und preis' es und sing' es mit jubelndem Schall;
Doch rühm' ich, doch preis' ich vor allem noch eins,
Ein liebliches Kleinod, so herrlich wie keins.

5. Dich mein' ich, du deutsches, du frommes Gemüt,
Im Schutze des heimischen Hauses erblüht,
Die Seele der Seele, voll sinniger Art,
Die göttliche Tiefe mit Kindersinn paart;
Und rühmt dich nicht Lorbeer, nicht Marmor und Erz,
Dich preis' ich, du deutsches, treuinniges Herz. Julius Lohmeyer.

2. Die Heimkehr eines Künstlers.

In einem der gesegnetsten Gaue unseres herrlichen deutschen Vaterlandes liegt inmitten einer fruchtbaren Ebene, durch welche ein Strom gleich einem Silberbande sich hinzieht, malerisch die alte Stadt Augsburg, deren hohe Türme, Denkmale reinster gotischer Baukunst, das Auge schon von fern erfreuen. Ein Besuch dieser altertümlichen und romantischen Stadt gehört noch jetzt zu den lohnendsten Ausflügen, obgleich die Zeit auch hier, wie leider an so manchen geschichtlich denkwürdigen Orten, mehr als ein wundervolles Kunstwerk aus den Tagen unserer Väter der Vernichtung hat anheimfallen lassen.

So sah man noch Ende der zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts in der Hauptkirche zu Augsburg ein großes Gemälde von Meisterhand, das eine Szene aus den Kreuzzügen darstellte. Eine der Hauptgestalten auf dem an Figuren reichen Bilde war ein hochgewachsener, schöner junger Mann in edler Haltung und voll Entschlossenheit im Ausdruck der feinen, durchgeistigten Züge. Unwillkürlich lenkte sich der Blick des Beschauers auf diese anziehende Erscheinung, und die Teilnahme an derselben wuchs, wenn man erfuhr, dies sei, wie eine alte Überlieferung verbürgen wolle, der Maler des Bildes, der seine landschaftlichen Studien zu demselben an Ort und Stelle gemacht, überhaupt in seinen Jugendjahren viele und weite Reisen unternommen habe. Wer diese Umstände vernahm, unterließ es gewiß nicht, weiter nach dem Maler zu forschen, der hier geboren worden und auch hier gestorben war, nachdem er sich um die Kunst im allgemeinen und um die Ausbildung derselben besonders in seiner Vaterstadt die größten Verdienste erworben. Dieser treffliche Künstler, Willibald Wendelin genannt, hatte in der Tat ein bewegtes Leben hinter sich, als er, etwa dreißig Jahre alt, nach längerer Abwesenheit in seine Vaterstadt zurückkehrte, wo man ihn längst zu den Toten rechnete. Die näheren Umstände der Rückkehr dieses Künstlers nach der Stätte, wo einst seine Wiege gestanden, und nach der es ihn lange mit mächtiger Sehnsucht gezogen hatte, sind merkwürdig genug, um unsere Teilnahme in Anspruch zu nehmen.

Es war am Nachmittag eines regnerischen, unfreundlichen Oktobertages des Jahres 1495, als trotz der schlechten Witterung Müßiggänger, Gaffer und Neugierige in nicht geringer Zahl vor einem Pfeiler des jetzt ehrwürdigen und altersgrauen, damals aber noch ziemlich neuen Stadthauses standen, um die Inschrift auf einem dort befestigten schwarzen Brette zu lesen. Hier pflegten Käufe und Verkäufe mit Kreideschrift angezeigt zu werden, denn öffentliche Blätter hatte man damals und auch viele, viele Jahre später noch nicht.

Auf jenem schwarzem Brette nun las man folgende Bekanntmachung: „Balthasar Wendelin, Zunftmeister der Goldschmiede hiesiger Stadt, benachrichtigt seine Mitbürger, daß er am heutigen Abend in seinem Laden im Wege der Versteigerung einen Verkauf der gesamten Bestände seines Lagers von Goldschmiedearbeiten aller Art abhalten wird. Das Verzeichnis dieser Gegenstände ist zu groß, als daß es hier mitgeteilt werden könnte, doch wird Kauflustigen bereitwillig vorgewiesen, was sie zu sehen wünschen. Die Versteigerung beginnt am heutigen Tage nachmittags fünf Uhr."

Während die versammelte Menge von Bürgern der Stadt, meist guten Bekannten des Goldschmieds Balthasar Wendelin, über den Inhalt der oben mitgeteilten Worte teilweise laut und heftig Rede und Gegenrede wechselte, trat ein stattlicher junger Mann herzu, den man der Pracht und dem Schnitte seines pelzverbrämten Gewandes zufolge für einen begüterten Fremden halten mußte. Kaum hatte auch er jene Bekanntmachung gelesen, als er in sichtliche Bewegung geriet. „Wie?" rief er aus, „der reiche Goldschmied Balthasar Wendelin räumt sein großes, weitberühmtes Lager? Die schönsten Erzeugnisse seiner edlen Kunst sollen unter den Hammer kommen? Unmöglich! Was für ein trauriges Geschick hätte ihn in diese harte Notwendigkeit versetzt?"

„Ihr scheint hier fremd, Herr!" gab einer der Umstehenden dem Sprecher zur Antwort, und als der junge Mann wiederholt rasch mit dem Kopfe nickte, fuhr jener — ein wackerer einheimischer Handwerksmann, seiner Tracht nach ein Küfer — mit beredter Zunge fort: „Nun, seht Ihr, deshalb wißt Ihr nicht, daß Meister Wendelin große und schwere Opfer gebracht hat, um das Handelshaus seines Schwiegersohnes zu stützen, welcher bis vor kurzem einer der reichsten und angesehensten Kaufherren der alten Hansastadt Lübeck war, dessen Schiffe auf allen Meeren kreuzten. Aber bei diesem hieß es leider: Wie gewonnen, so zerronnen; er ließ sich in weitaussehende, gewagte Geschäfte ein, nicht bedenkend, daß ein Mann von redlichem Fleiß, wenn er nur stetig und sorgsam den mühevoll erworbenen Groschen achtet, am Ende sicherer zum Ziele eines geregelten Wohlstandes kommt als der tollkühne Waghals, der in der Hoffnung auf einen großen Gewinn all sein Gut an ein zweifelhaftes Unternehmen setzt. So ist es denn auch dem einst so reichen Lübecker Handelsmann ergangen wie schon manchem, der plötzlich mit einem Schritte und mühelos zu Reichtum gelangen wollte: seine Berechnungen schlugen fehl, und zwar so vollständig, daß der in seinen Hoffnungen betrogene, verzweifelnde Mann mit Hinterlassung einer gewaltig großen Schuldenlast landflüchtig wurde."

„Entsetzlich!" murmelte der Fremde, der die Erzählung des Küfers mit gespannter Aufmerksamkeit anhörte. Dieser fuhr fort: „Um nun den Namen seiner geliebten Enkelkinder vor jedem Makel zu bewahren, trennt sich der greise Meister heute von seinen Kleinodien, so sauer ihm das auch werden mag, denn seine Kunstwerke bilden den Stolz und die einzige Freude seines Alters." „Die einzige, sagt Ihr," versetzte der Fremde. „Warum die einzige?" „Ach," lautete die Antwort des augen-

scheinlich gut unterrichteten und gern erzählenden Gewährsmannes, der nun mit dem Unbekannten einige Schritte seitwärts trat, „Balthasar Wendelins Haar ist vor der Zeit gebleicht, denn während der letzten Jahrzehnte hat der wackere Alte gar zu viel häuslichen Kummer gehabt! Seine gute, nun auch längst verstorbene Hausfrau schenkte ihm drei Söhne und eine Tochter; diese letztere steuerte der Vater sehr stattlich aus und gab sie, wie gesagt, jenem Lübecker Kaufherrn zum ehelichen Gemahl; die beiden ältesten Söhne aber traten in fürstliche Dienste. In einer schnellen und glänzenden Laufbahn haben sie ihren alten Vater ganz und gar vergessen; ja, sie schämten sich seines schlichten, bürgerlichen, aber ehrenvollen Namens und vertauschten denselben in falscher Prunksucht mit einem stolzer klingenden Adelstitel. Als ob nicht auch unter dem bürgerlichen Wams ein edles Herz schlagen könnte!"

Der Fremde hatte die letzten Worte überhört. In Gedanken verloren, starrte er vor sich hin; endlich fuhr er auf: „Aber des Meisters dritter Sohn? Ihr spracht von drei Söhnen!"

„Willibald," sagte der Handwerker zögernd, „— denn so hieß Meister Balthasars jüngster Sohn — Willibald wollte ein Maler werden, und zwar ein Maler, wie man sie in Welschland findet; Ihr habt wohl von den berühmten Meistern gehört. Aber der Vater widersetzte sich diesen Absichten seines Sohnes, denn er achtete die Malerkunst wenig. „„Es gibt keine edlere Kunst als die alte Goldschmiedekunst,"" sagte er, „„du sollst Goldschmied werden wie ich und später einmal mein Werk fortführen."" Und als Willibald, heranwachsend, oft tagelang seinen ersten Versuchen mit dem Kohlenstifte nachhing, endlich immer dringender nach Pinsel, Palette und Leinwand verlangte und seinen entschiedenen Willen bekundete, Maler zu werden, da donnerte einst der Vater ihn an: „„Willst du nicht gehorchen, so sollst du mir fort aus dem Hause. Einen Farbenkleckser will ich nicht zum Kinde haben!"" Als der Sohn aber trotz der entschiedenen Weigerung des Vaters auf seinem Willen beharrte, kam es dazu, daß der Alte ihn zwingen wollte, in seine Werkstatt einzutreten." — „Und was geschah?" fragte der Unbekannte hastig und aufgeregt. „Tags darauf — war Willibald Wendelin verschwunden. Darüber sind nun wohl an die sechzehn oder achtzehn Jahre verstrichen; man hat in unserer ehrsamen Stadt nie wieder von ihm gehört. Ob er noch lebt, oder ob er tot ist, ob er vielleicht unter die Landsknechte oder auf ein Schiff der Hansa gegangen sein mag — niemand weiß es; keiner hat darüber je Auskunft gegeben."

Während der letzten Worte des Sprechers entstand ein Laufen und Drängen; alles strömte nach einer bestimmten Richtung. Auch der Fremde und sein redseliger Freund folgten dem allgemeinen Zuge, der sich dem wohlbekannten Laden des Meisters Balthasar Wendelin zuwandte, denn die Stunde der Versteigerung war gekommen. Ein Schwarm von Gaffern, Kennern, Liebhabern, Kauflustigen und müßigen Neugierigen wälzte sich herbei, die Türen des Goldschmiedehauses öffneten sich weit, und nach kurzer Vorbereitung begannen die öffentlichen Ausrufer eintönig ihr Geschäft.

Kunstreich verzierte Teller, Schüsseln, Kannen, Becher, Trinkgeschirre, Tafelaufsätze und schön gearbeitete Geräte aller Art standen wohlgeordnet da, um feilgeboten zu werden; auch sah man eine Menge edler Steine und wertvoller Schmucksachen. Die letzteren kamen zunächst an die Reihe und waren bald zu guten Preisen verkauft; alsdann wurden die eigentlichen Meisterstücke des berühmten Goldschmieds herbeigetragen, welche sämtlich mit staunenswürdigem Fleiße und ebenso großer Kunstfertigkeit gearbeitet waren. Da sah man Kelche mit Reliefs, meist nach Erzählungen der Bibel, Monstranzen, Statuetten, kunstvollen Zierat aller Art und kostbares Geschmeide in der geschmackvollsten Fassung, alles in schwer zu erreichender, kaum zu übertreffender Vollkommenheit.

Solange noch die gewöhnlicheren, minder bedeutenden Stücke aus seinen Vorräten zur Versteigerung gekommen waren, hatte der greise Meister Balthasar Wendelin in einem großen Lehnstuhle still in einer Ecke des Ladens gesessen. Als aber die Ausrufer, in ihrem Geschäft fortfahrend, die köstlichsten Erzeugnisse seiner Hände — unter diesen solche, denen er nebst vielen anderen, die man in Klöstern, Kirchen und Herrenhäusern fand, seinen ganzen Ruf als geschickter Meister verdankte, — in marktschreierischer Weise Kauflustigen anzupreisen begannen, da konnte der alte Mann seine tiefe, schmerzliche Erregung nicht länger unterdrücken; jählings sprang er auf, und wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, ging er um seine Schätze immer im Kreise herum wie eine Mutter um die Wiege ihres kranken Kindes. Dabei durchflog ein krampfhaftes Zittern seinen Körper, und seine Augen bohrten sich gleichsam in die Kunstwerke ein, welche ihrem Schöpfer nun entrissen werden sollten.

„Sechs getriebene Becher von feinem Golde!" rief jetzt einer der Ausrufer in gleichgültigem Tone.

„Sechzig Goldgülden!" rief eine Stimme. „Sechshundert!" schallte es kurz und fest aus einem Winkel des Zimmers.

„Siebenhundert!" — „Achthundert!" hörte man in kurzen Pausen.

„Zweitausend Goldgülden!" ertönte jetzt plötzlich die nämliche Stimme, welche vorhin das Zehnfache des ersten Einsatzes geboten hatte. Allgemeine tiefe Stille folgte diesem Rufe; niemand wagte mehr zu bieten. Die kostbaren Becher wurden beiseite gestellt und mit einem Pergamentstreifchen versehen, auf dem das Wort „Verkauft" und eine Nummer zu lesen war.

Meister Balthasar atmete kaum; seine Brust war wie zugeschnürt, sein Gesicht bleich und fahl. Seine Knie erbebten; dennoch blieb er, mit der Hand auf den Tisch sich stützend, aufrecht neben dem Beamten, welcher die Meistgebote, die getan wurden, auf einem Täfelchen vermerkte. Nach und nach kam eine überaus bedeutende Summe zusammen — endlich war alles verkauft. Als das letzte Stück unter den Hammer kam, warf der greise Goldschmied einen trüben Blick um sich her, ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, eine Träne rann ihm die Wange hinab in seinen weißen Bart. Der schrecklichste Augenblick für den alten Mann nahte sich, nämlich derjenige, in welchem alle diese Kostbarkeiten, die zum Teil mit ihm alt geworden und doch unverwüstlich neu und schön

geblieben waren, die in seinen Augen gleichsam Schutzgötter seines Hauses bildeten, und von denen jedes einzelne Stück seine Geschichte hatte, für immer fortgeschafft werden sollten.

„Ich bitte um Angabe der Namen aller Käufer der letzten siebenundzwanzig Nummern!" schnarrte einer der Beamten. „Es ist nur ein Käufer," entgegnete der Mann mit dem Täfelchen. „Er hat erstaunlich hohe Gebote getan," fuhr er mit einer etwas mißtrauischen Miene fort, indem er seine Aufzeichnungen mit einem Blicke überflog; „er möge kommen, sich über seine Person ausweisen und seine Einkäufe bezahlen."

In dem Halbdunkel jenes Winkels, aus welchem zum wachsenden Erstaunen der Anwesenden ein sehr hohes Gebot nach dem andern erschollen war, entstand ein Gedränge; man wich zur Seite vor einem stattlichen Manne in der Blüte seiner Jahre, der nun zu den Verkaufstischen trat. Sein Gesicht war sanft und einnehmend gebildet; lange, blonde Locken umrahmten das edle Haupt und flossen in eins zusammen mit dem krausen, kurzen Vollbarte. Eine barettartige Sammetkappe bedeckte den Kopf. Die Kleidung des Mannes war kostbar und nach dem neuesten Schnitt. Als er sich Bahn brach durch die Menge, streifte die pelzverbrämte Schaube sich etwas zurück von den kräftigen Schultern, so daß man gewahrte, wie eine schwere goldene Kette mit dem Bildnisse eines Fürsten auf der daran hängenden großen Schaumünze sich ihm um den Nacken schlang. Unschwer erkennen wir in dieser stattlichen Erscheinung den Fremden wieder, welcher kurz vor dem Beginn der Versteigerung mit dem Meister Küfer sich über Balthasar Wendelins Schicksale unterhalten hatte.

Vor den Verkaufstisch tretend, legte der junge Mann einen schweren ledernen Beutel auf denselben nieder. „Hier das Geld!" sagte die zuvor beim Bieten so kräftige Stimme jetzt leise und bebend; „zählt nach, ich bitte!"

Der Beamte, an den diese Worte gerichtet waren, verneigte sich tief. „Sehr gut, edler Herr!" antwortete er; „doch zuvor muß ich Euch um Euern Namen bitten. Er muß in die Verkaufslisten eingetragen werden; so will es das Gesetz."

Der Unbekannte zögerte mit der Antwort. „Schreibt..." sagte er endlich, während der greise Goldschmied angstvoll jedem seiner Worte lauschte, immer vor dem Augenblicke zitternd, wo der Fremde sein neuerworbenes Eigentum fortschaffen lassen würde, „— schreibt — Willibald Wendelin, Meister Balthasars Sohn!"

Diese Worte des Fremden wirkten auf den alten Mann wie ein Donnerschlag. Rasch trat er auf den Sprecher zu und starrte ihn einen Augenblick sprachlos an, dann sank er ihm an die Brust mit dem Schrei: „Willi, mein guter Willi — bist du es denn wirklich, den ich da in meinen Armen halte? O mein Sohn, fest will ich dich an mein Herz drücken und nimmer von dir lassen! Du hast deinen alten Vater nicht vergessen, du grollst ihm nicht mehr?" „Ich meinem treuen Vater grollen?" rief Willibald tiefbewegt; „um Verzeihung muß ich Euch bitten, daß ich Euch durch meine Widersetzlichkeit, meine Flucht und die lange Entfernung vom Vaterhause Kummer bereitet habe! Aber ich rechne

auf die Liebe und das versöhnliche Herz eines Vaters; diese beiden rufe ich an, sie seien meine Fürsprecher!" „Eines solchen bedarfst du nicht," entgegnete Meister Balthasar, den Wiedergefundenen abermals an seine Brust ziehend; „laß uns schweigen über die Vergangenheit, alles sei zwischen uns vergeben und vergessen!"

„Junge Leute täuschen sich gar oft bei der Wahl ihres künftigen Lebensberufes," erwiderte der Sohn mit ernster Stimme; „sie müssen erst beweisen, daß sie zu den Auserwählten gehören, ehe man sie selbständig gewähren läßt. Wohl wart Ihr strenge gegen mich, mein Vater; aber diese Strenge war auf den weisen Gedanken gestützt, daß ein tüchtiger Goldschmied oder Handwerksmann, der emsig und pflichttreu im kleinen Kreise segensvoll wirkt, mehr wert sei, als ein mittelmäßiger Maler, der es zu nichts Tüchtigem bringt. Ihr wart also ganz in Euerm Rechte, mein Vater — aber gesteht auch, daß ich ein wenig in dem meinigen gewesen bin, als ich dem Rufe meiner inneren Stimme folgen wollte." Bescheiden fuhr er fort: „Des deutschen Kaisers glorreiche Majestät hat mir manchen ehrenvollen Auftrag erteilt, durch seine fürstliche Unterstützung habe ich zu meiner Ausbildung weite Reisen, sogar über das Meer, nach dem fernen Heiligen Lande, unternehmen können; doch immer war mein Sinn und Gedanke daheim bei Euch und bei meinen lieben Mitbürgern, die ich auch in der Fremde nie vergaß. Denn wie soll ein Mann Liebe zum großen deutschen Vaterlande hegen, wenn er nicht zuerst in Treue und Dankbarkeit an jener Scholle hängt, wo seine Wiege stand? Darum sehnte ich den Augenblick herbei, in welchem ich vor Euch, mein Vater, hintreten und Euch sagen konnte: Ich habe Euch, ich habe meiner Vaterstadt keine Schande gemacht — nehmt mich wieder auf und laßt mich froh der Eure sein! Wollt Ihr?"

Ein stürmischer Jubelruf der Anwesenden, an welche diese Worte halb und halb mitgerichtet waren, wurde laut, begeistert drängten alle sich herbei, um Vater und Sohn herzlich zu beglückwünschen. Von der Versteigerung war nun keine Rede mehr; „meine Kunst," erklärte Willibald, „war einträglich genug, um mich in den Stand zu setzen, Euch, mein Vater, Eure Lieblingsschätze zurückzukaufen und einen ruhigen Lebensabend zu bereiten." „Gesegnet seist du, mein geliebtes Kind!" rief der Greis unter Tränen, indem er seinen Sohn innig auf die Stirn küßte, „und gesegnet sei die Stunde deiner Heimkehr! Du hast heute bewiesen, daß der Mann von großen, gottbegnadeten Gaben und der edle Mensch in dir vereinigt sind. So sollte es immer sein; immer sollte ein von der Vorsehung dargeliehenes Pfund nur zu den edelsten, den höchsten Zwecken angewendet werden."

Dem mit diesen Worten ausgesprochenen Grundsatze seines greisen Vaters blieb Willibald Wendelin treu, solange er lebte; der Hauptkirche seiner Vaterstadt aber machte er zur Erinnerung an seine Heimkehr nach jahrelanger Entfernung später jenes Bild zum Geschenk, auf dem sich der wackere Künstler selbst als Reisender darstellte.

Hermann Uhde.

3. Heimkehr.

1. Seh' ich dich wieder, mein Vaterhaus!
Die ganze Natur bricht in Jubel aus,
Alle Büsche und Bäume klingen und blühn,
Die schwellenden Wiesen blitzen und glühn,
Die Blumen duften, die Drossel schlägt,
Als fühlten sie mit, was mein Herz bewegt!

2. Ich blicke dankend zum Himmel empor,
Hell jubelnd schmettert der Lerchen Chor,
Und wie Wanderburschen, lustig und frei,
Ziehn oben die lichthellen Wölkchen vorbei,
Und Käfer und Bienen umschwirren mich,
Als wären sie alle so glücklich wie ich.

3. Die Mütze mit Eichengrün umlaubt,
Ich schwinge sie jubelnd empor vom Haupt,
Und den Stab hoch in der anderen Hand,
Grüß' ich Vaterhaus und Heimatland.
Schon seh' ich die Mutter — wie wallt mir die Brust!
O Stunde der Heimkehr, o seligste Lust!

Friedrich Bodenstedt.

---

4. Das Schloß Boncourt.

1. Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergessen geglaubt?

2. Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Türme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Tor.

3. Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

4. Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.

5. Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab;
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

6. Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

7. So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

8. Sei fruchtbar, o teurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

9. Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

Adalbert v. Chamisso.

---

5. Der siebzigste Geburtstag.

Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm in dem Lehnstuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Jucht voll schwellender Haare geziert war:
Tamm, seit vierzig Jahren in Stolp, dem gesegneten Freidorf,
Organist, Schulmeister zugleich und ehrsamer Küster,
Der fast allen im Dorf, bis auf wenige Greise der Vorzeit,
Einst Taufwasser gereicht und Sitte gelehrt und Erkenntnis,
Dann zur Trauung gespielt und hinweg schon manchen gesungen.
Oft nun faltend die Händ' und oft mit lauterem Murmeln
Las er die tröstenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählich
Starrte sein Blick, und er sank in erquickenden Mittagsschlummer.
Festlich prangte der Greis in gestreifter kalmankener Jacke,
Und bei entglittener Brill' und silberfarbenem Haupthaar
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt und geschmückt mit goldener Troddel.

Denn er feierte heute den siebzigsten, frohen Geburtstag,
Froh des erlebeten Heils. Sein einziger Sohn, Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel gepredigt und, von dem Pfarrer
Ausersehn für die Kirche, mit Not vollendet die Laufbahn
Durch die lateinische Schul' und die teuere Akademie durch,
Der war jetzt einhellig erwähleter Pfarrer in Merliz
Und seit kurzem vermählt mit der wirtlichen Tochter des Vorfahrs.
Fernher hatte der Sohn zur Verherrlichung seines Geburtstags
Edlen Tabak mit der Fracht und stärkende Weine gesendet,
Auch in dem Briefe gelobt, er selbst und die freundliche Gattin,
Hemmeten nicht Hohlweg' und verschneiete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen sie beide, das Fest mit dem Vater zu feiern
Und zu empfahn den Segen von ihm und der würdigen Mutter.
Eine versiegelte Flasche mit Rheinwein hatte der Vater
Froh sich gespendet zum Mahl und mit Mütterchen auf die Gesundheit
Ihres Sohns Zacharias geklingt und der freundlichen Gattin,
Die sie so gerne noch sähen und Töchterchen nennten, und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin oder des Enkels!
Viel noch sprachen sie fort von Tagen des Grams und der Tröstung,
Und wie sich alles nunmehr auflös' in behagliches Alter:
„Gutes gewollt mit Vertraun und Beharrlichkeit führet zum Ausgang!
Solches erfuhren wir selbst, du Trauteste; solches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer gesagt, wenn du weineteſt: Frau, nur geduldig!
Bet und vertrau! Je größer die Not, je näher die Rettung!
Schwer ist aller Beginn; wer getrost fortgehet, der kommt an!"
Feuriger rief es der Greis und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernährt' und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balsamische Trank, der alternde, löste dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn und duftete süße Betäubung.

Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geschäft sie ruheten und mit Bewirtung
Rechtliche Gäst' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter,
Hatte gefegt und geuhlt und mit feinerem Sande gestreuet,
Reine Gardinen gehängt um Fenster und luftigen Alkov,
Mit rotblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptisch
Und das bestäubte Gewächs am sonnigen Fenster gereinigt:
Knospende Ros' und Levkoj' und spanischen Pfeffer und Goldlack,
Samt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten gescheuert die zinnernen Teller und Schüsseln
Auf dem Gesims; auch hingen ein paar stettinische Krüge,
Blaugeblümt, an den Pflöcken, die Feuerkieke von Messing,
Desem und Mangelholz und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greise gestimmt und besaitet,
Stand mit bebildertem Deckel und schimmerte; unten befestigt
Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschildchen von Messing
(Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft' ihn zum Brautschatz)
Hatte sie abgestäubt und mit glänzendem Wachse gebohnet.
Oben stand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gips, Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern,
Zween Teetöpfe von Zinn und irdene Tassen und Äpfel.
Als sie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in atmendem Schlummer,
Stand das Mütterchen auf vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl,
Langsam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Leis und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht störe das klingende Glas und der Kuckuck.
Jetzo sah sie hinaus, wie die stöbernden Flocken am Fenster
Rieselten, und wie der Ost dort wirbelte, dort in den Eschen
Rauscht' und der hüpfenden Kräh'n Fußtritte verweht' an der Scheuer.
Lange mit ernstem Gesicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
Stand sie vertieft in Gedanken und flüsterte halb, was sie dachte:
„Lieber Gott, wie es stürmt und der Schnee in den Gründen sich anhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reisen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz,
Hungrig oft und zerlumpt! Kein Mensch wohl jagte bei solchem
Wetter den Hund aus der Türe, wer seines Viehs sich erbarmet!
Dennoch kommt mein Söhnchen, das Fest mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er, von Kind auf! Gar zu besonders
Wühlt mir das Herz! Und seht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt und das Pfötchen sich leckt und den Bart und Nacken sich putzet!
Das bedeutet ja Fremde nach aller Vernünftigen Urteil!"
Sprach's und trat an den Spiegel, die festliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verschob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwiespalt;
Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, sie auf den Enkel.
„Nicht ganz schäme sich meiner die Frau im modischen Kopfzeug!"
Dachte sie leis im Herzen und lächelte selber der Torheit.

Neben dem schlummernden Greis an der andern Ecke des Tisches
Deckte sie jetzo ein Tuch von fein gemodeltem Drillich,
Stellete dann die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung.
Auch die blecherne Dos' und darin großklumpigen Zucker
Trug sie hervor aus dem Schrank und scheuchte die sumsenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft.
Auch dem Gesims enthob sie ein paar Tonpfeifen mit Posen,
Grün und rot, und legte Tabak auf den zinnernen Teller.

Als sie drinnen nunmehr den Empfang der Kinder bereitet,
Ging sie hinaus vorsichtig, damit nicht knarrte der Drücker.
Aus der Gesindestube darauf vom rummelnden Spulrad
Rief sie, die Tür halb öffnend, Marie, die geschäftige Hausmagd,
Welche gehaspeltes Garn von der Wind' abspulte zum Weben,
Hastigen Schwungs, von dem Weber gemahnt und eigenem Ehrgeiz.
Heiser ertönte der Ruf, und gehemmt war plötzlich der Umschwung:
„Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken,
Daß ich frisch (denn er schmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee;
Heize mit Kien dann wieder und Torf und büchenem Stammholz,
Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater.
Sinkt das Feuer in Glut, dann schiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in der Nacht fortglimme, dem leidigen Froste zur Abwehr.
Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge, wenn sie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruhn und am wärmenden Ofen im Winter;
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Auftaun."

Und der Ermahnenden folgte Marie und sprach im Herausgehn:
„Barsch durchkältet der Ost; wer im Sturm lustreiset, ist unklug;
Nur ein wähliges Paar wie das unsrige dammelt hindurch wohl.
Wärmenden Trank auch bracht' ich den Kälberchen heut und den Milchkühn,
Auch viel wärmende Streu in das Fach. Schönmädchen und Blüming
Brummten am Trog und leckten die Hand und ließen sich kraueln."

Sprach's und sobald sie dem Ofen die funkelnden Kohlen entscharret,
Legte sie Feurung hinein und weckte die Glut mit dem Blasbalg,
Hustend, und schimpfte den Rauch und wischte die tränenden Augen.
Emsig stand an dem Herde das Mütterchen, brannte den Kaffee
Über der Glut in der Pfann' und rührte mit hölzernem Löffel.
Knatternd schwitzten die Bohnen und bräunten sich, während ein dicker,
Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,
Schüttete Bohnen darauf, und fest mit den Knien sie zwängend,
Hielt sie den Rumpf in der Linken und drehete munter den Knopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schoß haushälterisch sammelnd,
Goß sie auf graues Papier den grobgemahlenen Kaffee.
Plötzlich hemmte sie nun die rasselnde Mühl' in dem Umlauf,
Und zu Marie, die den Ofen verspündete, sprach sie gebietend:
„Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in das Backhaus,
Daß, wenn der Schlitten sich naht, das Gebell nicht störe den Vater.

Denkt auch Thoms an die Karpfen für unsern Sohn und den Pastor,
Der uns zu Abend beehrt, ihr Lieblingsessen von alters?
Hol' er vor dunkeler Nacht; sonst geht ihm der kitzlige Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab! Aus Vorsicht bring ihm den Beutel.
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir gestopfet,
Splitterte! Bring ihm das Beil und bedeut' ihn! Dann im Vorbeigehn
Steig auf den Taubenschlag und sieh, ob der Schlitten nicht ankommt!"
Kaum gesagt, so enteilte Marie, die geschäftige Hausmagd,
Nehmend von rußichter Mauer das Beil und den maschigen Beutel,
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus,
Fern an den Garten hinab, und schloß mit der Krampe den Kerker.
Anfangs kratzte der Dogg' und winselte; aber sobald er
Wärme roch vom frischen Gebäck des festlichen Brotes,
Sprang er behend auf den Ofen und streckt' ausruhend die Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling schnitt, denn ihn fror; und sie sagt' in der Eile den Auftrag:
„Splittere Holz für die Gans und hol in dem Beutel die Karpfen,
Thoms, vor dunkeler Nacht; sonst geht dir der kitzlige Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unserem Sohn und dem Pastor!"
Thoms antwortete drauf und stellte die Häckerlinglad' hin:
„Splitter, Marie, und Karpfen verschaff' ich dir früher, denn not ist;
Wenn an dem heutigen Tage sich kitzelig zeiget der Fischer,
Treib' ich den Kitzel ihm aus, und bald ist der Hälter geöffnet!"
Also der rüstige Knecht; da rannte sie durch das Gestöber,
Stieg auf den Taubenschlag und pustete, rieb sich die Hände,
Steckte sie unter die Schürz' und schlug sich über die Schultern.
Als sie mit schärferem Blick in des Schnees umnebelnden Wirbeln
Spähete, siehe, da kam's mit verdecktem Gestühl wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
Stieg sie herab und brachte der emsigen Mutter die Botschaft,
Welche der Milch abschöpfte den Rahm zu festlichem Kaffee:
„Mutter, es kommt wie ein Schlitten; ich weiß nicht sicher, doch glaub' ich!"
Also Marie. Da verlor die erschrockene Mutter den Löffel.
Und ihr bebten die Knie, und sie lief mit klopfendem Herzen,
Atemlos; ihr entflog im hastigen Lauf der Pantoffel.
Jene lief zu der Pfort' und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling' und das Klatschen der Peitsch' und der Pferde Getrampel.
Nun, nun lenkten herein die mutigen Ross' in den Hofraum,
Blankgeschirrt, und der Schlitten mit halb schon offnem Verdeckstuhl
Hielt an der Tür, und es schnoben, beschneit und dampfend, die Renner.
Mütterchen rief: „Willkommen daher! Willkommen, ihr Kindlein!
Lebt ihr auch noch?" und reichte die Händ' in den schönen Verdeckstuhl.
„Lebt in dem grimmigen Ost mein Töchterchen?" Dann für sich selber
Nur zu sorgen ermahnt: „Laßt, Kinderchen!" sprach sie; „dem Sturmwind
Wehret das Haus! Ich bin ja vom eisernen Kerne der Vorwelt!
Stets war unser Geschlecht steinalt und Verächter des Wetters;
Aber die jüngere Welt ist zart und scheuet die Zugluft."

Sprach's, und den Sohn, der dem Schlitten entsprang, umarmte sie eilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußsack
Und liebkoſete viel mit Kuß und bedauerndem Streicheln,
Zog dann beid', in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter,
Raſch in das Haus, dem Geſinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.
„Aber wo bleibt mein Vater? Er iſt doch geſund am Geburtstag?"
Fragte der Sohn. Schnell tuſchte mit winkendem Haupte die Mutter:
„Still! Das Väterchen hält noch Mittagsſchlummer im Lehnſtuhl.
Laß mit kindlichem Kuß dein junges Gemahl ihn erwecken!
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen ſegnet!"
Sprach's und führte ſie leis in der Schule geſäubertes Zimmer,
Voll von Tiſch und Geſtühl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln,
Wo ſie an Pflöck' aufhängte die nordiſche Wintervermummung,
Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz,
Auch den Flor, der die Wangen geſchirmt, und das ſeidene Halstuch.
Und ſie umſchloß die Enthüllten mit ſtrömender Träne der Inbrunſt:
„Tochter und Sohn, willkommen! ans Herz willkommen noch einmal!
Ihr, uns Altenden Freud', in Freud' auch altet und greiſet,
Stets einmütiges Sinns und umwohnt von gedeihenden Kindern!
Nun mag brechen das Auge, da dich wir geſehen im Amtsrock,
Sohn, und dich ihm vermählt, du friſch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Geſicht rot glühet vom Oſtwind!
O du Seelengeſicht! Denn ich duze dich, weil du es forderſt.
Aber die Stub' iſt warm, und gleich ſoll der Kaffee bereit ſein!"
Ihr um den Nacken die Arme geſchmiegt, liebkoſte die Tochter:
„Mutter, ich duze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren.
Alſo geſchah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war;
Denn du gebarſt und erzogſt mir den wackeren Sohn Zacharias,
Der an Wuchs und Gemüt, wie er ſagt, nachartet dem Vater.
Mütterchen, habe mich lieb; ich will auch artiges Kind ſein.
Fröhliches Herz und rotes Geſicht, das hab' ich beſtändig,
Auch wenn der Oſt nicht weht; mein Väterchen ſagte mir oftmals,
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Geſundheit."
Jetzo ſagte der Sohn, ſein Weib darſtellend der Mutter:
„Mütterchen, nehmt ſie auf Glauben. So zart und geſchlank, wie ſie daſteht,
Iſt ſie mit Leib und Seele vom edelſten Kerne der Vorwelt.
Daß ſie der Mutter nur nicht das Herz abſchwatze des Vaters!
Komm denn und bring als Gabe den zärtlichſten Kuß zum Geburtstag."
Schalkhaft lächelte drob und ſprach die treffliche Gattin:
„Nicht zur Geburtstagsgabe! Was Beſſeres bring' ich im Koffer
Unſerem Vater zur Luſt und dem Mütterchen, ohne dein Wiſſen!"
Sprach's und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Öffnete leiſe die Tür und ließ die Kinder hineingehn.
Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor und hing in der trauteſten Kinder Umarmung.

Johann Heinrich Voß.

6. Frau Rat.

Frau Rat, Katharine Elisabeth Textor, geboren im Jahre 1731, eine Frankfurter Bürgermeisterstochter, war vor allem durch und durch Frankfurterin, bis auf den Dialekt, dem sie stets und ungeniert treu blieb, und der auch in ihren Briefen zuweilen recht drollig zutage tritt.

Ihr Erzähltalent war schon eines Besuches wert. So wie Goethes Mutter, behauptet die Arnim, so erzähle kein Mensch. Und auch Klinger, der Dichter von Sturm und Drang, stimmt darin überein, er, der viele Abende lang auf dem Märchenschemel zu ihren Füßen wie angezaubert und angenagelt saß, während sie die sinnige, abenteuerliche, groteske, humoristische und dabei tief tragische Zauberwelt des alten deutschen Märchens mit seinen Feen, Nixen, Kobolden, Alraunen, mit seinen verwunschenen Prinzen und Prinzessinnen, Riesen, Rittern, Zwergen mit der Gabe anmutigster und fesselndster Darstellung vor ihm aufleben ließ. Es war dies die ihr eigne Lust zum Fabulieren, die Goethe hervorhebt, die von der Mutter auf den Sohn als ein angeborenes Talent überging. Hatte doch das Puppenspiel, das ihm als kleinem Knaben von der Großmutter geschenkt wurde, sowie vor allem das Märchenerzählen der Mutter zuerst die Einbildungskraft Wolfgangs geweckt und seine dichterische Darstellungsgabe angeregt. „Da saß er," erzählt die Mutter, „und da verschlang er mich bald mit seinen großen Augen, und wenn das Schicksal irgend eines Lieblings nicht recht nach seinem Willen ging, da sah ich, wie die Zornader an der Stirn schwoll, und wie er die Tränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch ehe ich eine Wendung genommen hatte: Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heiratet nicht den Schneider, und wenn er auch den Riesen totschlägt. Machte ich nun Halt und verschob die Katastrophe auf den nächsten Abend, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin alles zurechtgerückt hatte, und so ward mir meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, durch die seine ersetzt. Wenn ich dann am nächsten Abende die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: Du hast's geraten, so ist's gekommen! da war Wolfgang Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen." Dieser Kunst des Märchenerzählens verdankt die Mutter Goethes den Beinamen „Mutter Aja", der aus dem Märchen von den vier Haimonskindern hergenommen und ihr zuerst von den Gebrüdern Stolberg beigelegt wurde; ein Name, den sie in den literarischen Freundeskreisen zeitlebens führt und auch in ihren Briefen gern hört.

Frau Rat trug vor allem ein weiches, warmes Herz im Busen, womit sie Welt und Menschen liebevoll umfaßte. „Ich habe," schreibt sie, „die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, wes Alters, Standes und Geschlechts sie auch gewesen ist. Ich habe die Menschen sehr lieb, gehe ohne Prätension durch die Welt, bemoralisiere niemand, suche immer die gute Seite auszuspähen und überlasse die schlimme Dem, der die Menschen schuf, und der es am besten versteht, die Ecken abzuschleifen." Herzliches Mitgefühl bei fremdem Geschick, Freude an anderer Freude und die Lust, heimlich Freude zu bereiten, war ihr Element.

Echtes, unerschütterliches Gottvertrauen war's, was Frau Rat die innere Ruhe, den Frieden der Seele, die unverwüstliche „Frohnatur" verlieh, wie es Goethe nennt.

Auf Grund ihrer religiösen Überzeugung hatte sie sich viel praktische Lebensphilosophie angeeignet. Das beweisen ihre Briefe. „Ich kenne," schreibt sie, „viele Menschen, die gar nicht glücklich sind, die das bißchen Leben sich blutsauer machen, und an all diesem Unmut ist das Schicksal nicht im geringsten schuld. In der Ungenügsamkeit steckt der ganze Fehler. Seit einiger Zeit bin ich die Vertraute von verschiedenen Menschen gewesen, die sich alle für unglücklich halten, und ist doch kein wahres Wort daran. Man genieße die kleinen Freuden und prätendiere keine großen. Ich suche keine Dornen, hasche die kleinen Freuden; sind die Türen niedrig, so bücke ich mich, kann ich dem Stein nicht aus dem Wege gehen, so gehe ich um ihn herum, und so finde ich alle Tage etwas, das mich freut." „Da in der ganzen Natur nichts an seiner Stelle bleibt, sondern sich im ewigen Kreislauf dreht, wie kann ich da eine Ausnahme machen? Wer wird sich grämen, daß nicht immer Vollmond ist, und daß die Sonne im Oktober nicht so warm scheint wie im Juli! Nur das Gegenwärtige gut gebraucht und gar nicht daran gedacht, daß es anders sein könnte, so kommt man am besten durch die Welt, und das Durchkommen ist doch, alles überlegt, die Hauptsache. Vor der Zeit sich grämen, oder gar verzagen, war nie meine Sache. Auf Gott vertrauen, den gegenwärtigen Augenblick nutzen, den Kopf nicht verlieren, sein eignes wertes Selbst vor Krankheit bewahren, dabei will ich bleiben." „Die Freuden des Lebens sind immer auf der Flucht, darum soll man sie ja nicht durch Grillen verscheuchen, sondern sie geschwind haschen, sonst sind sie vorbei und eilen und schlüpfen ins Eia Popeia!" Und ein andermal heißt es in ihren Briefen: „Sein Gutes und Nichtgutes kennen, ist der einzige Weg, edel, groß und der Menschheit nützlich zu werden. Ein Mensch, der seine Fehler nicht weiß oder wissen will, wird eitel, in der Folge unausstehlich, voll von Prätensionen, intolerant, niemand mag ihn leiden, und wenn er das größte Genie wäre; — ich weiß davon auffallende Exempel. Aber das Gute, das wir haben, müssen wir auch wissen; das ist ebenso nötig, ebenso nützlich; ein Mensch, der nicht weiß, was er gilt, der nicht seine Kraft kennt, folglich keinen Glauben an sich hat, ist ein Tropf, der keinen festen Schritt und Tritt hat, sondern ewig am Gängelbande geht und in saeculum saeculorum Kind bleibt."

Mit ihrem Sohne hatte Goethes Mutter auch das gemein, daß sie keine Freude liebte, die mit großer Unruhe, Wirrwarr und Beschwerlichkeit verknüpft war: „Die Ruhe, die Ruhe," schreibt sie, „ist meine Seligkeit, und da Gott sie mir schenkt, genieße ich sie mit Danksagung. Ruhe und Ordnung sind Hauptzüge meines Charakters, daher tue ich alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst — liegt dann alles wieder in den alten Falten, ist alles Unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte." Daher kommt auch ihre Abneigung gegen alles Beunruhigende und Aufregende. Deshalb pflegte sie beim Mieten ihrer Dienerschaft die Bedingung

zu stellen, ihr nichts wiederzuerzählen, was irgend Schreckhaftes, Verdrießliches, sei es nun im Hause selbst oder in der Stadt oder in der Nachbarschaft vorfalle, sie möge ein für allemal nichts davon hören. Selbst Krankheiten von Freunden und Verwandten mußte man ihr möglichst verheimlichen, sie glaubte, bei ihrem weichen Herzen bange Sorge vorher nicht ertragen zu können. „O, was für ein köstliches Ding ist doch die Unwissenheit!“ ruft sie aus, wenn sie nachträglich doch davon Kunde erhält. Tritt aber die Not näher an sie heran, dann ist sie in Wirklichkeit die Tat, wie Goethe seine Mutter nannte, dann weiß sie mit voller Tatkraft und frischem Mute geschickt anzugreifen und übeln Folgen vorzubeugen. Auch konnte sie nicht leiden, an glücklich einmal überstandenes Leid und Gefahr wieder erinnert zu werden. Fröhlichkeit, schnelles Vergessen erlittener Schmerzen galt ihr als Mutter vieler Tugenden. Dieser ruhige Gleichmut und ihr heiteres Temperament halfen ihr über die Bitterkeiten des Lebens hinweg, die auch ihr nicht erspart blieben. —

Wie Frau Rat in Haus und Küche, Stube und Kammer waltete, so war nicht minder der Keller und er besonders ein Gegenstand ihrer fortwährenden Fürsorge. Die Familie hatte einen Weinberg vor dem Friedberger Tor, und Frau Rat setzte ihren Stolz darein, ihren Gästen köstlichen Nektar, einen wahren „Oberonischen“ Wein, wie sie ihn nannte, vorzusetzen. Die Weinlese galt ihr immer als ein Hauptfest. So schreibt sie einmal 1783 an die Herzogin Amalie: „Den 3. Oktober war das große Bacchusfest. Es war ein Jubel, eine Lust, ein Gejauchze! Trauben wie in Kanaan und noch obendrein die Hüll und Füll, in meinem Weinberg über ein Stück.“ — Wie oft stieg Frau Rat die dunkle Treppe zu ihrem Keller hinab, um für den Grafen Stolberg oder andere Freunde des berühmten Doktor Goethe von ihrem „Tyrannenblute“ heraufzuholen, das bei den fröhlichen Abendgesellschaften der Frau Aja nicht fehlen durfte und auch in regelmäßigen Sendungen an den Sohn nach Weimar dort am Musenhofe von Ilm-Athen ihren Keller bald berühmt machte.

Auch als die Beschwerden des Alters sich bei der Siebzigjährigen immer fühlbarer einstellten, wußte sie ihnen mit bewundernswerter Heiterkeit Trotz zu bieten. „Gott Lob,“ sagte sie zu einer Freundin, die sich nach ihrem Befinden erkundigte, „nun bin ich wieder mit mir zufrieden und kann mich auf einige Wochen hinaus leiden. Zeither bin ich unleidlich gewesen und habe mich wider den lieben Gott gewehrt wie ein klein Kind, das nimmer weiß, was an der Zeit ist. Gestern aber konnt' ich es nicht länger mit mir ansehen; da hab' ich mich selbst recht ausgescholten und zu mir gesagt: Fi, schäme dich, alte Rätin! Hast guter Tage genug gehabt in der Welt und den Wolfgang dazu, mußt, wenn die bösen kommen, nun auch fürlieb nehmen und kein so übel Gesicht machen! Was soll das mit dir vorstellen, daß du so ungeduldig und garstig bist, wenn der liebe Gott dir ein Kreuz auflegt? Willst du denn immer auf Rosen gehen, und bist übers Ziel, bist über siebenzig Jahre hinaus! Schauens, so hab' ich zu mir selbst gesagt, und gleich ist ein Nachlaß gekommen und ist besser geworden, weil ich nicht mehr so garstig war.“ —

Mit dieser Herzensheiterkeit und ihrem festen Gottvertrauen sah sie dem Tode getrost entgegen. Wie Goethe seinem Freunde Zelter mitteilt, ordnete sie ihr Leichenbegängnis bis aufs kleinste so pünktlich an, daß selbst die Weinsorte und die Größe der Bretzeln bestimmt war, womit der Leichenkondukt erquickt werden sollte. Jakobi fügt aus glaubwürdigster Quelle hinzu, sie habe den Mägden geboten, ja nicht zu wenig Rosinen in die Kuchen zu tun; das habe sie ihr Lebtag nicht leiden können, und sie würde sich noch im Grabe darüber ärgern. Das sind freilich Kleinigkeiten bei einem so ernsten Abschied, bei dem es sich um der Seele Seligkeit handelt und noch ganz andere Zurüstungen in Betracht kommen. Aber sie zeigen, mit welcher Fassung und Seelenruhe die siebenundsiebzigjährige Frau Rat am 13. September 1808 die Augen schloß.

Georg Kraetzinger.

---

7. Der Liebe Dauer.

1. O, lieb, so lang du lieben kannst!
O, lieb, so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

2. Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenschlägt!

3. Und wer dir seine Brust erschließt,
O, tu ihm, was du kannst, zulieb,
Und mach ihm jede Stunde froh,
Und mach ihm keine Stunde trüb!

4. Und hüte deine Zunge wohl;
Bald ist ein böses Wort gesagt.
O, Gott, es war nicht bös gemeint —
Der andere aber geht und klagt.

5. O, lieb, so lang du lieben kannst!
O, lieb, so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

6. Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen, trüb und naß,
— Sie sehn den andern nimmermehr —
Ins lange, feuchte Kirchhofsgras.

7. Und sprichst: O, schau auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht bös gemeint!

8. Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: Ich vergab dir längst!

9. Er tat's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Träne fiel
Um dich und um dein herbes Wort, —
Doch still — er ruht, er ist am Ziel!

10. O, lieb, so lang du lieben kannst!
O, lieb, so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Ferdinand Freiligrath.

8. Schäfers Sonntagslied.

1. Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur;
Noch eine Morgenglocke nur —
Nun Stille nah und fern.

2. Anbetend knie ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten viele ungesehn
Und beteten mit mir.

3. Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich. —
Das ist der Tag des Herrn!

Ludwig Uhland.

9. Wanderers Nachtlied.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,

Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Johann Wolfgang von Goethe.

10. Ein gleiches.

Über allen Gipfeln
Ist Ruh;
In allen Wipfeln
Spürest du

Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Johann Wolfgang von Goethe

11. Ein geistlich Abendlied.

1. Es ist so still geworden,
Verrauscht des Abends Wehn,
Nun hört man allerorten
Der Engel Füße gehn.
Rings in die Tale senket
Sich Finsternis mit Macht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket,
Und was dir bange macht!

2. Es ruht die Welt im Schweigen,
Ihr Toben ist vorbei,
Stumm ihrer Freude Reigen
Und stumm ihr Schmerzenschrei.
Hat Rosen sie geschenket,
Hat Dornen sie gebracht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket,
Und was dir bange macht!

3. Und hast du heut gefehlet,
O, schaue nicht zurück;
Empfinde dich beseelet
Von freier Gnade Glück.
Auch des Verirrten denket
Der Hirt auf hoher Wacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket,
Und was dir bange macht!

4. Nun stehn im Himmelskreise
Die Stern' in Majestät;
In gleichem, festem Gleise
Der goldne Wagen geht.
Und gleich den Sternen lenket
Er deinen Weg durch Nacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket,
Und was dir bange macht!

Gottfried Kinkel.

---

12. Das Kind der Barmherzigkeit.

Als der Allmächtige den Menschen erschaffen wollte, versammelte er, ratschlagend, die obersten Engel um sich.

„Erschaffe ihn nicht!" so sprach der Engel der Gerechtigkeit. „Er wird unbillig gegen seine Brüder sein und hart und grausam gegen den Schwächern handeln."

„Erschaffe ihn nicht!" so sprach der Engel des Friedens. „Er wird die Erde düngen mit Menschenblut; der Erstgeborene seines Geschlechts wird seinen Bruder morden."

„Dein Heiligtum wird er mit Lügen entweihen," so sprach der Engel der Wahrheit, „und ob du ihm dein Bildnis selbst, der Treue Siegel, auf sein Antlitz prägtest."

Noch sprachen sie, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngstes, liebstes Kind, zu seinem Throne trat und seine Knie umfaßte. „Bilde ihn," sprach sie, „Vater, zu deinem Bilde selbst, ein Liebling deiner Güte! Wenn alle deine Diener ihn verlassen, will ich ihn suchen und ihm liebend beistehn und seine Fehler selbst zum Guten lenken. Des Schwachen Herz will ich mitleidig machen und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und der Wahrheit irret, wenn er Gerechtigkeit und Billigkeit beleidigt, so sollen seines Irrtums Folgen selbst zurück ihn führen und mit Liebe bessern."

Der Vater der Menschen bildete den Menschen, ein fehlbar schwaches Geschöpf, aber in seinen Fehlern selbst ein Zögling seiner Güte, Sohn der Barmherzigkeit, Sohn der Liebe, die nimmer ihn verläßt, ihn immer bessernd.

Johann Gottfried v. Herder.

13. Aus der Jugendzeit.

1. Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar.
O, wie liegt so weit, o, wie liegt so weit,
Was mein einst war!

2. Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt?

3. „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer."

4. O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund,
Wie Salomo!

5. O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum!

6. Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer.

7. Wohl die Schwalbe kehrt', wohl die Schwalbe kehrt',
Und der leere Kasten schwoll;
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nie mehr voll.

8. Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst;
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf, wie einst:

9. „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer!"

Friedrich Rückert.

14. Trost.

1. Wenn alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar nichts nähme
Und gäb dir keine Last:
Wie wär's da um dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär' dir die Welt.

2. Nun fällt eins nach dem andern,
Manch süßes Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen ist gebrochen,
Und deine Seele hofft! —
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft.

Friedrich de la Motte Fouqué.

---

15. Der Wirtin Töchterlein.

1. Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirtin, da kehrten sie ein:

2. „Frau Wirtin! hat sie gut Bier und Wein?
Wo hat sie ihr schönes Töchterlein?"

3. „Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Totenbahr."

4. Und als sie traten zur Kammer hinein,
Da lag sie in einem schwarzen Schrein.

5. Der erste, der schlug den Schleier zurück
Und schaute sie an mit traurigem Blick:

6. „Ach! lebtest du noch, du schöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieser Zeit."

7. Der zweite deckte den Schleier zu
Und kehrte sich ab und weinte dazu:

8. „Ach! daß du liegst auf der Totenbahr!
Ich hab' dich geliebet so manches Jahr."

9. Der dritte hub ihn wieder sogleich
Und küßte sie an den Mund so bleich:

10. „Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit."

Ludwig Uhland.

---

16. Die Kapelle.

1. Droben ſtehet die Kapelle,
Schauet ſtill ins Tal hinab,
Drunten ſingt bei Wieſ' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

2. Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille ſind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauſcht empor.

3. Droben bringt man ſie zu Grabe,
Die ſich freuten in dem Tal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe!
Dir auch ſingt man dort einmal.

Ludwig Uhland.

---

17. Sonntagsfrühe.

1. Der Samſtig het zum Sunntig gſeit:
„Jez hani alli ſchlofe gleit;
Sie ſin vom Schaffe her und hi
Gar ſölli müed und ſchlöfrig gſi,
Und 's goht mer ſchier gar ſelber ſo,
I cha faſt uf kei Bei meh ſtoh."

2. So ſeit er, und wo's Zwölfi ſchlacht,
Se ſinkt er aben in d'Mitternacht.
De Sunntig ſeit: „Jez iſch's an mir!"
Gar ſtill und heimli bſchließt er d'Tür.
Er düſelet hinter de Sterne no,
Und cha ſchier gar nit obſi cho.

3. Doch endli ribt er d'Augen us,
Er chunnt der Sunn an Tür und Hus;
Sie ſchloft im ſtille Chämmerli;
Er pöpperlet am Lädemli;
Er rüeft der Sunne: „D'Zit iſch do!"
Sie ſeit: „I chumm enanderno."

4. Und lisli uf de Zeeche goht
Und heiter uf de Berge ſtoht
Der Sunntig, und 's ſchloft alles no;
Es ſieht und hört en niemes goh;
Er chunnt ins Dorf mit ſtillem Tritt,
Und winkt im Guhl: „Verrot mi nit!"

5. Und wemmen endli au verwacht,
Und gſchlofe het di ganzi Nacht,
So ſtoht er do im Sunneſchii
Und luegt eim zu de Fenſtern i
Mit ſinen Auge mild und guet,
Und mittem Meyen uffem Huet.

6. Drum meint er's treu, und was i ſag,
Es freut en, wemme ſchlofe mag,
Und meint, es ſeig no dunkel Nacht,
Wenn d'Sunn am heit're Himmel lacht.
Drum iſch er au ſo lisli cho;
Drum ſtoht er au ſo liebli do.

7. Wie glitzeret uf Gras und Laub
Vom Morgetau der Silberſtaub!
Wie weiht e friſchi Mayeluft,
Voll Chrieſi-Blueſt und Schleechebuft!
Und d'Immli ſammle flink und friſch,
Sie wüſſe nit, aß 's Sunntig iſch.

8. Wie pranget nit im Garteland
Der Chrieſi-Baum im Mayegwand,
Gel-Veieli und Tulipa,
Und Sterneblueme nebe dra.
Und gfüllti Zinkli blau und wiiß,
Me meint, me lueg ins Paradies!

9. Und 's iſch ſo ſtill und heimli do,
Men iſch ſo rüeihig und ſo froh!
Me hört im Dorf kei Hüſt und Hott;
E Guete Tag, und Dank der Gott,
Und 's git Gottlob e ſchöne Tag,
Iſch alles, was me höre mag.

10. Und 's Vögeli ſeit: „Frili jo!
Potz tauſig, jo, do iſch er ſcho!
Er bringt jo i ſi'm Himmelsglaſt
Dur Blueſt und Laub in Hurſt und Naſt!"
Und 's Diſtelzwigli vorne dra
Het 's Sunntigröckli au ſcho a.

11. Sie lüte weger 's Zeiche ſcho,
der Pfarer, ſchint's, well zitli cho,
Gang, brech mer eis Aurikli ab,
verwüſchet mer der Staub nit drab;
und Chüngeli, leg di weidli a,
de mueſch derno ne Meye ha!

Johann Peter Hebel.

Strophe 1. gſeit—geſagt; hani—hab' ich; ſölli—ſehr; gſi—geweſen; cha—kann.
„ 2. aben—hinab; obſi cho—zu ſich kommen.
„ 3. chunnt—kommt; enanderno—einandernach, ſogleich.
„ 4. en—ihn; im Guhl—dem Hahn.
„ 5. luegt—ſieht; mittem Meyen—mit einem Blumenſtrauß.
„ 7. Chrieſi-Blueſt—Kirſchblüte. | Strophe 8. Zinkli—Hyazinthen.
„ 10. Glaſt—Glanz; Hurſt—Strauch; Naſt—Neſt; Diſtelzwigli—Diſtelfink.
„ 11. weger—wahrlich; Chüngeli—Kunigunde.

18. Mahnung.

1. Hütet eure Zungen
Vor Beleidigungen!
Laßt kein böses Wort hervor;
Stoßt den Riegel vor das Tor!
Stoßt den Riegel vor das Tor!
Laßt kein böses Wort hervor!
Vor Beleidigungen
Hütet eure Zungen!

2. Hütet eure Augen!
Blendung will nicht taugen.
Laßt sie weg vom Bösen sehn!
Lehrt sie nur das Gute spähn!
Lehrt sie nur das Gute spähn!
Laßt sie weg vom Bösen sehn!
Blendung will nicht taugen,
Hütet eure Augen!

3. Hütet eure Ohren,
Oder ihr seid Toren!
Laßt kein böses Wort darin,
Es verunehrt euren Sinn!
Es verunehrt euren Sinn,
Laßt kein böses Wort darin,
Oder ihr seid Toren!
Hütet eure Ohren!

4. Ohren, Augen, Zungen
Hütet, liebe Jungen!
Leider walten diese drei
Allzu rasch und allzu frei.
Allzu rasch und allzu frei
Walten leider diese drei.
Hütet, liebe Jungen,
Augen, Ohren, Zungen!

Walther von der Vogelweide.

---

19. Parabel.

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kamel am Halfterband.
Das Tier mit grimmigen Gebärden
Urplötzlich anfing scheu zu werden
Und tat so ganz entsetzlich schnaufen,
Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Wege da.
Das Tier hört' er im Rücken schnauben;
Das mußt' ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
Er stürzte nicht, er schwebte noch.

Gewachsen war ein Brombeerstrauch
Aus des geborstnen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest tat klammern
Und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und sah
Dort das Kamelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt' oben fassen wieder.
Dann blickt er in den Brunnen nieder;
Da sah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
Der drunten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunterfallen sollte.

So schwebend in der beiden Mitte,
Da sah der Arme noch das dritte:
Wo in die Mauerspalte ging
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,
Da sah er still ein Mäusepaar,
Schwarz eine, weiß die andre war.
Er sah die schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spülten;
Und wie sie rieselnd niederrann,
Der Drach' im Grund aufblickte dann,
Zu sehn, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angst und Furcht und Not,
Umstellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens,
Sah sich nach Rettung um vergebens.

Und da er also um sich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
Da konnt' er doch der Lust nicht wehren.
Er sah nicht des Kameles Wut
Und nicht den Drachen in der Flut
Und nicht der Mäuse Tückespiel,
Als ihm die Beer' ins Auge fiel.
Er ließ das Tier von oben rauschen
Und unter sich den Drachen lauschen
Und neben sich die Mäuse nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen.
Sie deuchten ihm zu essen gut,
Aß Beer' auf Beerlein wohlgemut,
Und durch die Süßigkeit im Essen
War alle seine Furcht vergessen. —

Du fragst: Wer ist der töricht' Mann,
Der so die Furcht vergessen kann?
So wisst', o Freund, der Mann bist du;
Vernimm die Deutung auch dazu:
Es ist der Drach' im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund;
Und das Kamel, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Not.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt muß schweben.
Die beiden, so die Wurzel nagen,
Dich samt den Zweigen, die dich tragen,

Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen;
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
Lockt dich die Beere Sinnenlust,
Daß du Kamel, die Lebensnot,
Daß du im Grund den Drachen Tod,
Daß du die Mäuse Tag und Nacht
Vergissest und auf nichts hast acht,
Als daß du recht viel Beerlein haschest,
Aus Grabes Brunnenritzen naschest.

Friedrich Rückert.

---

20. Der Postillon.

1. Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

2. Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf der Straßen.

3. Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

4. Heimlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüten Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

5. Rauher war mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen,
Über Berg und Tal davon
Frisch sein Horn erschallen.

6. Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.

7. Wald und Flur im schnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei wie Traumesflug
Schwand der Dörfer Frieden.

8. Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

9. Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch in stummer Trauer.

10. Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

11. „Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's Euch nicht gefährden;
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

12. Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig schade!
Keiner blies das Horn so hell
Wie mein Kamerade.

13. Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen."

14. Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh
Seinem Bruder dränge.

15. Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der tote Postillon
Stimmt' in seine Lieder. —

16. Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel.
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Nikolaus Lenau.

---

21. Der Kommandant und die badischen Jäger in Hersfeld.

Folgende Begebenheit verdient, daß sie im Andenken bleibe, und wer keine Freude daran hat, den will ich nicht loben.

Im Winter 1806—1807, als die französische Armee und ein großer Teil der bundesgenössischen Truppen in Polen und Preußen stand, befand sich ein Teil des badischen Jägerregiments in Hessen und in der Stadt Hersfeld auf seinem Posten. Denn dieses Land hatte der Kaiser im Anfang des Feldzuges eingenommen und mit Mannschaft besetzt. Da gab es nun von seiten der Einwohner, denen das Alte besser gefiel als das Neue, mancherlei Unordnungen, und es wurden besonders in dem Orte Hersfeld mehrere Widersetzlichkeiten ausgeübt und unter andern ein französischer Offizier getötet. Das konnte der französische Kaiser nicht geschehen lassen, daß auch hinter ihm Feindseligkeiten ausbrachen und ein kleiner Funke sich zu einer großen Feuersbrunst entzündete, während er mit einem zahlreichen Feind im Angesichte kämpfte. Die armen Einwohner von Hersfeld bekamen daher bald Ursache, ihre unüberlegte Kühnheit zu bereuen. Denn der französische Kaiser befahl, die Stadt Hersfeld zu plündern und alsdann an vier Orten anzuzünden und in Asche zu legen. Dieses Hersfeld ist ein Ort, der viele Fabriken und daher auch viele reiche und wohlhabende Einwohner und schöne Gebäude hat; und ein Menschenherz kann wohl empfinden, wie es nun den armen Leuten, den Vätern und Müttern zumute war, als sie die Schreckenspost vernahmen. Der arme Mann, dem sein Hab und Gut auf einmal auf dem Arm konnte weggetragen werden, war jetzt so übel dran als der Reiche, dem man es auf vielen Wagen nicht wegführen konnte; und in der Asche sind die großen Häuser auf dem Platz und die kleinen in den Winkeln auch so gleich als die reichen Leute und die armen Leute auf dem Kirchhof. Nun, zum schlimmsten kam es nicht. Auf Fürbitte des französischen Kommandanten in Kassel und Hersfeld wurde die Strafe so gemildert: es sollten zwar nur vier Häuser verbrannt werden, und dies war glimpflich; aber bei der Plünderung sollte es bleiben, und das war noch hart genug. Die unglücklichen

Einwohner waren auch, als sie diesen letzten Bescheid hörten, so erschrocken, so alles Mutes und aller Besinnung beraubt, daß sie der menschenfreundliche Kommandant selber ermahnen mußte, statt des vergeblichen Klagens und Bittens die kurze Frist zu benutzen und ihr Bestes noch geschwind auf die Seite zu schaffen. Die fürchterliche Stunde schlug, die Trommel wirbelte ins Klaggeschrei der Unglücklichen. Durch das Getümmel der Flüchtenden und Fliehenden und Verzweifelten eilten die Soldaten auf ihren Sammelplatz. Da trat der brave Kommandant von Hersfeld vor die Reihen seiner badischen Jäger, stellte ihnen zuerst das traurige Schicksal der Einwohner lebhaft vor die Augen und sagte hierauf: „Soldaten, die Erlaubnis zu plündern fängt jetzt an. Wer dazu Lust hat, der trete heraus aus dem Glied!“ Kein Mann trat aus dem Glied, nicht einer! Der Aufruf wurde wiederholt. Kein Fuß bewegte sich; und wollte der Kommandant geplündert haben, so hätte er müssen selber gehen. Aber es war niemand lieber als ihm, daß die Sache also ablief; das ist leicht zu bemerken. Als die Bürger das erfuhren, war es ihnen zumute wie einem, der aus einem schweren Traum erwacht; ihre Freude ist nicht zu beschreiben. Sie schickten sogleich eine Gesandtschaft an den Kommandanten, ließen ihm für diese Milde und Großmut danken und boten ihm aus Dankbarkeit ein großes Geschenk an. Wer weiß, was mancher getan hätte! Aber der Kommandant schlug dasselbe aus und sagte, er lasse sich keine gute Tat mit Geld bezahlen. „Nur zum Andenken von euch,“ setzte er hinzu, „erbitte ich mir eine silberne Münze, auf welcher die Stadt Hersfeld und der heutige Auftritt vorgestellt ist. Dies soll das Geschenk sein, welches ich meiner künftigen Gattin aus dem Kriege mitbringen will.“

Dies ist geschehen im Februar des Jahres 1807; und so etwas ist des Lesens zweimal wert. (Der Kommandant, ein wackerer badischer Offizier, hieß Lingg. Die Stadt Hersfeld ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger und stellte seine Bildsäule im Rathause auf. Der Kurfürst erhob ihn später in den Adelsstand unter dem Namen Lingg von Linggenfeld. Der zu den höchsten militärischen Ehren emporgestiegene Edelmann starb im Jahre 1842 in Mannheim.)

Johann Peter Hebel.

---

22. Aus dem Leben des Dr. Heim.

Der Geheimrat Dr. Heim war seinerzeit ohne Zweifel der gesuchteste Arzt in Berlin. Alle Stände der Bevölkerung, vom höchsten bis zum niedrigsten, suchten seinen ärztlichen Rat. Der unerschütterlich pflichttreue Mann kannte keinen Unterschied, wie ihn sonst die Worte: hoch und niedrig, reich und arm begründen. Ihm galt die Not als das, was ihn zuerst in die Hütte oder in den Palast rief.

Eines Tages war er spät am Mittage von Spandau zurückgekehrt, wohin er am Morgen geritten war. Obwohl er dort eine große Zahl Leidender getröstet und bedient hatte und schnell wieder zurückgeritten war, so gönnte er sich doch keine Ruhe, sondern kleidete sich rasch um, genoß sein Mittagsmahl und griff dann nach Hut und Stock, um nun noch zu Fuß seine zahlreichen Kranken in Berlin zu besuchen.

Es war im Spätherbst. Wind, Schnee, untermischt mit Regen, Nässe der Straßen und Ermüdung von dem scharfen Ritt und der ihm vorangegangenen Anstrengung — das alles wirkte zusammen, um dem wackeren Manne diesen Gang heute recht sauer zu machen. Dennoch schritt er vorwärts und tat überall nach bestem Wissen und Können seine Pflicht; indessen wurde er unterwegs und an den Krankenbetten, an denen er Rat gab, zu neuen Kranken gerufen, so daß es nahezu zehn Uhr abends wurde, ehe er, todmüde und völlig erschöpft, in den Kreis seiner Familie trat. Er trank nur etwas Tee und eilte dann zur Ruhe, indem er sagte: „Mag nun kommen, wer will, ich muß ruhen. Es sind ja der Ärzte so viele in Berlin, daß doch einer einmal wird schlafen können. Wecket mich also ja nicht!" —

Damit ging er in sein Schlafgemach, und bald herrschte die tiefste Stille in der nächsten Umgebung, um dem teuren Gatten und Vater die so wohlverdiente Ruhe nicht zu verkümmern. Es mochte elf Uhr sein, und die Geheimrätin dachte eben daran, auch die Ruhestätte zu suchen, als heftig an der Glocke gezogen wurde. — Die Frau des Dr. Heim erschrak und eilte selbst hinaus, um zu sehen, wer die Hülfe so eilig suche — denn daß es ein Hülfesuchender sei, daran war kein Zweifel.

Wirklich trat ein Mann herein, in dessen Gesicht Angst und Schrecken mit sehr deutlicher Schrift geschrieben stand. Er war ein armer Handwerker, dessen Frau, die Mutter von fünf Kindern, ärztliche Hülfe bedurfte und flehentlich suchte. „Ach, es steht schlimm mit meiner lieben Frau," sagte der Mann mit Tränen in den Augen, „und wenn die Hülfe nicht rasch kommt, so schwebe ich in der Gefahr, das beste Weib, die Mutter von fünf Kindern, zu verlieren. Erbarmen Sie sich unser, und wecken Sie den Herrn Geheimrat. Er läßt uns sicherlich nicht in solcher Not ohne Hülfe!" Der Mann erzählte nun, was seiner Frau fehle.

Im Herzen der Geheimrätin regte sich das innigste Mitgefühl für die kranke Frau, aber sie schilderte dem Manne des Gatten Erschöpfung, das Bedürfnis der Ruhe und Erquickung nach einem so mühevollen Tagewerke und bat ihn dann, zu dem Dr. N. zu gehen, der sehr geschickt und ihres Gatten Freund sei; der werde gewiß an seiner Stelle kommen.

Tief betrübt über seine getäuschte Hoffnung, entfernte sich der sorgenbelastete Mann, um eiligst zu dem bezeichneten Arzte zu gehen.

Die Geheimrätin trat leise in das Vorgemach, an welches das Schlafzimmer stieß. Sie wollte eben zu Bette gehen, aber der Gedanke an die leidende Frau ließ ihr keine Ruhe. Sie setzte sich zum Ofen, betete für die Kranke, und unwillkürlich, ohne es zu wissen, begleiteten tiefe Seufzer ihre Fürbitte.

Heim, dessen Schlaf überhaupt sehr leise war, hatte das Geläute der Türglocke gehört, war aber nicht völlig erwacht; jetzt weckten ihn die Seufzer der betenden Frau. „Warum seufzest du denn so tief, liebe Frau?“ rief er plötzlich aus dem Schlafgemache heraus. „Was ist denn geschehen, daß du so bekümmert bist?“

Jetzt blieb keine Wahl. Sie mußte ihm alles sagen. Er hörte aufmerksam zu.

„Also du hast ihn zu Dr. N. geschickt? Nun, das war sehr gut von dir. Ich könnte doch nicht gehen. Der Dr. N. wird schon mitgehen.“

Darauf sank er bald wieder in einen tiefen, erquickenden Schlaf.

Aber von der Geheimrätin war aller Schlaf gewichen. Eine qualvolle Unruhe erfüllte sie; die leidende Frau kam nicht aus ihren Gedanken. Bereits war eine Stunde vergangen, da läutete es abermals an der Tür. Die Geheimrätin hört jemand die Treppe schnell heraufkommen, und die Angst, Heim möchte abermals erwachen, treibt sie hinaus. Es ist derselbe Mann, aber angstvoller ruft er aus: „Erbarmen Sie sich, und wecken Sie den Herrn Geheimrat! Sie sind ja auch Mutter, Frau, Christin — erbarmen Sie sich um des Herrn willen!“ — „Aber bester Mann, waren Sie nicht bei dem Dr. N.?“ fragte sie mit ihrer innigsten Teilnahme und Bewegung.

„Gewiß, ich war bei ihm und seitdem bei drei anderen, aber keiner von ihnen kann oder will kommen. Ach, mein liebes Weib!“ — So rief der Mann, und die Tränen liefen ihm über die Wangen.

Darauf sagte die Geheimrätin: „Ich bitte, gehen Sie doch zu Dr. Hufeland!“ — „Ach,“ seufzte der Mann, „der wohnt so weit weg — indes stirbt mein Weib!“ —

Da kann's die Geheimrätin nicht mehr länger ertragen, sie geht in das Schlafgemach und weckt ihren Gemahl. Er fährt auf und fragt: „Was gibt's? Kann ich denn nicht einmal meine müden Glieder in Ruhe sich erholen lassen?“ — „Teurer Heim,“ sagt sie mit weicher Stimme, „es ist dieselbe Leidende!“

„Er soll zu Hufeland! Ich kann nicht!“ ruft er ärgerlich aus und legt sich hin, — und als die Geheimrätin sich entfernt, da scheint ihr Gemahl bald wieder in einen tiefen Schlaf gesunken zu sein.

Sie teilt dem verzweifelnden Manne mit, was ihr Gatte gesagt, und die Hände ringend eilt der arme Mann hinweg.

Der Geheimrätin kamen Tränen in die Augen. Sie will wieder in das Vorzimmer eintreten, da auf einmal hört sie es räuspern im Schlafgemach, und wenige Augenblicke später tritt Heim halb angekleidet heraus.

„Ja, da schlaf' einer,“ ruft er aus. „Das Gewissen läßt einem keine Ruhe! Rasch, Liebe, sende dem Manne nach und laß ihn zurückrufen. Ich gehe mit ihm!“

Sie eilt freudig hinaus. Der Bediente folgt dem Manne und trifft ihn glücklicherweise, und als beide zurückkommen, steht Heim gerüstet da.

Er eilt nun mit dem Manne von dannen.

Indessen betet die Frau des Dr. Heim für ihren Gatten, daß Gott doch alles zum besten wenden wolle.

Eben zeigt die Uhr zwei nach Mitternacht, als die Glocke abermals läutet; die Geheimrätin kennt des Gatten Tritt. Sie eilt ihm entgegen mit der Frage: „Wie ist's?"

„Vortrefflich," spricht Heim, „die Frau ist, so hoffe ich, gerettet; ich habe ihr gesagt, du würdest ihr für die nächsten Wochen die Krankensüppchen besorgen."

Da fällt die Frau mit Freudentränen an des Gatten Brust und ruft laut: „Gewiß! das soll geschehen."

„Nun komm, Kind," sagte Heim fröhlich, „und lege dich auch zur Ruhe. Ich hoffe zu Gott, daß uns nun niemand mehr stören und wecken wird!" — Und im Schlafgemach sagte er: „Ja, mein Kind, es ist gut, daß ich ging, denn die Frau war in Gefahr. Aber das sage ich dir, mit dem Gewissen ist nicht zu handeln; es nimmt keine Vorstellungen an. Zum zweiten Male lass' ich mich nicht mehr aufs Akkordieren ein. Ich gehe lieber gleich." Johannes Hübner.

---

23. Die alte Waschfrau.

1. Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit sauerm Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

2. Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Los getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt,
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

3. Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Mut,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren;
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben.
So stand sie nun allein und alt;
Ihr war ihr heitrer Mut geblieben.

4. Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und nachts gewacht,
Den Flachs zu seinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Schere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

5. Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen;
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh sie legen.

6. Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt,
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

Adalbert v. Chamisso.

---

24. Hoffnung auf Gott.

1. Hoffe, Herz, nur mit Geduld!
Endlich wirst du Blumen brechen;
O, dein Vater ist voll Huld,
Kindlich darfst du zu ihm sprechen,
Auf dein gläubiges Vertraun
Wird er gnädig niederschaun.

2. Wolken kommen, Wolken gehn;
Bau auf deines Gottes Gnade!
Zu der Freude Sonnenhöhn
Führen stürmisch dunkle Pfade;
Doch ein treues Auge wacht,
Zittre nicht in Sturm und Nacht!

3. Ankre du auf Felsengrund,
Schwinge dich zu Gottes Herzen,
Mach ihm deine Leiden kund,
Sag ihm deine tiefsten Schmerzen!
Er ist gütig und erquickt
Jedes Herz, das Kummer drückt.

4. Faß' im Glauben kühnen Mut!
Kraft wird dir dein Helfer senden;
Mit der Hand, die Wunder tut,
Wird er deine Leiden enden;
Er ist lauter Lieb' und Huld,
Hoffe, Herz, nur mit Geduld!

August Mahlmann.

---

25. Gute Nacht.

1. Schon fängt es an zu dämmern,
Der Mond als Hirt erwacht
Und singt den Wolkenlämmern
Ein Lied zur guten Nacht!
Und wie er singt so leise,
Da bringt vom Sternenkreise
Der Schall ins Ohr mir sacht:
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall;
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

2. Nun suchen in den Zweigen
Ihr Nest die Vögelein,
Die Halm' und Blumen neigen
Das Haupt im Mondenschein,
Und selbst des Mühlrads Wellen
Lassen das wilde Schwellen
Und schlummern murmelnd ein.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall;
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

3. Von Tür zu Türe wallet
Der Traum, ein lieber Gast;
Das Harfenspiel verhallet
Im schimmernden Palast;
Im Nachen schläft der Ferge,
Die Hirten auf dem Berge
Halten ums Feuer Rast.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall;
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

4. Und wie nun alle Kerzen
Verlöschen durch die Nacht,
Da schweigen auch die Schmerzen,
Die Sonn' und Tag gebracht;
Lind säuseln die Zypressen,
Ein seliges Vergessen
Durchweht die Lüfte sacht.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall;
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

5. Und wo von heißen Tränen
Ein schmachtend Auge blüht,
Und wo in bangem Sehnen
Ein liebend Herz verglüht:
Der Traum kommt leis und linde
Und singt dem kranken Kinde
Ein tröstend Hoffnungslied.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall;
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

6. Gut' Nacht denn, all ihr Müden,
Ihr Lieben nah und fern!
Nun ruh' auch ich in Frieden,
Bis glänzt der Morgenstern.
Die Nachtigall alleine
Singt noch im Mondenscheine
Und lobet Gott, den Herrn.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall;
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Emanuel Geibel.

---

26. Ein entdeckter Künstler.

An einem regnerischen Abend im Spätherbste des Jahres 1591 saß Meister Adam van Oort, Antwerpens berühmter Maler, in seiner Wohnung, nach rüstig gefördertem Tagewerk der Ruhe pflegend. Ein Klopfen an der Haustür schreckte ihn aus seinem Sinnen, und in nicht eben angenehmer Laune rief er seinen Diener, der Ursache der späten Störung nachzusehen. Der Diener kam bald mit

der Meldung zurück, ein junger Mensch im Pagengewande begehre den Meister zu sprechen und wolle nur diesem selbst sein Anliegen mitteilen.

„So führe ihn herein!“ gebot van Oort und rief, den Eintretenden erblickend, gleich darauf im höchsten Erstaunen aus: „Was sehe ich, du bist es, Peter Paul? Sendet dich die Gräfin noch in so später Abendstunde zu mir?“

„Ich komme nicht von der Gräfin Lalainy, edler Meister, oder wenigstens nicht in ihrem Auftrage,“ versetzte der Jüngling, „sondern ich komme aus eignem Antriebe als Schutz- und Hilfesuchender zu Euch; o, stoßt mich nicht zurück!“ Er sank vor dem Maler aufs Knie und hob die Hände flehend zu ihm empor.

„Schutz und Hilfe suchst du bei mir, gegen wen, Peter Paul? Sprich, aber vor allen Dingen stehe auf!“

Der Jüngling gehorchte und erzählte dem alten Meister alles, was sein Herz beschwerte.

„Du bist also entschlossen, nicht in das Haus der Gräfin zurückzukehren?“ fragte der Meister.

„Niemals!“ war die bestimmte Antwort.

„Was veranlaßt dich aber, gerade zu mir zu kommen?“

„Ihr seid ein alter Freund meines Vaters, Meister van Oort, doch deren hätte ich auch wohl noch mehr in Antwerpen gefunden, aber Ihr seid auch ein berühmter Meister in der edlen Malerkunst, und ich komme zu Euch und flehe Euch an, helft mir, daß ich den heißesten Wunsch meiner Seele erfüllen kann, daß ich gleich Euch Pinsel und Palette führen lerne, ein Maler werde!“

Mit Wohlgefallen hatte Meister Adam den begeisterten Worten des Jünglings zugehört, dann aber legte er das Gesicht doch wieder in bedächtige Falten und sagte:

„Was du da wünschest und von mir erhoffest, ist nicht leicht, mein Sohn; mühsam und dornenvoll ist der Weg zur Kunst, viele sind ihn schon gewandelt, aber wenige haben das Ziel erreicht, nur einzelne die Sonnenhöhe des Ruhmes erstiegen. Wirst du Ausdauer, Mut, Selbstverleugnung und Fleiß genug dazu besitzen? Ist es dein ernster Wille, das seidene Gewand des Pagen zu vertauschen mit dem Kittel des Farbenreibers? Denn als solcher mußt du beginnen.“

„Versucht es mit mir, edler Meister, prüfet mich, ob ich würdig sei, Euer Schüler zu heißen, unter Eurer Leitung mich dem Berufe des Malers zu widmen.“

„Nun wohlan, es sei!“ sagte Adam van Oort nach einigem Nachdenken, „ich nehme dich von heute an als meinen Schüler in mein Haus, aber unter einer Bedingung: du unterwirfst dich unweigerlich meiner Leitung, folgst willig dem Lehrgange, den ich dir vorschreibe; finde ich einmal, daß du davon abweichst, so sind wir geschiedene Leute.“

Peter Paul versprach alles und verblieb von diesem Tage an im Hause Adam van Oorts, dem es nicht schwer ward, eine Lösung des dienstlichen Verhältnisses seines nunmehrigen Schülers von der Gräfin Lalainy zu bewirken. Mit Feuereifer ging der Jüngling an seine Studien, aber Meister van Orts Lehrgang war ein sehr langsamer, bedächtiger. Monat auf Monat sah sich der junge Rubens zu den niedrigsten Handlangerdiensten verurteilt, Schritt für Schritt, kaum merklich, gestattete ihm sein Lehrer vorwärts zu gehen, und während seine kühne Phantasie bereits die größten Gemälde entwarf, durfte seine Hand kaum Striche und Linien zeichnen.

Lange bemühte sich Peter Paul, getreu seinem gegebenen Worte, den Vorschriften seines Lehrers sich anzubequemen, nicht schneller vorwärts zu gehen, als dieser für gut fand. Endlich ward aber der Flügelschlag des Genies zu mächtig in ihm, er warf die Fesseln ab, in welche eine gutmütige, aber engherzige Pedanterie ihn schlug, und begann auf eigne Hand zu arbeiten.

Kaum färbten die ersten Strahlen des Frührotes den östlichen Horizont, so erhob sich Peter Paul leise von seinem in einer Kammer dicht neben der Werkstatt befindlichen Lager, kleidete sich an und war, sobald ihm nur der hereinbrechende Tag das nötige Licht dazu verschaffte, emsig tätig mit Stift und Pinsel, sich übend in Zeichnung und Farbenmischung. Er darbte sich jeden Groschen vom Munde ab, um Leinwand und Farben zu kaufen; denn er wollte seinen Meister, dessen Gebot zu übertreten er sich ohnehin schon bewußt war, nicht auch noch um das Material für seine heimlichen Studien bestehlen. Kam dann die Stunde herbei, um welche der Meister und die anderen Schüler das Atelier zu betreten pflegten, so verbarg Rubens sorgfältig jede Spur seiner geheimen Tätigkeit und verrichtete fleißig, dienstfertig und bescheiden, was Adam van Oort ihn tun hieß. Seine schönsten Stunden waren aber, wenn der Meister an Sonn- und Festtagen über Land fuhr oder zu einem Schmause ausgebeten war, die übrigen Genossen sich einen freien Tag machten und er sicher sein durfte, einen ganzen Tag oder wenigstens einen vollen Nachmittag ungestört sich seinen Arbeiten hingeben zu dürfen.

Ein solcher Tag war endlich einmal wieder angebrochen, von Peter Paul um so freudiger begrüßt, als der düstere Novemberhimmel ihm für seine Morgenstudien sehr ungünstig war. Meister van Oort war zu einem Festmahle gebeten, die Schüler hatten Urlaub erhalten, und kaum wußte Rubens das Feld rein, so holte er Pinsel und Palette und das angefangene Gemälde eines Frauenkopfes hervor und war bald so vertieft in seine Arbeit, daß er nicht vernahm, daß an die Tür der Werkstatt geklopft und diese, als dem Klopfen kein „Herein“ geantwortet hatte, leise geöffnet worden war.

Eine hohe Männergestalt in Mantel und Barett war eingetreten. Gefesselt von dem sich ihm darbietenden Anblick blieb der Fremde

stehen, sah dem Maler einige Augenblicke eifrig zu und rief endlich:

„Bei Gott, das ist wunderbar! Seit wann gestattet Meister van Oort seinen Schülern, an seinen besten Arbeiten herumzupinseln?"

Erschrocken sprang Peter Paul auf, Pinsel und Palette entfielen seinen Händen, er drehte sich um und sah den ihm wohlbekannten Maler van Veen vor sich.

„Erbarmen, edler Meister! verratet mich nicht!" flehte er.

„Kein Erbarmen mit dir, unnützer Bube, der du es wagst, die Werke deines Lehrers in dessen Abwesenheit zu beklecksen!" rief van Veen zornig. „Wahrlich, das Bild, das du auf der Staffelei hast, ist eins der besten, die ich jemals von Adam van Oort gesehen, und um so unerhörter ist es, daß sich eine Schülerhand daran vergreift."

„Dieses Bild, Herr, ist ja gar nicht von meinem Meister," stammelte Peter Paul.

„Von wem ist es denn?"

„Ich — ich selbst habe es heimlich gemalt. O, verraten Sie mich nicht, der Meister würde es mir nie verzeihen, daß ich ihm ungehorsam war."

„Du hättest dieses Bild gemalt? Unmöglich!"

„Doch, dies und noch manches andere in den Frühstunden, wo noch alles schlief, und an Festtagen, wo die Werkstatt leer ist wie heute."

„Zeige mir deine Arbeiten!"

„Aber Sie verraten mich dem Meister nicht?"

„Mein Wort darauf, ich werde schweigen."

Rubens zeigte nun seine Schätze, und van Veen überzeugte sich bald, daß er es hier mit einem Talente, nein, mit einem Genie zu tun habe, das seinen bedächtigen Lehrer überflügelt hatte, ehe diesem noch eine Ahnung davon aufzugehen schien.

„Ich habe dir Schweigen gelobt, mein Sohn," sagte er, „aber ich darf es nicht bewahren. Adam van Oort muß wissen, welches Talent sich in seiner Werkstatt ausgebildet hat, er muß wissen, daß er dich nichts mehr zu lehren hat, daß der junge Aar, den er in seinem Neste ausgebrütet, flügge geworden ist und in die Welt muß. Überlaß es mir, ihm diese Nachricht zu bringen, und sei ruhig, er wird dir nicht zürnen."

Am nächsten Tage kam van Veen wieder in die Werkstatt Adam van Oorts und begehrte ihn insgeheim zu sprechen. Bald darauf rief der Meister Peter Paul zu sich, hieß ihn seine Bilder bringen und sprach, nachdem er sie lange angesehen, dem Jüngling die Hand auf die Schulter legend:

„Van Veen hat recht, ich kann dich nichts mehr lehren, du wandelst andere Bahnen als dein alter Meister, ziehe hin und laß deine Kunst reifen unter Italiens sonnigem Himmel und im Anschauen der Kunstwerke italienischer Meister!"

Und so geschah es. Rubens ging nach Italien und ward einer der größten Maler, welche die Geschichte kennt. Italien, Spanien, Frankreich und die Niederlande, England und Deutschland machen sich den Ruhm streitig, Bilder von seiner Hand zu besitzen. Sein schöpferischer Geist zeigte sich im größten Umfange bewunderungswürdig: mit fast gleicher Geschicklichkeit malte er Bildnisse, Schlachten, Jagden, Tiere, Historien und Landschaften.

Und dieser Fürst der niederländischen Maler, wie er genannt wird, war nicht bloß Künstler, er war auch Politiker und Staatsmann und schloß 1630 mit dem englischen Gesandten einen Frieden zwischen Spanien und England ab.

Rubens hinterließ eine Menge vortrefflicher Werke. Er starb am 30. Mai 1640 sehr reich und hochgeehrt in seiner Vaterstadt Antwerpen, wo ihm auch ein kostbares Grabmal errichtet ward.

Friedrich Hoffmann.

27. Neujahrslied.

1. Mit der Freude zieht der Schmerz
Traulich durch die Zeiten;
Schwere Stürme, milde Weste,
Bange Sorgen, frohe Feste
Wandeln sich zur Seiten.

2. Und wo eine Träne fällt,
Blüht auch eine Rose.
Schön gemischt, noch eh' wir's bitten,
Ist für Thronen und für Hütten
Schmerz und Lust im Lose.

3. War's nicht so im alten Jahr?
Wird's im neuen enden?
Sonnen wallen auf und nieder;
Wolken gehn und kommen wieder,
Und kein Wunsch wird's wenden.

4. Gebe denn, der über uns
Wägt mit rechter Wage,
Jedem Sinn für seine Freuden,
Jedem Mut für seine Leiden
In die neuen Tage.

5. Jedem auf des Lebens Pfad
Einen Freund zur Seite,
Ein zufriedenes Gemüte
Und zu stiller Herzensgüte
Hoffnung ins Geleite!

Johann Peter Hebel.

28. Ostermorgen.

1. Die Lerche stieg am Ostermorgen
Empor ins klarste Luftgebiet
Und schmettert', hoch im Blau verborgen,
Ein freudig Auferstehungslied.
Und wie sie schmetterte, da klangen
Es tausend Stimmen nach im Feld:
Wach auf, das Alte ist vergangen,
Wach auf, du froh verjüngte Welt!

2. Wacht auf und rauscht durchs Tal, ihr Bronnen,
Und lobt den Herrn mit frohem Schall!
Wacht auf im Frühlingsglanz der Sonnen,
Ihr grünen Halm' und Läuber all!
Ihr Veilchen in den Waldesgründen,
Ihr Primeln weiß, ihr Blüten rot,
Ihr sollt es alle mit verkünden:
Die Lieb' ist stärker als der Tod.

3. Wacht auf, ihr trägen Menschenherzen,
Die ihr im Winterschlafe säumt,
In dumpfen Lüsten, dumpfen Schmerzen
Ein gottentfremdet Dasein träumt!
Die Kraft des Herrn weht durch die Lande
Wie Jugendhauch, o laßt sie ein!
Zerreißt wie Simson eure Bande,
Und wie die Adler sollt ihr sein.

4. Wacht auf, ihr Geister, deren Sehnen
Gebrochen an den Gräbern steht,
Ihr trüben Augen, die vor Tränen
Ihr nicht des Frühlings Blüten seht,
Ihr Grübler, die ihr fernverloren,
Traumwandelnd irrt auf wüster Bahn,
Wacht auf! Die Welt ist neugeboren,
Hier ist ein Wunder, nehmt es an!

5. Ihr sollt euch all des Heiles freuen,
Das über euch ergossen ward!
Es ist ein inniges Erneuen
Im Bild des Frühlings offenbart.
Was dürr war, grünt im Wehn der Lüfte,
Jung wird das Alte fern und nah,
Der Odem Gottes sprengt die Grüfte —
Wacht auf! der Ostertag ist da! Emanuel Geibel.

29. Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt' ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verraten sollte.
Der Maler wandte vieles ein;

Der Kenner ſtritt mit ihm aus Gründen
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenſchein.
„O!" rief er bei dem erſten Blicke,
„Ihr Götter, welch ein Meiſterſtücke!
Ach, welcher Fuß! O, wie geſchickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt;
Mars lebt durchaus in dieſem Bilde.
Wie viele Kunſt, wie viele Pracht
Iſt in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüſtung angebracht!"

Der Maler ward beſchämt, gerühret
Und ſah den Kenner kläglich an.
„Nun," ſprach er, „bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel getan."
Der junge Geck war kaum hinaus,
So ſtrich er ſeinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So iſt es ſchon ein böſes Zeichen;
Doch wenn ſie gar des Narren Lob erhält,
So iſt es Zeit, ſie auszuſtreichen.

Chriſtian Fürchtegott Gellert.

---

30. Sankt Peter mit der Geiß.

Weil noch auf Erden ging Chriſtus
Und auch mit ihm wandert Petrus,
Eins Tags aus einem Dorf mit ihm ging,
Bei einer Wegſcheid' Petrus anfing:
„O Herre Gott und Meiſter mein,
Mich wundert ſehr der Güte dein.
Weil du doch Gott allmächtig biſt,
Läßt es doch gehn zu aller Friſt
In aller Welt, gleich wie es geht,
Wie Habakuk ſagt, der Prophet:
Frevel und Gewalt geht vor Recht!
Der Gottloſe übervorteilt ſchlecht
Mit Schalkheit den Gerechten und Frommen,
Auch könn' kein Recht zu End' mehr kommen.
Die Lehr'n gehn durcheinander ſehr,
Eben gleich wie die Fiſch' im Meer,
Da immer einer den andern verſchlingt.

Der Böse den Guten niederringt:
Des steht es übel an allen Enden
In obern und in niedern Ständen.
Des siehst du zu und schweigest still,
Als kümmre dich die Sach' nicht viel
Und geh' dich eben gar nichts an:
Könntst allem Übel doch steuern dann,
Nähmst recht in die Händ' die Herrschaft dein.
O, sollt' ich ein Jahr Herrgott sein
Und sollt' die Gewalt haben wie du,
Ich wollt' anders schauen dazu,
Führen ein viel besser Regiment
Auf dem Erdreich durch alle Ständ':
Ich wollt' steuern mit meiner Hand
Wucher, Betrug, Krieg, Raub und Brand,
Ich wollt' aufrichten ein ruhig Leben!"
Der Herr sprach: „Petre, sag mir eben,
Meinst, du wolltest besser regieren,
All' Ding' auf Erden baß ordinieren,
Die Frommen schützen, die Bösen plagen?"
Sankt Petre tät hinwieder sagen:
„Ja, es müßt' in der Welt baß stehn,
Nicht also durcheinander gehn,
Ich wollt' viel besser Ordnung halten."
Der Herr sprach: „Nun, so magst verwalten,
Petre, die hohe Herrschaft mein:
Heut den Tag sollst du Herrgott sein.
Schaff und gebeut alles, was du willt,
Sei hart, streng, gütig oder mild,
Gib aus den Fluch oder den Segen,
Gib schön Wetter, Wind oder Regen,
Du magst strafen oder belohnen,
Plagen, schützen oder verschonen:
In Summa mein ganz Regiment
Geb' ich den Tag in deine Händ'."
Damit der Herr seinen Stab
Petro in seine Hände gab;
Petrus war des gar wohlgemut,
Deucht' sich der Herrlichkeit sehr gut.

Indem kam her ein armes Weib,
Ganz dürr, mager und bleich von Leib,
Barfuß, in einem zerrißnen Kleid,
Die trieb ihre Geiß hin auf die Weid'.
Da sie mit auf die Wegscheid' kam,
Sprach sie: „Geh hin in Gottes Nam!
Gott hüt' und schütz' dich immerdar,

Daß dir kein Übel widerfahr'
Von Wölfen oder Ungewitter,
Denn ich kann wahrlich jetzt nicht mit dir;
Ich muß arbeiten um Lohn den Tag,
Daß ich zu essen heut haben mag
Daheim mit meinen kleinen Kinden.
Nun geh hin, wo du Weid' tust finden;
Gott, der behüt' dich mit seiner Hand."
Mit dem die Frau sich wiederum wandt'
Ins Dorf; die Geiß ging ihre Straß.
Der Herr zu Petro sagen was:
„Petre, hast das Gebet der Armen
Gehört? Du mußt dich ihrer erbarmen,
Weil ja den Tag bist Herrgott du,
So stehet dir auch billig zu,
Daß du die Geiß nehmst in dein' Hut,
Wie sie von Herzen bitten tut,
Und behüt sie den ganzen Tag,
Daß sie sich nicht verirr' im Hag,
Nicht fall', noch mög' gestohlen werden,
Noch sie zerreißen Wölf' und Bären,
Daß auf den Abend wiederum
Die Geiß unbeschädigt heim komm'
Der armen Frauen in ihr Haus;
Geh hin und richt die Sach' wohl aus!"

Petrus nahm nach des Herren Wort
Die Geiß in sein' Hut an dem Ort
Und trieb sie an die Weid' hindann.
Da fing Sankt Peters Unruh an.
Die Geiß war mutig, jung und keck
Und blieb gar nicht an einem Fleck,
Lief auf der Weide hin und wieder,
Stieg einen Berg auf, den andern nieder;
Durch Wald und Hecken tät sie laufen.
Petrus mit Ächzen, Blasen und Schnaufen
Mußt' immer nachtrollen der Geiß,
Und schien die Sonn' gar überheiß;
Der Schweiß über sein'n Leib abrann.
Mit Unruh verzehrt der alte Mann
Den Tag, bis auf den Abend spat
Entkräftet und ganz müd und matt
Die Geiß er wiederum heim gebracht.
Der Herr sah Petrum an und lacht',
Sprach: „Petre, willst mein Regiment
Noch länger behalten in deiner Händ?"
Petrus sprach: „Lieber Herre mein,

Nimm wieder hin den Stabe dein
Und dein' Gewalt; ich begehr' mit nichten
Forthin dein Amt mehr auszurichten;
Ich merk', daß mein' Weisheit kaum taugt,
Daß ich eine Geiß regieren möcht'
Mit großer Angst, Müh und Arbeit.
O Herr, vergib mir mein' Torheit!
Ich will hinfort der Regierung dein,
Weil ich leb', nicht mehr reden ein."
Der Herr sprach: „Petre, dasselb' tu,
So lebst du fort in stiller Ruh,
Und vertrau mir in meine Händ'
Das allmächtige Regiment."

Beschluß.

Diese Fabel ist von den Alten
Uns zur Vermahnung fürgehalten,
Daß der Mensch hier in dieser Zeit
Gottes unerforschlicher Weisheit
Und seiner allmächtigen Gewalt,
Wie er Himmel und Erd erhalt',
Und die verborgenlich regier',
Nach seinem Willen lenk' und führ'
Alle Kreatur und alles Sein,
Als der allmächtige Schöpfer allein,
Daß er der sag' Lob, Preis und Ehr
Und forsch' danach nicht weiter mehr,
Aus Vorwitz, mutwillig und frei,
Warum dies oder jenes so sei,
Warum Gott solche Übel verhäng',
Sein' Straf' verzieh' sich in die Läng',
Warum die Bosheit er laß obschweben.
All solche Gedanken kommen eben
Geflossen her aus Fleisch und Blut,
Das aus Torheit so urteilen tut
Und läßt sich dünken in den Sachen,
Es wollt' ein Ding viel besser machen
Denn Gott selber auf seinem Thron.
Und tät's mal not, zu Spott und Hohn
Säh' er, mit Müh, Not und Angstschweiß
Kann er regieren kaum eine Geiß.
O Mensch, erkenn deine Schwachheit an,
Daß dein' Weisheit und Kraft nicht kann
Erforschen den göttlichen Willen.
Laß den Glauben dein Herze stillen,
Daß Gott ohn' Ursache nichts tu;
Er fügt's zum besten, drum sei in Ruh.

Dergleichen urteil in dieser Zeit
Auch nicht die weltliche Obrigkeit,
Als sollt' sie das tun und jenes lassen,
Dieweil sie ist von Gott dermaßen
Zu regieren hie auserwählt
Und seinem Volk hier fürgestellt,
Daß sie Gottes Befehl' ausricht';
Und tut sie gleich dasselbe nicht,
Sondern oft eben das Widerspiel,
So ist es doch aus Gottes Will'
Zu Straf' der großen Sünde dein.
Sie wird tragen das Urteil sein,
Derhalb man's auch nicht urteilen soll.
Bitten und beten mag man wohl,
Daß uns Gott woll' die Sünd' verzeihen
Und seine Gunst und Gnad' verleihen
Der Obrigkeit im Regiment,
Weil ihr Herz steht in seiner Hand;
Auf daß Ruh und Frieden auferwachs
In christlicher Gemein', wünscht Hans Sachs.

Hans Sachs.

31. Das Kind der Sorge.

1. Einst saß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und sann;
Da bildet' im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimernes Bild.

2. „Was hast du, sinnende Göttin?"
Spricht Zeus, der eben ihr naht.
„Ein Bild, von Tone gebildet;
Beleb's, ich bitte dich, Gott."

3. „Wohlan, ich will es! Es lebe!
Doch mein sei dieses Geschöpf!"
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laß es, laß es mir, Herr!

4. Mein Finger hat es gebildet" —
„Und ich gab Leben dem Ton,"
Sprach Jupiter. Als sie so sprachen,
Da trat auch Tellus hinan.

5. „Mein ist's, sie hat mir genommen
Von meinem Schoße das Kind."
„Wohlan," sprach Jupiter, „harret!
Dort kommt ein Entscheider, Saturn."

6. Saturn sprach: „Habet es alle!
So will's das hohe Geschick.
Du, der das Leben ihm schenkte,
Nimm, wenn es stirbet, den Geist;

7. Du, Tellus, seine Gebeine;
Denn mehr gehöret dir nicht.
Dir, seiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geschenkt.

8. Du wirst, so lang es nur atmet,
Es nie verlassen, dein Kind;
Dir ähnlich wird es von Tage
Zu Tage sich mühen ins Grab."

9. Des Schicksals Spruch ist erfüllet,
Und Mensch heißt dieses Geschöpf;
Im Leben gehört es der Sorge,
Der Erd' im Sterben und Gott.

Johann Gottfried v. Herder.

32. Sprüche.

1. Willst du klug durchs Leben wandern,
Prüfe andre, doch auch dich!
Jeder täuscht gar gern den andern,
Doch am liebsten jeder sich. Friedrich v. Bodenstedt.

2. Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß. Johann Wolfgang v. Goethe.

3. Ein unnütz Leben ist ein früher Tod. Johann Wolfgang v. Goethe.

4. Wohl unglückselig ist der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt sich, was er nicht versteht;
Kein Wunder, daß er zugrunde geht. Johann Wolfgang v. Goethe

5. Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirkst du heute kräftig frei;
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei. Johann Wolfgang v. Goethe.

6. Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen. Johann Wolfgang v. Goethe.

7. Im Geist des Menschen schlummern die Gedanken
Verborgen wie im Samenkorn die Ranken;
Und wie die Sterne hold ob ihnen walten,
Wird Blatt und Blüte sich und Frucht gestalten. Friedrich Güll.

8. Drücke den Pfeil nicht zu schnell ab, der nimmer zurückkehrt!
Glück zu rauben ist leicht, wiedergeben so schwer.
Johann Gottfried v. Herder.

9. Wie der Schatte früh am Morgen
Ist die Freundschaft mit den Bösen;
Stund' auf Stunde nimmt sie ab.
Aber Freundschaft mit den Guten
Wächset wie der Abendschatte,
Bis des Lebens Sonne sinkt. Johann Gottfried v. Herder.

10. Nicht die Freude, nicht die Plage
Schiebe du zum andern Tage,
Sondern tu die beiden ab
Frisch im Nu, wie Gott sie gab. Friedrich Rückert.

11. Tu, was jeder loben müßte,
Wenn die ganze Welt es wüßte;
Tu es, daß es niemand weiß,
Und gedoppelt ist sein Preis. Friedrich Rückert.

12. Viel lieber mag die Lieb' als an der Sonne Flecken
Den Stern in dunkler Nacht, der etwa glänzt, entdecken.
Friedrich Rückert.

13. O, blicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren,
Zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren.
Friedrich Rückert.

14. Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben;
Willst du die andern verstehn, blick in dein eigenes Herz.
Friedrich v. Schiller.

15. Kannst du nicht allen gefallen durch deine Tat und dein Kunstwerk,
Mach es wenigen recht; vielen gefallen ist schlimm.
Friedrich v. Schiller.

16. Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt;
Schließt sich der eine dir zu, tut sich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt.
Friedrich v. Schiller.

17. Wer nicht nützt seiner Zeit,
Der nützt keiner Zeit. Johannes Trojan.

18. Fest stehn immer,
Still stehn nimmer. Johannes Trojan.

19. Komm jedem, wie er sei, mit edlem Sinn entgegen,
Vielleicht wird dann in ihm, was edel ist, sich regen. Johannes Trojan.

20. Ein edler Sinn erleichtre uns das Leben,
Und guter Regung soll sich keiner schämen.
Wer Wohltat nimmt, denk': es sei schwer zu geben;
Wer gibt, der wisse: es ist schwer zu nehmen. Johannes Trojan.

21. Frisch und fröhlich zu seiner Zeit,
Fromm und treu in Ewigkeit. Johannes Trojan.

---

33. Mit Sorgfalt hüte stets das Feuer und das Licht; Den Funken löschest du, allein die Flamme nicht.

(Thesen.)

Streichhölzchen und andere leicht brennbare Gegenstände, wie Pulver und Spiritus, sind kein Spielzeug für Kinder. — Kinder sollen gefundene Streichhölzchen sofort den Eltern geben und, wenn sie andere kleine Kinder mit solchen spielen sehen, sie ihnen freundlich fortnehmen. — Eigenmächtig darf kein Kind ein Streichholz benutzen; hat es dies mit Erlaubnis der Eltern tun dürfen, so soll es dasselbe nicht wegwerfen oder liegen lassen, solange es noch brennt oder glimmt. — Man darf nicht gegen den Tisch stoßen oder am Tischtuch ziehen, wenn eine Lampe darauf steht. — Personen, welche eine brennende Lampe oder ein Licht tragen, darf man nicht jagen, necken oder erschrecken. — Niemand soll mit offenem Lichte auf den Boden, in den Keller, in die Scheune oder in die Ställe gehen. —

II. Sagen und Balladen.

34. Das Nibelungenlied.

(Überſetzung von Heinrich Kamp; verbindender Text von Ludwig Uhland.)

a. Kriemhildens Jugend.

Viel Wunderſames melden uns Mären alter Zeit*)
Von rühmenswerten Helden, von mühevollem Leid.
Von frohen Feſtlichkeiten, von tränenreichen Klagen,
Von kühner Recken Streiten laßt Wunderdinge euch jetzt ſagen.

Es wuchs bei den Burgunden ein edles Mägdelein,
So ſchön, daß nichts auf Erden ſchöner konnte ſein.
Sie war Kriemhild geheißen und ward ein ſchönes Weib,
Um das der Degen viele verloren Leben noch und Leib.

Drei mächt'ge Fürſten hegten die Maid in edler Hut,
Herr Gunther und Herr Gernot, zwei Recken brav und gut,
Und Giſelher**), der junge, ein auserwählter Mann.
Sie waren ihre Brüder und nahmen treu ſich ihrer an.

Sie ſaßen mit Gefolge zu Worms am Rheinesſtrand.
An ihrem Hofe dienten rings aus ihrem Land
Der ſtolzen Recken viele, berühmt ihr Leben lang.
Sie ſollten traurig enden durch zweier edler Frauen Zank.

Frau Ute war die Mutter, die reiche Königin,
Und Dankrat hieß der Vater, ein Mann von Heldenſinn,
Der auch in ſeiner Jugend ſich große Ehr' erwarb.
Er hinterließ den Söhnen das Land zum Erbe, als er ſtarb.

Es träumte einſt Kriemhilden, der tugendſamen Maid,
Daß einen wilden Falken ſie zöge lange Zeit,
Den ſie ſich von zwei Aaren alsdann zerhacken ſah.
Gar banger Schreck erfüllte die Arme, als ihr dies geſchah.

---

*) Uns ist in alten mæren wunders vil geseit
Von heleden lobebæren, von grôzer arebeit;
Von fröuden, hôchgezîten, von weinen und von klagen,
Von küener recken strîten muget ir nu wunder hœren sagen.

Ez wuohs in Burgonden ein vil edel magedîn,
Das in allen landen niht schœners mohte sîn,
Kriemhilt was si geheizen; sie wart ein schœne wîp.
Dar umbe muosen degene vil verliesen den lîp.

**) Bei Kamp: Geiſelher.

Die Minnigliche ſagte den Traum der Mutter Ute.
Die konnte ihn nur alſo deuten für die Gute:
„Der Falke, den du zieheſt, das iſt ein edler Mann.
Doch mußt du ihn verlieren, es nehme Gott denn ſein ſich an.“

„Was ſprecht Ihr mir vom Manne, herzliebe Mutter mein?
Frei von Reckenminne gedenk' ich ſtets zu ſein.
Ich will mir meine Schöne wahren bis zum Tod
Und mir von Mannesliebe nicht bringen laſſen Leid und Not.“

Die Mutter ſprach dawider: „Verſchwör es nur nicht ſo!
Denn wirſt du je auf Erden von Herzen werden froh,
So macht das Mannesminne. Du wirſt ein ſchönes Weib,
Fügt Gott es, daß dich minnet ein wackrer Held mit Seel' und Leib.“

„O teure Herrin, führet doch ſolche Rede nicht.
Schon mancher Frauen Leben brachte klar ans Licht,
Wie Liebesluſt am Ende Leid beſchert zum Lohne.
Ich will ſie immer meiden, daß jeglich Unheil mich verſchone.“

Der Minne ſo entſagte Kriemhild in ihrem Sinn.
Geraume Tage floſſen der edlen Maid dahin,
In denen ſie noch nimmer zur Liebe Luſt bekam,
Bis endlich ſie in Ehren der beſte Held zum Weibe nahm.

Das war derſelbe Falke, der ihr im Traum erſchien,
Wie ihr die Mutter ſagte. Furchtbar hat ſie ihn
Gerächt an ihren Magen, durch die er fand den Tod.
Das Sterben dieſes Einen ſchuf manchen Helden Todesnot.

Von Kriemhildens großer Schönheit hört auch Siegfried, Sohn des Königs Siegmund und der Siegelind zu Santen in Niederlanden. In früher Jugend ſchon hat er Wunder mit ſeiner Hand getan; den Hort der Nibelunge hat er gewonnen ſamt dem Schwerte Balmung und der Tarnkappe, den Lindwurm erſchlagen und in dem Blute ſeine Haut zu Horn gebadet. Selbzwölfte zieht er jetzt aus, Kriemhilden zu erwerben, umſonſt gewarnt von den Eltern vor der burgundiſchen Recken Übermut. Köſtlich ausgerüſtet, reitet er zu Worms auf den Hof und fordert den König Gunther zum Kampf um Land und Leute. Doch im Gedanken an die Jungfrau läßt er ſich begütigen und bleibt ein volles Jahr in Freundſchaft und Ehre dort, ohne Kriemhilden zu ſehen. Sie aber blickt heimlich durch das Fenſter, wenn er auf dem Hofe den Stein oder den Schaft wirft. Siegfried heerfahrtet für Gunther gegen die Könige Liudeger von Sachſenland und deſſen Bruder Liudegaſt von Dänemark; beide nimmt er gefangen. Als Kriemhilden ein Bote meldet, wie herrlich vor allen Siegfried geſtritten, da erblüht roſenrot ihr ſchönes Antlitz; reiche Miete läßt ſie dem Boten geben. Gunther aber bereitet ſeinen Helden zur Pfingſtzeit ein großes Feſt, bei dem Siegfried Kriemhilden ſehen ſoll; denn die Könige wollen ihn feſthalten.

b. Erster Gruß.

Da nahm man aus den Schreinen herrliches Gewand
Und edlen Schmuck aus Truhen, soviel darin sich fand:
Ringe, Bänder, Gürtel, von Seide und von Gold.
Man sah mit Fleiß sich schmücken manches Mädchen schön und hold.

Der König gab der Schwester als ehrendes Geleite
Aus ihrer Magen Mitte zum Dienste an die Seite
Wohl hundert stolze Recken, mit Schwertern in der Hand.
Das war das Hofgesinde der Fürsten vom Burgundenland.

Die königliche Ute erschien zugleich mit ihr,
Begleitet von den Frauen in reicher Schönheit Zier,
Von hundert oder mehr noch, geschmückt mit reichem Kleid.
Auch ihrer Tochter folgte manche wonnigliche Maid.

Aus einer Kemenate begann der Zug zu nahn.
Zu ihm sich drängend, machten die Helden sich da Bahn,
Voll Hoffnung und Verlangen, es möge ihnen glücken,
Der edlen Königstochter ins frohe Angesicht zu blicken.

Die Minnigliche nahte dem Morgenrote gleich,
Aus dunklen Wolken strahlend. Da ward er wonnereich,
Der sie voll Pein im Herzen schon trug seit langer Zeit;
Nun stand in hehrem Glanze vor ihm die minnigliche Maid.

Ihr blitzte vom Gewande mancher Edelstein.
Ihr rosenrotes Antlitz blickte lieblich drein.
Auch widerwillig mußte ein jeder doch gestehn,
Er habe größre Schöne auf Erden nirgends noch gesehn.

Gleichwie der Glanz des Mondes bleicht der Sterne Licht,
Wenn er mit hellem Scheine die Wolken klar durchbricht,
So überstrahlte Kriemhild die Frauen schön und gut.
Ins Antlitz ihr zu schauen, das hob der Ritter Herz und Mut.

Die Kämmrer schritten ihnen voll Stolz und Pracht voran.
Fern zu stehen gedachte daselbst kein Rittersmann.
Es wagte sich ein jeder näher zu der Maid;
Doch Siegfrieds Herz bewegte beides, Freude und auch Leid.

Er dacht' in seinem Sinne: „In Minne dir zu nahn —
Wie könnt' ich das erreichen? Es ist ein eitler Wahn!
Doch sollte ich dich meiden, so wär' ich lieber tot."
Er ward von den Gedanken im Angesicht bald bleich, bald rot.

Da stand der Sohn Sieglindens, von Minneglanz umstrahlt,
So schön, wie wenn ihn hätte auf Pergament gemalt
Ein kunstgeübter Meister, und daß man gern gestand,
Man habe noch im Leben solch schönen Helden nie gekannt.

Des Königs Magen gingen nun hin, wo Siegfried stand,
Und brachten selbst die Kunde dem Herrn von Niederland:
„Der König hat verstattet, daß Ihr den Frauen nahet,
Und von der schönen Schwester ehrenvollen Gruß empfahet."

Als Siegfried das vernommen, jubelte sein Herz.
Er fühlte nun im Innern Liebe sonder Schmerz.
Er sollte nun ja schauen der schönen Ute Kind.
Und dieses grüßte Siegfried tugendsam und hochgesinnt.

Nie in Sommerszeiten, auch nicht an Maientagen
Sollte je er wieder in seinem Herzen tragen
So hohe Lust und Wonne, wie er sie da empfand,
Als sie, die er zur Trauten sich wünschte, ging an seiner Hand.

Fern über See, auf Island, wohnt die schöne Königin Brünhild. Wer ihrer Minne begehrt, muß in drei Spielen ihr obsiegen, in Speerschießen, Steinwurf und Sprung; fehlt er in einem, so hat er das Haupt verloren. Auf sie stellt König Gunther den Sinn und gelobt seine Schwester dem kühnen Siegfried, wenn der ihm Brünhilden erwerben helfe. Mit Hagen und Dankwart besteigen die beiden ein Schifflein und führen selbst das Ruder. Sie fahren mit gutem Winde den Rhein hinab in die See. Am zwölften Morgen kommen sie zur Burg Isenstein, wo Brünhild mit ihren Jungfrauen im Fenster steht. Als die Helden an das Land getreten, hält Siegfried dem Könige das Roß, damit er für dessen Dienstmann gehalten werde. Sie reiten in die Burg, Siegfried und Gunther mit schneeweißen Rossen und Gewanden, Hagen und Dankwart rabenschwarz gekleidet. Brünhild grüßt Siegfried vor dem Könige. Die Kampfspiele heben an; unsichtbar durch die Tarnkappe steht Siegfried bei Gunther; er übernimmt die Werke, der König die Gebärde. Brünhild streift sich die Ärmel auf, einen Schild faßt sie, den vier Kämmerer kaum hergetragen, einen Speer, gleichmäßig schwer, schießt sie auf Gunthers Schild, daß die Schneide hindurchbricht und die beiden Männer straucheln; aber kräftiger noch wirft Siegfried den umgekehrten Speer zurück. Einen Stein, den zwölf Männer mühsam trugen, wirft sie zwölf Klafter weit, und über den Wurf hinaus noch springt sie in klingendem Waffenkleide; doch weiter wirft Siegfried den Stein, weiter trägt er den König im Sprunge. Zürnend erkennt Brünhild sich besiegt und heißt ihre Mannen Gunther huldigen. Zum Rhein will sie ihm erst folgen, wenn sie zuvor all ihre Freunde besandt hat. Jeder Gefahr zu begegnen, schifft Siegfried heimlich von dannen zum Lande der Nibelunge, wo er den großen Schatz hat; dort prüft er mit Kampfe den riesenhaften Burghüter und den Zwerg Alberich, der des Hortes pflegt; dann wählt er tausend der besten Recken von den

Nibelungen, die ihm dienstbar sind, und kehrt mit ihnen gen Isenstein. Brünhild wird nun heimgeführt und zu Worms herrlich empfangen. Am gleichen Tage führt Gunther Brünhild, Siegfried Kriemhild als Gattin heim. Doch Brünhild hat geweint, als sie Kriemhild bei Siegfried am Mahle sitzen sah, vorgeblich, weil ihr leid sei, daß des Königs Schwester einem Dienstmann gegeben werde; Gunther verspricht, ihr zu anderer Zeit alles zu erklären.

Bald hernach führt Siegfried Kriemhild in seine Heimat nach Santen, wo sein Vater ihm die Krone abtritt. Zehn Jahre vergehen, und stets denkt Brünhild, warum Siegfried von seinem Lande keinen Lehendienst leiste. Sie beredet Gunther, den Freund und die Schwester zu einem großen Fest auf nächste Sonnenwende zu laden. Der alte Siegmund reitet mit ihnen nach Worms. In festlicher Freude verbringen sie zehn Tage.

c. Streit der Königinnen.

Zur Zeit der Vesper war es, als laut der Hof erklang
Von vieler Recken Treiben. Der Lärm gar weithin drang.
Sie trieben Ritterspiele zum frohen Zeitvertreib.
Um zuzuschauen, eilten herbei sehr zahlreich Mann und Weib.

Da saßen beieinander die schönen Königinnen.
Zwei ehrenreichen Recken galt ihr stilles Sinnen.
Frau Kriemhild brach das Schweigen: „Mein Mann, der ist so hehr,
Daß er mit Recht Gebieter von allen diesen Landen wär'."

Zur Antwort gab Frau Brünhild: „Wie ginge das wohl an!
Wenn niemand anders lebte als du und er, dein Mann,
Dann möchten ihm die Reiche wohl alle unterstehn.
Doch während Gunther lebet, so lange kann das nicht geschehn."

„Siehst du," sprach Frau Kriemhild, „wie stattlich er da steht,
Wie vor den Recken allen so herrlich er da geht,
Gleichwie vor Sternen strahlet der Mond in lichter Helle.
Grund genug wohl wahrlich, daß Freude stolz das Herz mir schwelle."

Doch ihr versetzte Brünhild: „Und mag der Gatte dein
Auch noch so brav und stattlich und noch so weidlich sein,
So mußt du dennoch Gunther den Vorrang zuerkennen.
Denn wisse, den muß jeder den ersten aller Fürsten nennen."

Und wieder sprach Frau Kriemhild: „Mein Gatte ist es wert,
Mit nicht zu großem Lobe ward er von mir geehrt.
Er zeigt in allen Dingen sich ruhm- und ehrenreich.
Glaube dreist, Frau Brünhild, Gunther steht er wahrlich gleich."

„Du magst darin, Frau Kriemhild, nur ja nichts Arges sehn.
Denn nicht ist meine Rede ohne Grund geschehn.
Ich hörte es von beiden, als ich zuerst sie sah,
Als König Gunthers Werben um meine Hand im Kampf geschah.

Als jener meine Minne so ritterlich gewann,
Da sagte Siegfried selber, er sei ein Lehensmann.
Ich halt' ihn drum für hörig, wie ich's von ihm vernommen."
Da sprach die schöne Kriemhild: „So wär' ich übel angekommen.

Es hätten zugestimmet die edlen Brüder mein,
Daß einem Lehensmanne ich sollte Gattin sein?
Unmöglich! drum, Frau Brunhild, hör mein freundlich Wort:
Um meiner Liebe willen meide solche Red' hinfort."

Doch diese sprach dagegen: „Das kann ich wohl mit nichten.
Wie sollt' ich auf so viele der Recken wohl verzichten,
Die uns sind untertänig mit deinem Mann zusammen."
Doch da begann Frau Kriemhild in bittrem Zorn hell aufzuflammen.

„Daß er dir diene, wirst du nimmermehr erreichen.
Es muß, mit ihm verglichen, an Wert ihm wahrlich weichen
Der wackre Recke Gunther, der edle Bruder mein.
Mit Reden wie die eben begehr' ich drum verschont zu sein.

Auch muß mich wundernehmen, wenn er dir wirklich eigen,
Und du dich von uns beiden als Herrin kannst erzeigen,
Daß er dir vorenthalten so lange den Tribut.
Bereits zum Überdrusse erfuhr ich deinen Übermut."

Da sprach das Weib des Königs: „Du brüstest dich zu sehr.
Ich möchte einmal sehen, ob man dir gleiche Ehr',
Wie man sie mir erweiset, zu spenden ist bereit."
Die beiden Frau'n gerieten immer tiefer in den Streit.

Wieder sprach Frau Kriemhild: „Das soll sofort sich zeigen.
Dieweil du hast beteuert, mein Gatte sei dein Eigen,
So sollen es noch heute der Kön'ge Recken sehn,
Wie vor des Königs Weibe ich wage in den Dom zu gehn."

„Soll man," sprach Frau Brünhild, „in dir die Freie schauen,
So mußt du dich auch scheiden, dich selbst und deine Frauen,
Von meinem Ingesinde, wenn wir zum Münster gehn."
Zur Antwort gab Frau Kriemhild: „Wahrlich, ja, das soll geschehn."

„Nun schmückt euch, meine Maide," befahl dann Siegfrieds Frau,
„Auf daß man hier am Hofe mich ohne Schande schau'.
Erscheinen sollt ihr jetzo im allerreichsten Kleid.
Das Wort, das sie gesprochen, das tut Frau Brünhild wohl noch leid."

Und jene holten gerne hervor ihr schönstes Kleid;
Es zierte sich gar prächtig manche Frau und Maid.
Die Königin trat prangend hervor mit ihrer Schar;
König Gunthers Gattin gleichfalls reich gezieret war.

Es nahm die Leute wunder, weshalb es wohl geschehn,
Daß man die Königinnen geschieden könne sehn,
Dieselben, die doch früher beisammen stets gegangen.
Es sollte um deswillen noch mancher Recke Weh empfangen.

Am Münster entbrennt der Streit aufs neue. Brünhild heißt Kriemhild als Dienstweib zurückstehen. Da flammt der heiße Zorn des liebenden Weibes auf; sie ruft Brünhild ein Wort tödlicher Kränkung zu und geht an der Weinenden vorüber in das Gotteshaus. In bitterstem Haß trennen sich die beiden Frauen. Vergebens sucht Siegfried den Streit beizulegen. Hagen gelobt, Brünhilds Weinen an Siegfried zu rächen, und er zieht die Königin in den Mordrat. Falsche Boten müssen neuen Krieg ansagen, und Siegfried erbietet sich, den Kampf für seine Freunde zu bestehn. Als das Heer bereit ist, nimmt Hagen von Kriemhilden Abschied. Sie bezeigt Reue über das, was sie Brünhilden getan, und bittet ihn, über Siegfrieds Leben in der Schlacht zu wachen. Deshalb vertraut sie ihm, daß Siegfried an einer Stelle, zwischen den Schultern, verwundbar sei, wohin ihm ein Lindenblatt gefallen, als er sich im Blute des Drachen gebadet. Diese Stelle zu bezeichnen, näht sie nach Hagens Rat auf ihres Mannes Gewand ein kleines Kreuz. Hagen freut sich der gelungenen List, und kaum ist Siegfried ausgezogen, so kommen andere Boten mit Friedenskunde. Statt der Heerfahrt soll nun eine große Jagd im Wasgenwald gehalten werden. Weinend ohne Maß, von schweren Träumen geängstigt, entläßt Kriemhild den Gemahl.

Die Helden ziehen nun zur Jagd, und Siegfried tut es hier wieder allen zuvor.

d. Siegfrieds Tod.

Des Recken Stärke rühmten, so viele das gesehn.
Die stolzen Jäger konnten darauf zum Imbiß gehn,
Auf schönem grünen Anger sich lagernd, reich an Zahl.
Man setzte edle Speisen den Jagdgesellen vor zum Mahl.

Da sprach der hehre Siegfried: „Wunder nimmt mich sehr,
Da man doch aus der Küche so reichlich bringt hierher,
Warum sich da kein Schenke auch blicken läßt mit Wein.
Man pflege Jäger besser, sonst will ich Jagdgesell nicht sein!

Für solches," sprach er weiter, „weiß ich schlechten Dank.
Man hätt' auf sieben Säumern mir Met und Lautertrank
Zur Stelle schaffen sollen. Und ließ sich das nicht tun,
Was wählte man nicht näher am Rhein uns den Platz zum Ruhn!"

Da sprach der kühne Hagen: „Ihr Ritter kühn und schnell,
Es ist hier in der Nähe ein klarer, kühler Quell.
Nach dem laßt ohne Murren uns nun zum Trinken gehn."
Ein Rat, aus dem für manchen noch sollte großes Leid entstehn.

Sie wollten schon zur Linde, die an der Quelle ragte,
Da sprach der Tronjer Hagen: „Dieweil man oft mir sagte,
Besiegen könne keiner Kriemhildens Mann im Lauf,
Wenn's um die Wette ginge, so säh' ich gern die Probe drauf."

Darauf der kühne Siegfried, der Held aus Niederland:
„Das könnt ihr wohl erproben, wenn zu des Bronnens Rand
Ihr mit mir laufet Wette. Und wenn das ist geschehn,
So preise man als Sieger, den man zuerst am Ziel gesehn."

„Gut, wir wollen's versuchen," sprach gleich der Tronjer Hagen.
„Dann will ich," sagte Siegfried, „mich auch noch niederlegen,
Den Vorsprung euch zu lassen, ins Gras zu euren Füßen."
Herr Gunther mochte wahrlich solch Anerbieten froh begrüßen.

Da sprach der kühne Degen: „Ich tue gar noch mehr:
Ich trage bei dem Laufe alle meine Wehr,
Den Wurfspieß nebst dem Schilde und all mein Pirschgewand."
Und um den Leib der Ritter sich wirklich Schwert und Köcher band.

Die beiden aber legten die Kleider ab zum Lauf.
In weißem Unterkleide stellten sie sich auf
Und stoben wie zwei Panther dann über das kleegrüne Feld.
Und dennoch war vor ihnen am Quell der Nibelungenheld.

Er übertraf in allem jedweden Ritter wert.
Er legte ab den Köcher, er löste stracks das Schwert
Und stützte an der Linde, am Ast, den starken Ger.
So stand am Bord der Quelle Gunthers Gast gar schön und hehr.

Sein Schild lag auf der Erde, woselbst der Strudel quoll.
Der Held war von Benehmen stets fein und rücksichtsvoll.
Wie ihn der Durst auch quälte: bevor der König trank,
Enthielt er sich des Trinkens. Des wußte der ihm schlechten Dank.

Das Wasser jenes Bornes war kühl und klar und gut.
Zuerst nun neigte Gunther sich nieder zu der Flut;
Und als sein Durst gestillet, erhob er sich vom Quell.
Das Gleiche hätte gerne hernach getan sein Weidgesell.

Doch dieser sollte büßen sein höfisches Betragen.
Sein Schwert und seinen Bogen trug erst ihm fort Herr Hagen.
Dann sprang er nach dem Speere, der an der Linde stand,
Und spähte an dem Recken nach einem Kreuz auf dem Gewand.

Und während Siegfried trinkend sich beugte auf die Flut,
Traf Hagen durch das Zeichen den Edlen, daß sein Blut
In Strahlen ihm vom Herzen schoß auf Hagens Kleid.
Wohl nie begeht ein Recke hinfort noch solche Schlechtigkeit.

Er schnellte wild aufschreiend empor vom Bronnenrand.
Zwischen den Schulterblättern der Ger ihm ragend stand.
Er wähnte vorzufinden Bogen oder Schwert.
Gewiß, er hätte dann wohl dem Mörder seinen Lohn beschert.

Doch da der Schwergetroffne die Wehr nicht wiederfand,
So war ihm nichts zu Händen als nur sein Schildesrand.
Den griff er auf vom Bronnen. Dann rief er Hagen an
Und ließ sich nicht entrinnen den Recken aus des Königs Bann.

Und trotz der Todeswunde hieb er auf ihn ein
Mit so gewalt'gen Schlägen, daß mancher Edelstein
Wirbelnd flog vom Schilde. Der Schild sprang selbst in Stücke.
Gern hätte sich gerächt der hehre Gast für Hagens Tücke.

Hagen war gestrauchelt vor seines Arms Gewalt.
Von seinen Schlägen dröhnte der Anger und der Wald.
Es fehlte nur am Schwerte, sonst gab er ihm den Tod.
So schrecklich war das Zürnen des Helden in der Wunden Not.

Erbleicht war seine Farbe; er konnte nicht mehr stehn;
Die Stärke seines Leibes begann schon zu vergehn.
Man konnte an der Bläße des Todes Nahen schauen.
Bald sollten ihn mit Schmerzen beweinen viele edle Frauen.

Nieder in die Blumen sank Kriemhilds teurer Mann.
Man sah, wie aus der Wunde im Strom das Blut ihm rann.
Da hob er an zu schelten — es riß die Not ihn fort —
Auf die, so treuvergessen geraten solchen Meuchelmord.

Zum Tod getroffen rief er: „Weh euch feigen Gesellen,
Zum Lohn für meine Dienste mir treulos nachzustellen!
Ich hielt euch immer Treue, doch dafür büß' ich jetzt.
Ihr habt an euren Freunden Reckenpflichten schwer verletzt."

Die Ritter liefen alle zur Stelle, wo er lag,
Es war für ihrer viele ein freudeloser Tag.
Von allen Treugesinnten ward er schwer beklagt.
Wohl hatte das verdienet der Ritter kühn und unverzagt.

Es klagte um sein Sterben auch Gunther von Burgund.
Da sprach der Todeswunde: „Wahrlich ohne Grund
Beweinet der ein Unheil, der selbst es hat vollbracht.
Er hätt' es lassen sollen. Mit Tränen wird's nicht gut gemacht."

Der grimme Hagen fragte: „Was habt ihr denn zu klagen?
Es hat ja nun ein Ende all unser Leid und Zagen.
Denn nunmehr kann uns keiner gefährden in dem Streit.
Drum wohl mir, daß ich glücklich von diesem Recken euch befreit!"

„Ihr habet leicht Euch rühmen," sprach Siegfried auf das Wort.
„Wenn ich mich des versehen, daß Ihr mir sannet Mord,
Ich hätte schirmen wollen vor Euch wohl Leb'n und Leib.
Doch schmerzt mich nichts so bitter als Kriemhild, sie, mein trautes Weib.

Nun mög' es Gott erbarmen, daß ich gezeugt den Sohn,
Dem man's in künft'gen Zeiten wohl noch verweist mit Hohn,
Daß meuchlerisch die Magen den Vater ihm erschlagen.
Ging' es an, ich müßte darob noch lange schmerzlich klagen."

Dann bat in seinem Jammer der todeswunde Held:
„Wenn Ihr, o edler König, an jemand auf der Welt
Noch Treue wollt erzeigen, so laßt die Liebste mein
Auf Treue und auf Gnade Euch dringend anbefohlen sein.

Trostreich laßt sie fühlen, daß sie Euch Schwester sei.
Wie Fürstenehr' es fordert, steht ihr in Treue bei.
O weh! daß Vater und Mannen vergeblich meiner warten,
Und meinetwegen sollen Kummer leiden, schweren, harten!"

Allenthalben waren vom Blut die Blumen naß.
Nun rang er mit dem Tode. Nicht lange währte das:
Des Todes Waffe hatte ihn allzutief geschnitten.
Dem kühnen Recken nahte der Tod alsbald mit schnellen Schritten.

Als tot die Herren sahen den Gatten von Kriemhild,
Da nahmen sie zur Bahre einen goldesroten Schild,
Um ihn darauf zu legen. Dann gingen sie zu Rat,
Wie man es wohl verhehle, daß Hagen selber dieses tat.

Da sprachen ihrer viele: „Schlimm ist unsre Lage,
Und not tut's, daß ein jeder anstatt der Wahrheit sage,
Es sei allein geritten beim Jagen Kriemhilds Mann;
Da hätten ihn erschlagen Räuber auf der Fahrt im Tann."

„Ich selbst schaff' ihn nach Hause," erklärte darauf Hagen,
„Und mich wird's wenig kümmern, wenn's einer ihr wird sagen,
Sie kränkte allzuschnöde meiner Herrin Herz.
Drum soll's mich wenig rühren, sie weine noch so sehr vor Schmerz."

Den Rhein zu überfahren, verschoben sie zur Nacht.
Nie konnte schlimmer enden für Helden eine Jagd.
Das Wild, das sie erlegten, beweinte manches Weib.
Manch guter Kämpfer büßte hernach mit Leben es und Leib.

Hagen heißt den Leichnam vor Kriemhilds Kammertür legen. Als man zur Mette läutet, bringt der Kämmerer Licht und sieht den blutigen Toten, ohne ihn zu erkennen. Er meldet es Kriemhilden, die mit ihren Frauen zum Münster gehen will. Sie weiß, daß es ihr Mann

ist, noch ehe sie ihn gesehen; zur Erde sinkt sie, und das Blut bricht ihr aus dem Munde. Burg und Stadt erschallen von Wehklage. Am Morgen wird der Leichnam auf einer Bahre im Münster aufgestellt. Da kommen Gunther und der grimme Hagen; „Räuber," sagt der König, „haben den Helden erschlagen." Kriemhild heißt sie zur Bahre treten, wenn sie sich unschuldig zeigen wollen; da blutet vor Hagen die Wunde des Toten. Drei Tage und drei Nächte bleibt Kriemhild bei ihm; sie hofft, auch sie werde der Tod hinnehmen. Als darauf Siegfried zu Grabe getragen wird, heißt sie den Sarg wieder aufbrechen, erhebt noch einmal sein schönes Haupt mit ihrer weißen Hand, küßt den Toten, und ihre lichten Augen weinen Blut.

Vierthalb Jahre spricht sie kein Wort mit Gunther, und ihren Feind Hagen sieht sie niemals. Gernot und Giselher bringen die Schwester erst dahin, daß sie Gunther mit Tränen wieder grüßt; dann wird sie beredet, den Nibelungenhort, ihre Morgengabe von Siegfried, herführen zu lassen. Als sie aber das Gold freigebig austeilt, fürchtet Hagen den Anhang, den sie damit gewinne, und versenkt den ganzen Schatz im Rhein.

Dreizehn Jahre hat Kriemhild im Witwentum gelebt. Da stirbt Frau Helke, des gewaltigen Hunnenkönigs Etzel Gemahlin. Ihm wird geraten, um die edle Kriemhild zu werben, und er sendet nach ihr den Markgrafen Rüdiger mit großem Geleite. Kriemhild widerstrebt lange. Erst als Rüdiger ihr schwört, mit allen seinen Mannen jedes Leid, das ihr widerfahre, zu rächen, hofft sie noch Rache für Siegfrieds Tod und reicht ihre Hand dar. Sie fährt mit den Boten im Geleit ihrer Jungfrauen nach der fernen Etzelburg, wo Kriemhild fortan gewaltig an Helkens Stelle sitzt.

Aber in dreizehn Jahren solcher Ehre vergißt sie nicht ihres Leides; allzeit gedenkt sie, wie sie es räche. Sie klagt dem Gemahle, daß man sie für freundlos halte, weil ihre Verwandte noch niemals zu ihr gekommen. So bewegt sie ihn, ihre Brüder zu einem Fest auf nächste Sonnenwende herzuladen. Boten werden nach Worms gesandt, und Kriemhild empfiehlt ihnen, daß Hagen nicht zurückbleibe, der allein der Wege kundig sei. König Gunther bespricht sich mit seinen Brüdern und Mannen über die Botschaft. Hagen, des Mordes eingedenk, rät ab von der Reise; als aber Gernot und Giselher ihn der Furcht zeihen, schließt er zürnend sich an, rät jedoch, mit Heereskraft auszufahren. Mit tausend und sechzig ihrer Mannen, dazu tausend Nibelungen, und mit neuntausend Knechten ziehen die Könige durch Ostfranken zur Donau, zuvorderst reitet Hagen. Der Strom ist angeschwollen und kein Schiff zu sehen. Hagen, einen Fährmann suchend, hört Wasser rauschen und findet in einem schönen Brunnen badende Meerweiber. Ihn gewahrend, entrinnen sie und schweben wie Vögel über der Flut. Ihr Gewand jedoch hat er genommen, und die eine, Hadeburg, verspricht ihm, das Geschick der Reise vorher zu sagen. Wirklich verkündet sie, daß die Fahrt in Etzels Land wohl ergehen werde. Als er darauf die Kleider zurückgegeben, sagt die andere, Sieglind, sie werden alle bei den Hunnen umkommen, nur des Königs Kapellan werde heimgelangen. Nach blutigem

Kampfe mit dem Fergen fährt Hagen selbst, den ganzen Tag arbeitend, das Heer über; die Rosse werden schwimmend übergetrieben. Den Kapellan aber schwingt Hagen aus dem Schiffe und stößt ihn, als er zu schwimmen versucht, zürnend zu Grunde. Als dennoch der Priester unversehrt an das Ufer zurückkommt, sieht Hagen, daß unvermeidlich sei, was die Meerweiber verkündet. Da schlägt er das Schiff zu Stücken, damit kein Zager entrinnen könnte. Sie ziehen fürder durch Bayerland über Passau nach Bechlarn, wo sie die Gastfreiheit des Markgrafen Rüdiger und seiner Hausfrau Gotelind erfahren. Die schöne Tochter des Hauses wird Giselher verlobt; auch keiner der anderen geht unbeschenkt hinweg: König Gunther empfängt ein Waffengewand, Gernot ein Schwert, Hagen einen kostbaren Schild, Dankwart festliche Kleider, Volker, der zum Abschied fiedelt und singt, zwölf Goldringe, die er, der Markgräfin zu Dienst, an Etzels Hofe tragen soll. Rüdiger selbst mit fünfhundert Mannen begleitet die Helden zum Feste. Dietrich von Bern, der bei den Hunnen lebt, reitet mit seinen Amelungen den Gästen entgegen und warnt sie, da die Königin noch jeden Morgen um Siegfried weine. Kriemhild steht im Fenster und blickt nach ihren Verwandten aus, der nahen Rache sich freuend. Als die Burgunden zu Hofe reiten, fragt jedermann nach Hagen, der den starken Siegfried schlug. Zuerst küßt Kriemhild Giselher; als Hagen sieht, daß sie im Gruß unterscheide, bindet er sich den Helm fest. Ihn fragt sie nach dem Horte der Nibelunge; Hagen erwidert, er habe an Schild und Brünne, Helm und Schwert genug zu tragen gehabt. Als die Helden ihre Waffen nicht abgeben wollen, merkt Kriemhild zürnend, daß sie gewarnt sind. Hagen und Volker gehen nun allein über den Hof und setzen sich Kriemhilds Saale gegenüber auf eine Bank. Mit einer Schar von vierhundert Mannen Etzels kommt jetzt die Königin, die Krone auf dem Haupte, die Stiege herab. Der übermütige Hagen legt über seine Knie ein lichtes Schwert, aus dessen Knopf ein Jaspis scheint, grüner denn Gras; wohl erkennt Kriemhild, daß es Siegfrieds war. Auch Volker zieht einen Fiedelbogen an sich, stark und lang, einem Schwerte gleich. Furchtlos sitzen sie da, und keiner steht auf, als die Königin ihnen vor die Füße tritt. Sie wirft Hagen vor, daß er ihren Mann erschlagen; da spricht Hagen laut aus, er habe es getan, räch' es, wer da wolle! Die Hunnen sehen einander an und ziehen ab, den Tod fürchtend. König Etzel, von all dem nichts wissend, empfängt und bewirtet die Helden auf das beste. Zur Nachtruhe werden sie in einen weiten Saal geführt, wo kostbare Betten bereitet sind. Hagen und Volker halten vor dem Hause Schildwacht. Volker lehnt den Schild von der Hand, nimmt die Fiedel und setzt sich auf den Stein an der Tür. Seine Saiten erklingen, daß all das Haus ertost; süßer und süßer läßt er sie tönen, bis alle die Sorgenvollen entschlummert sind. Mitten in der Nacht glänzen Helme aus der Finsternis; es sind Gewaffnete, von Kriemhilden geschickt; doch als sie die Tür so wohl behütet sehn, kehren sie wieder um.

Morgens, da man zur Messe läutet, heißt Hagen seine Gefährten statt der Seidenhemde die Harnische nehmen, statt der Mäntel die Schilde,

statt der Kränze die Helme, statt der Rosen die Schwerter. Etzel fragt, ob ihnen jemand Leides getan. Hagen antwortet, es sei Sitte seiner Herren, bei allen Festen drei Tage gewappnet zu gehen. Ehe sie zu Tische sitzen, sucht Kriemhild Dietrichs Hilfe; doch er verweist ihr den Verrat an ihren Blutsfreunden. Williger findet sie Blödel, Etzels Bruder. Mit tausend Gewappneten zieht er feindlich zur Herberge, wo Dankwart, der Marschalk, mit den Knechten speist. Ein grimmiger Kampf erhebt sich; immer neue Hunnen dringen nach, bis all die Knechte tot liegen. Dankwart allein haut sich zum Saale durch, wo die Herren sind. Eben wird Ortlieb, Etzels junger Sohn, seinen Oheimen zu Tische getragen. Da tritt Dankwart in die Tür mit bloßem Schwert und verkündet laut rufend den Mord in der Herberge. Hagen heißt ihn der Tür hüten, daß kein Hunne herauskomme. Dann schlägt er das Kind Ortlieb, daß sein Haupt in der Königin Schoß springt. Dem Erzieher des Knaben schlägt er das Haupt ab, dem Spielmann, der sie geladen, die rechte Hand auf der Fiedel. Ein furchtbarer Kampf beginnt, und Kriemhild ruft Dietrichs Hilfe an. Mit gewaltiger Stimme gebietet Dietrich Stillstand und verlangt, daß man ihn und die Seinigen mit Frieden aus dem Hause lasse. Gunther gewährt es, und König Etzel und Kriemhild, sowie Dietrich und Rüdiger mit ihren Recken verlassen den Saal. Aufs neue erhebt sich der blutige Kampf, bis Etzels Mannen allesamt erschlagen liegen. Schar auf Schar dringt in den Saal, aber alle fallen von der Hand der Burgunden; bis an die Nacht währt der harte Streit. Da versuchen die Könige noch, Sühne zu erlangen. Kriemhild begehrt vor allem, daß sie ihr Hagen herausgeben; allein die Könige verschmähen solche Untreue. Darauf läßt Kriemhild die Helden alle in den Saal treiben und diesen an vier Enden anzünden. Vom Winde brennt bald das ganze Haus. Das Feuer fällt dicht auf sie nieder, mit den Schilden wehren sie es ab und treten die Brände in das Blut. Am Morgen sind ihrer noch sechshundert übrig zu Kriemhilds Erstaunen. Mit neuem Kampfe beut man ihnen Morgengruß. Markgraf Rüdiger kommt und sieht die Not auf beiden Seiten. Fußfällig flehen ihn Etzel und Kriemhild um Hilfe an. Jener will ihn zum Könige neben sich erheben; diese mahnt ihn des Eides, daß er all ihr Leid rächen wolle. Was Rüdiger läßt oder beginnt, so tut er übel. Er hat die Burgunden hergeleitet, sie in seinem Hause bewirtet, seine Tochter, seine Gabe ihnen gegeben. Doch er muß leisten, was er gelobt, steht auch Seele und Leib auf der Wage. Als Giselher den Schwäher mit seiner Schar daherkommen sieht, freut er sich der vermeinten Freundeshülfe. Rüdiger aber stellt den Schild vor die Füße und sagt den Burgunden die Freundschaft auf. Umsonst mahnen sie ihn aller Lieb' und Treue. Er wünscht, daß sie am Rhein wären und er mit Ehren tot; aber den Streit kann niemand scheiden. Als letzte Freundesgabe reicht er Hagen, dessen Schild im harten Kampfe zerhauen ist, seinen eigenen Schild. Hinan springt Rüdiger mit den Seinen; sie werden in den Saal gelassen, und schrecklich klingen drin die Schwerter. Da sieht Gernot, wieviel seiner Helden der Markgraf erschlagen, und springt zum Kampfe mit diesem. Schon

hat er selbst die Todeswunde empfangen, da führt er noch auf Rüdiger den Todesstreich mit dem Schwerte, das der ihm gegeben. Die Burgunden üben grimmige Rache, nicht einer von Rüdigers Mannen bleibt am Leben. Als der Lärm im Saale verhallt ist, meint Kriemhild, Rüdiger wolle Sühne stiften, bis der Tote herausgetragen wird. Ungeheure Wehklage erhebt sich von Weib und Mann; wie eines Löwen Stimme erschallt Etzels Jammerruf; selbst Dietrichs Recken rinnen Tränen über die Bärte. Ohne Dietrichs Wissen beginnen auch sie den Kampf, in welchem alle Helden erschlagen werden bis auf Gunther und Hagen. Als Dietrich Rüdigers Tod bestätigen hört, will er selbst in den Kampf gehen und befiehlt dem Meister Hildebrand, die Recken sich waffnen zu heißen. „Wer soll zu euch gehn?" sagt Hildebrand; „was ihr habt der Lebenden, die seht ihr bei euch stehn." Da erschallt das Haus von Dietrichs Klage und er sucht selbst sein Waffengewand. Hagen und Dietrich springen zum Kampfe. Dietrich schlägt dem Gegner eine tiefe Wunde, aber töten will er nicht den Ermüdeten; den Schild läßt er fallen und umschlingt jenen mit den Armen. So bezwingt er ihn und bringt ihn gebunden zu der Königin, von der er verlangt, daß sie ihn leben lasse. Dann kehrt er zu Gunther; nach heißem Kampfe bindet er auch diesen und übergibt ihn Kriemhilden mit dem Beding der Schonung.

e. Der Nibelungen Ende.

Drauf gab sie ihr Versprechen. Dann schied Herr Dieterich.
Er ließ ihr beide Recken, er weinte bitterlich.
Nach grimmiger Rache lechzte König Etzels Weib;
Den auserles'nen Rittern nahm Kriemhild Leben noch und Leib.

Sie ließ sie in den Kerker abgesondert legen,
So daß nicht mehr im Leben sich wiedersahn die Degen,
Bis mit des Bruders Haupte Frau Kriemhild trat vor Hagen.
Im Übermaße nahm sie Rache an den beiden Magen.

Sie eilte in den Kerker, worin der Tronjer lag.
Beseelt von bösem Hasse, sie zu dem Recken sprach:
„Wollt ihr mir wiedergeben, was ihr mir habt genommen,
So sollt ihr noch lebendig zur Heimat nach Burgund entkommen."

„Königin, ihr bittet vergeblich um den Hort,"
Sprach Hagen da, der grimme; „ich gab darauf mein Wort,
Ihn niemand zu verraten und niemand ihn zu geben,
Solange nur noch einer von meinen Herren sei am Leben."

„Des mache ich ein Ende," entgegnete sie Hagen.
Und gleich hieß sie dem Bruder das Haupt vom Rumpfe schlagen.
Sie nahm es bei den Haaren und trat mit ihm dann hin
Vors Angesicht des Tronjers; dem wurde weh um Herz und Sinn.

Als er in tiefer Wehmut das Haupt des Herren sah,
Zu Etzels stolzem Weibe sein trotzig Wort geschah:
„Du hast es, wie du wolltest, zu Ende nun gebracht.
Nun ist es eingetroffen, wie ich im voraus es gedacht.

Der König der Burgunden, der edle, der ist tot,
Auch Giselher, der junge, desgleichen Held Gernot.
Den Schatz, den weiß nun niemand als Gott und ich allein.
Jetzt soll er dir für immer, du Teufelsweib, verhohlen sein!"

„Nun ihr das Meine," sprach sie, „euch zu erstatten wehrt,
So bleibt mir nur das eine: meines Siegfried Schwert.
Mein Herzgeliebter trug es, als ich zuletzt ihn sah,
Bevor mir an dem Trauten durch euch das größte Leid geschah!"

Sie zog es aus der Scheide, — er konnte ihr's nicht wehren —
Um selbst mit seiner Schärfe den Tod ihm zu bescheren.
Sie schwang es mit den Händen und schlug ihm ab das Haupt.
Das sah der König Etzel, der ward der Sinne fast beraubt.

„O, wehe! wehe!" rief er, „wie jämmerlich gefällt
Ist hier von Weibeshänden der allerbeste Held,
Der je im Sturm gestanden und Schildeswehr getragen!
Wie feind wir auch gewesen, ich muß ihn nun doch sehr beklagen."

Da sprach der alte Meister: „Das soll ihr nimmer frommen,
Daß sie sich des erkühnte! Was auch davon mag kommen,
Und ob er mich auch selber gebracht in bange Not,
So will ich doch jetzt rächen des kühnen Tronjers Schmach und Tod."

Hildebrand, der alte, im Zorn vor Kriemhild sprang,
Um nieder sie zu schlagen mit wucht'gem Schwertesschwang.
Die Fürstin fuhr zusammen aus Schreck vor ihm und Graus.
Der laute Schrei — was half er, den sie in Todesangst stieß aus!

Vom Schwert geteilt, sank nieder das edle Königsweib.
Die Todverfallnen lagen ringsum Leib an Leib.
Der Vogt von Bern und Etzel begannen da zu klagen
Und herzlich zu beweinen beide, Mannen sowie Magen.

Was einstens groß und herrlich, nun war es alles tot.
Das ganze Volk erseufzte vor großer Jammersnot.
In Leid war ausgelaufen des Königs Festlichkeit,
Wie alle Lust auf Erden zuletzt ein Ende nimmt mit Leid.

Ich kann euch nicht bescheiden, was weiter noch geschah.
Die Frauen und die Ritter man Tränen weinen sah,
Die Knappen auch, die edlen, um ihrer Freunde Tod.
Hier hat die Mär' ein Ende: **Das ist der Nibelungen Not.**

35. Volkers Nachtgesang.

1. Die lichten Sterne funkeln
Hernieder kalt und stumm;
Von Waffen klirrt's im Dunkeln,
Der Tod schleicht draußen um.
Schweb hoch hinauf, mein Geigenklang!
Durchbrich die Nacht mit klarem Sang!
Du weißt den Spuk von dannen
Zu bannen.

2. Wohl finster ist die Stunde,
Doch hell sind Mut und Schwert;
In meines Herzens Grunde
Steht aller Freuden Herd.
O Lebenslust, wie reich du blühst!
O Heldenblut, wie kühn du glühst!
Wie gleicht der Sonn' im Scheiden
Ihr beiden!

3. Ich denke hoher Ehren,
Sturmlust'ger Jugendzeit,
Da wir mit scharfen Speeren
Hinjauchzten in den Streit.
Hei, Schildgekrach im Sachsenkrieg!
Auf unsern Bannern saß der Sieg,
Als wir die ersten Narben
Erwarben.

4. Mein grünes Heimatleben,
Wie tauchst du mir empor!
Des Schwarzwalds Wipfel weben
Herüber an mein Ohr;
So säuselt's in der Rebenflur,
So braust der Rhein, darauf ich fuhr
Mit meinem Lieb zu zweien
Im Maien.

5. Ihr Kön'ge, sonder Zagen
Schlaft sanft, ich halte Wacht!
Ein Glanz aus alten Tagen
Erleuchtet mir die Nacht.
Und kommt die Früh im blut'gen Kleid:
Gott grüß dich, grimmer Schwerterstreit!
Dann magst du, Tod, zum Reigen
Uns geigen!

Emanuel Geibel.

36. Gudrun.

(Überſetzung von Ludwig Köhler; verbindender Text von Ludwig Uhland.)

a. Wie Gudrun aufwuchs.

Mit hohem Ruhm Herr Hettel auf ſeinem Throne ſaß.
Der alte Recke Wate ſelten es vergaß,
Ihn dreimal zu beſuchen des Jahrs, er tat es gerne.
Er war ein treuer Lehnsmann, mocht' er ihm nahe weilen oder ferne.

Schön Hilde, Hagens Tochter, zwei Kindlein bald gewann
Von dem König Hettel; ſie wandten alles an,
Um gut ſie zu erziehen; der Erben ſich erfreuten
Das Land zuſamt den Burgen; die Kunde davon drang in alle Weiten.

Das eine ward ein Recke mit Namen Ortewein,
Den übergab man Wate, daß er den Knaben fein
In allem unterweiſe, was edle Ritter pflegen;
Drum ward in früher Jugend er ſchon ein wackrer Degen.

Die Königstochter aber mit Namen ward genannt
Gudrun, die ſchöne, vom Hegelingenland.
Im Dänenland die Vettern waren ſo gewogen
Dem König Hettel, daß ſie die Tochter gerne ihm erzogen.

Sie wuchs ſo kräftig, daß ſie tragen konnt' ein Schwert,
Als wäre ſie ein Ritter; drum ward ſie auch begehrt
Von gewaltigen Fürſten frühzeitig ſchon zum Weibe.
Doch viele ihrer Werber empfanden Schaden drum an ihrem Leibe.

So wurde ſie verſaget dem Herrn in Alzabe;
Es tat wohl der Beſcheid ihm im tiefſten Herzen weh;
Er dünkte ſich ſo mächtig, als ob kein andrer wäre,
Der ſich vergleichen könnte mit ſeiner Herrlichkeit und Ehre.

Siegfried war er geheißen und ſaß im Morenland
Und war durch Heldentugend weit und breit bekannt.
Dem Könige gehorchen ſieben Fürſten mußten.
Der warb um Hildens Tochter, von der die Leute ſo viel Gutes wußten.

Er kam mit den Genoſſen fern aus Ikaria.
Manchen Preis und Ehre erwarben ſich allda
Seine Heergeſellen, als ſie geſehn die Frauen
Vor Hettels Burg; da ließen ſie viele Rittertaten ſchauen.

Doch Hettels Stolz versagte Siegfried die Tochter hehr;
Freundschaft bestand bei Ihnen von nun an keine mehr.
Herr Siegfried schwur, solange er rüstig sei zu Taten,
Solang soll' man ihn finden trachtend nur auf König Hettels Schaden.

Hartmut, Sohn des Königs Ludwig von Normandie, sendet erst Boten nach ihr, denen sie versagt wird; dann kommt er selbst unerkannt an Hettels Hof. Er entdeckt sich Gudrun, aber seine Schönheit hilft ihm nur so viel, daß die Jungfrau ihn wegeilen heißt, wenn er vor ihrem Vater das Leben behalten wolle. Auch Herwig von Seeland wird verschmäht, doch er sammelt seine Mannen, zieht vor Hettels Burg und dringt kämpfend ein. Gudrun sieht mit Lust und Leid, wie Herwig Feuer aus Helmen schlägt. Hettel selbst bedauert, daß ihm ein solcher Held nicht zum Freunde gegönnt war. Da wird Friede gestiftet und Gudrun dem Helden anverlobt; in einem Jahre soll er sie heimführen. Als Siegfried von Morland solches erfahren, fällt er in Herwigs Land ein; Hettel zieht dem künftigen Eidam zu Hülfe. Während so das Land der Hegelinge von Helden entblößt ist, kommen Hartmut und Ludwig von Normandie mit Schiffmacht angefahren, brechen die Burg und führen Gudrun mit ihren Jungfrauen hinweg. Die Königin Hilde schickt Boten an Hettel und Herwig; diese machen sogleich Frieden mit Siegfried, und er selbst hilft ihnen die Räuber zur See verfolgen. Auf einem Werder, dem Wülpensande, halten Hartmut und Ludwig Rast mit ihrer Beute; dort werden sie von den Hegelingen erreicht. In furchtbarer Schlacht fällt Hettel von Ludwigs Schwert. In der Nacht schiffen die Normannen mit den Jungfrauen weiter. Die Hegelinge kehren heim; durch großen Verlust geschwächt, müssen sie die Rache verschieben, bis einst die verwaisten Kinder schwertmäßig sind.

In Normandie wird Gudrun freudig empfangen. Sie soll nun mit Hartmut die Krone tragen. Aber sie hält fest an Herwig und wendet sich ab von dem, dessen Vater den ihrigen erschlagen. Gerlind, die Mutter Hartmuts, hat zu der Werbung um Gudrun geraten; zürnend, daß ihr schöner Sohn verschmäht worden, hat sie eifrig die Schiffreise gefördert; jetzt verspricht sie ihm, der Jungfrau Hoffart zu brechen, indes er auf neue Heerfahrten zieht. Gudruns edle Jungfrauen, die sonst Gold und Gesteine in Seide wirkten, müssen Garn winden und spinnen; sie selbst, die Königstochter, muß den Ofen heizen, mit den Haaren den Staub abkehren, zuletzt in Wind und Schnee am Strande Kleider waschen. Hildburg, auch eines Königs Tochter, mit Gudrun gefangen, teilt freiwillig mit ihr die Arbeit. Dreizehn Jahre vergehen, da mahnt Frau Hilde die Helden, die ihr gelobt, den Gemahl noch zu rächen und die Tochter wiederzuholen. Sie rüsten ihre Scharen und Schiffe. Nach stürmischer Fahrt erreichen sie die Küste von Normandie und landen unbemerkt an einem Walde. Herwig und Ortwin (Ortwein), Gudruns Bruder, machen sich auf, nach ihr zu forschen und das Land zu erkunden. Gudrun und Hildburg waschen am Strande, da sehen sie

einen schönen Vogel herschwimmen. Es ist ein Bote von Gott, der ihnen mit menschlicher Stimme die nahe Ankunft der Freunde verkündet. Der Vogel verschwindet, und die Jungfrauen, von der Botschaft sprechend, versäumen sich im Waschen. Darüber werden sie abends von Gerlind gescholten. Am Morgen, als sie wieder zur Arbeit sollen, ist Schnee gefallen. Umsonst bitten sie die Königin um Schuhe; barfuß müssen sie durch den Schnee zum Strande waten.

b. Wie Ortwein und Herwig zu Gudrun kamen.

Die arme Jungfrau Gudrun unsanft gebettet lag.
Sie konnten kaum erwarten den heiß ersehnten Tag
Und schliefen desto minder, je mehr ihr Sinn dran dachte,
Wie so gute Märe der schöne Vogel ihnen brachte.

Nach Gewohnheit gingen sie dann hinaus zum Strand.
Da standen sie und wuschen wieder manch Gewand,
Das sie selbst getragen von der Burg hernieder;
Bei aller frohen Hoffnung mußten sie doch klagen wieder.

Sie sendeten hinüber auf des Meeres Flut
Voll Sehnsucht ihre Blicke, woher die Boten gut
Zu ihnen kommen sollten, die von ihrem Lande
Die mächtige Frau Hilde hierher den schönen Jungfrau'n sandte.

Nach langem Harren sahen fahren sie daher
Zwei Mann in einer Barke, doch dabei niemand mehr.
Da sprach die schöne Hildburg zur Königmaid, der reichen:
„Dort seh' ich zwei herfahren, die mögen deinen Boten gleichen."

Da sprach die Kummerreiche: „Ich unglückselige Maid,
Alles macht mir Kummer, neben Freude Leid.
Soll ich von hinnen weichen, daß man mich hier nicht finde
In dieser Schmach? Eh' will ich, daß immer man mich zähle zum Gesinde."

Da wandten sie sich beide und gingen eilend fort.
Doch waren schon so nahe die Männer an dem Ort,
Daß sie am Ufer sahen wohl die Wäscherinnen
Und merkten, daß sie eilig von den Gewanden wollten Flucht gewinnen.

Sie sprangen aus der Barke und riefen hinterher:
„Ihr schönen Wäscherinnen, warum eilt ihr so sehr?
Ihr seht, wir sind als Fremde nach diesem Land gekommen,
So werden diese reichen Gewande leicht euch all genommen."

In nassen Kleidern blieben die beiden Frauen stehn —
Die edlen Mägdlein hatten sonst bess're Zeit gesehn —
Es flatterten die Haare im kalten Wind des Märzen,
Im Regen oder Schneefall, sie fühlten bittres Weh im Herzen.

Der edle Ritter Herwig drauf guten Morgen bot
Den heimatlosen Kindern. Wohl war der ihnen not,
Denn ihrer bösen Herrin macht es wenig Sorgen,
Den minniglichen Maiden zu bieten guten Abend und guten Morgen.

„Ihr sollt uns lassen wissen," sprach da der Held Ortwein,
„Wem diese reichen Kleider am Strande mögen sein,
Oder wem ihr waschet? Ihr seid so schön allbeide;
Gott mög' an dem es strafen, der euch, ihr Mädchen, solches tut zuleide."

Da sprach in tiefer Trauer das arme Königskind:
„Es hat noch viele schönre, als wir beiden sind.
Fragt uns, was ihr wollet; doch wird's die Meistrin inne,
So müssen wir's entgelten, sieht sie uns mit euch sprechen von der Zinne."

„Laßt es euch nicht verdrießen, nehmt unser rotes Gold!
Vier gute goldne Spangen seien euer Sold.
Wir geben euch das gerne, doch sollt ihr treu uns sagen,
Ihr minniglichen Frauen, Antwort auf alle unsre Fragen."

„Gott lasse eure Sprangen euch selber wohl gedeihn;
Wir nehmen nichts zum Lohne," sprach das Mägdelein.
„Doch fraget, was ihr wollet, wir müssen schnell von hinnen.
Sieht man uns mit euch beiden, so möchten wir des Leides viel gewinnen."

„So sagt, wer ist der Herrscher in diesem weiten Land?
Wem sind die guten Burgen, und wie ist der genannt,
Der euch, so schlecht bekleidet, läßt waschen hier am Meere?
Er würde des sich schämen, so mein' ich, wäre lieb ihm seine Ehre."

„Der Fürsten einer," sprach sie, „heißet Herr Hartmut;
Ihm dienen weite Lande und Burgen fest und gut.
Der andre nennt sich Ludwig von den Normannenreichen;
Ihm dienen in dem Lande viel tapfre Helden ohnegleichen."

„Wir sähen sie sehr gerne," erwiderte Ortwein.
„Mögt ihr uns nicht bescheiden, viel schönes Jungfräulein,
Wo wir die beiden Fürsten finden in dem Lande?
Wir bringen ihnen Botschaft, denn wir sind eines Königs Abgesandte."

Die Königstochter Gudrun den Helden sagte dies:
„Als ich sie in der Feste am Morgen heut verließ,
Schliefen sie in Betten noch mit viertausend Mannen;
Doch weiß ich nicht, ob etwa seitdem geritten sie von dannen."

Oft blickte König Herwig die edle Jungfrau an;
Sie schien dem wackern Degen so schön und wohlgetan,
Daß es manchen Seufzer im Herzen ihm erregte;
Sie glich so sehr der Einen, die er im treuen Angedenken hegte.

Von neuem ſagte Ortwein: „Iſt euch das nicht bekannt,
Daß einſt Gefangne kamen fernher in dieſes Land?
In mächt'ger Heerfahrt brachte man übers Meer die Frauen,
Die armen Heimatloſen, die vielen Jammer hatten da zu ſchauen."

Sie ſprach: „Die ihr da ſuchet, die hab' ich wohl geſehn
In großer Not und Drangſal, das will ich euch geſtehn."
War ſie doch deren eine, die man gefangen brachte;
Ich glaube wohl, daß Gudrun am beſten jenes Unglücks dachte.

Da ſprach der König Herwig: „Nun ſehet, Herr Ortwein!
Sollt' eure Schweſter Gudrun noch am Leben ſein
In irgend einem Lande in allen Erdenreichen,
So iſt es dieſe Jungfrau; nie ſah ich irgend eine ihresgleichen."

Sie ſprach: „Wie ihr auch heißet, ihr ſcheinet edel mir,
Und Einem, den ich kannte, dem ſeid ſehr ähnlich ihr;
Er war von Seeland König, Herwig war er geheißen;
Wenn er noch lebte, würd' er gewiß der Knechtſchaft uns entreißen."

Da ſprach der edle Ritter: „So ſchauet meine Hand,
Ob ihr das Gold erkennet; Herwig bin ich genannt.
Ich ward mit dieſem Ringe vermählt, Gudrun zu minnen;
Und ſeid ihr meine Gattin, ſo führ' ich euch als ſolche nun von hinnen."

Da lächelte in Wonne und ſprach das Mägdelein:
„Ich muß das Gold wohl kennen, da es geweſen mein.
Nun ſollt ihr das auch ſehen, was mein Geliebter ſandte,
Als ich noch glücklich lebte daheim in meines Vaters Lande."

Als er an ihrem Finger den Goldreif glänzen ſah,
Herwig, der edle Ritter, zu Gudrun ſagte da:
„Es hat dich niemand anders als Fürſtenblut getragen;
So hab' ich Freud' und Wonne nach vielem Leid und langen Schmerzenstagen."

Er ſchloß ſie in die Arme, die hehre Königsmaid;
Was ſie einander ſagten, war ihnen lieb und leid.
Er gab zahlloſe Küſſe der armen Königinne
Und auch der ſchönen Hildburg, der Maid von minniglichem Sinne.

Da ſprach der König Herwig: „Das müſſen wir geſtehn,
Uns iſt auf dieſer Heerfahrt ſo großes Glück geſchehn,
Daß es uns beſſer konnte nimmermehr gelingen.
Nun laßt uns eilen, daß wir ſie ſchleunig weg von dieſem Schloſſe bringen."

„Bewahre Gott," ſprach Ortwein, „uns tut nicht Eile not!
Und hätt' ich hundert Schweſtern, ich ließ ſie eher tot,

Als daß ich meine Stärke in diesem Land verhehle
Und meinem Feinde, was er im Sturm genommen, heimlich stehle."

Darauf der Held von Seeland: „Die Sorge macht mir Pein,
Daß, wenn man uns bemerkte, wie mit den Mägdelein
Wir heimlich hier gesprochen, sie uns so weit entführen
Die Minniglichen, daß wir aus unsern Augen sie verlieren."

Schnell eilten vom Gestade darauf die Helden fort;
Da rief die arme Gudrun Herrn Herwig noch das Wort:
„Sonst war ich dir die Beste, nun machst du mich zur Bös'sten.
Wem läßt du mich, und wessen soll ich mich Arme nun getrösten?"

„Du bist mir nicht die Bös'ste, du sollst die Beste sein.
Viel edle Königstochter, verschweig das Kommen mein.
Eh' morgen scheint die Sonne, steh' ich, das sei geschworen!
Mit sechzigtausend Helden vor dieser Burgen wohlverwahrten Toren!"

So rasch sie konnten, fuhren sie durch die weite See.
Der Abschied, den sie nahmen, ihnen tat so weh,
Wie es sich für teure Freunde mochte schicken.
Die Jungfraun sie begleiteten, so weit sie konnten, mit den Blicken.

Gudrun wirft die Wäsche in die Flut; nicht mehr will sie Gerlind dienen, seit zwei Könige sie geküßt und umfangen. Als sie zur Burg zurückkommt, will Gerlind sie mit Dornen züchtigen, Gudrun aber erklärt, wenn ihr die Strafe erlassen werde, wolle sie morgen Hartmuts werden. Freudig eilt dieser herbei. Gudrun und ihre Jungfrauen werden herrlich gekleidet und bewirtet. Die alte Königin allein fürchtet Unheil, als sie Gudrun nach dreizehn Jahren zum ersten Male lachen sieht. Reiche Miete verheißt Gudrun derjenigen ihrer Jungfrauen, die ihr den Morgen zuerst verkünden werde. Beim Aufgang des Morgensterns steht eine Jungfrau am Fenster; mit dem ersten Tagesschein und dem Glänzen des Wassers sieht sie das Gefild von Waffen leuchten und das Meer voll Segel; eilig weckt sie Gudrun. Die Hegelinge sind in der Nacht dahergefahren, die Kleider mit Blut zu röten, die Gudrun weiß gewaschen. Wate bläst sein Horn, daß die Ecksteine fast aus der Mauer fallen. In der Schlacht, die jetzt vor der Burg beginnt, wird Ludwig von Herwig erschlagen, Hartmut gefangen mit achtzig Rittern; die anderen alle kommen um. Wate erstürmt die Burg und schont auch der Kinder in der Wiege nicht, damit sie nicht zum Schaden erwachsen. Gerlind, die sich zu Gudrun flüchtet, reißt er hinweg und schlägt ihr das Haupt ab. Ortrun aber, Hartmuts Schwester, die Gudrun stets freundlich sich erwiesen, wird durch deren Fürbitte gerettet. Das Land wird verheert, die Burgen gebrochen. Nach solcher Vergeltung schiffen die Hegelinge sich wieder ein mit Gudrun und mit großer Beute. Hartmut und Ortrun werden gefangen mitgeführt. Horand und Morung bleiben in dem eroberten Lande zurück.

c. Wie die Hegelingen heimfuhren.

Mit Freuden schiffte heimwärts der Hegelingen Heer.
Doch mancher, welcher mit ihm gekommen übers Meer,
Blieb in der Fremde liegen, verwundet und erschlagen,
Dreitausend oder mehre; man sah die Freunde heimlich um sie klagen.

Die Schiffe schwammen lustig, die Winde waren gut,
Die Helden mit der Beute waren frohgemut,
Soviel sie nur vermochten; drauf Boten sie entsandten,
Die diese Märe brächten heim nach den Hegelingenlanden.

Die eilten, was sie konnten, dem Heere nun voraus;
Ich weiß nicht, wieviel Tage sie brauchten bis nach Haus.
Nie hörte Königin Hilde soviel willkommene Märe,
Als ihr die Boten sagten, daß König Ludwig erschlagen wäre.

Sie sprach: „Lebt meine Tochter mit ihren Mägdelein?"
„Bald bringet euch Herr Herwig die Herzgeliebte sein.
Nie so große Taten Helden je gelangen;
Ortrun und ihren Bruder, den König Hartmut, bringen sie gefangen."

„Das ist mir liebe Märe," sprach das edle Weib,
„Es war um sie bekümmert mir lange Herz und Leib:
Wenn, wieder sie zu sehen, mein Wunsch sich wird erfüllen,
So sollen sie erfahren, wieviel ich um sie litt laut und im stillen."

Nicht kann ich auch berichten, ob auf dem weiten Meer
Noch Leides widerfahren des edlen Ortwein Heer.
An einem Mittag war es, als sie mit ihrer Beute
Anlandeten voll Jubel, vergessen waren alle Nöten heute.

Auf guten Rossen ritten hernieder an den Strand
Frau Hilde und die Ihren; es führte an der Hand
Die schöne Jungfrau Gudrun Irolt, der gute Degen.
Frau Hilde, die nicht kannte, die ihr mit holdem Gruße kam entgegen.

Sie sah wohl hundert Frauen mit dem Gesinde nahn.
„Ich weiß nicht," sprach Frau Hilde, „wen ich nun soll empfahn
Als meine liebe Tochter, die mir so fremd geworden.
Willkommen seid mir alle, die ihr getreten von der Schiffe Borden."

„Hier sehet eure Tochter!" sprach da der Held Irolt.
Da trat die Jungfrau näher. Wer könnte wohl mit Gold
Aufwägen ihre Freude und alle ihre Wonnen,
Als sie einander küßten! Es waren Leid und Trübsal nun zerronnen.

Herrn Irolt und die Seinen begrüßte Hilde dann
Und sprach den alten Wate mit solchen Worten an:
„Willkommen, Held von Stürmen! Was geb' ich dir zum Lohne
Für deine großen Dienste? Du hättest wohl verdienet Land und Krone."

Da sprach er zu Frau Hilden: „Was irgend ich vermag,
Steht willig euch zu Diensten bis an den letzten Tag."
Da küßte sie ihn freundlich und Ortwein auch, den Kecken.
Nun trat auch König Herwig heran mit seinen stolzen Recken.

An der Hand geführet bracht' er die Maid Ortrun;
Zu ihrer Mutter wandte sich Gudrun bittend nun:
„Vielliebe Mutter, küsset die Jungfrau auch, die hehre!
Sie bot im fremden Lande mir manchen guten Dienst und manche Ehre."

„Ich werde niemand küssen, er sei mir denn bekannt.
Wie heißen ihre Sippen, wie ist sie selbst genannt,
Die du mich heißest küssen, wie einen Freund empfangen?
Sie sprach: „Es ist jung Ortrun und kommt aus dem Normannenland gefangen."

„Die will ich nimmer küssen! Was rätst du mir so schlecht?
Wenn ich sie töten ließe, fürwahr, das wäre recht.
Es taten ihre Freunde so vieles mir zuleide!
Soviel ich um dich weinte, den Ihrigen war es süße Augenweide."

Da sprach von neuem Gudrun: „Nie hat die schöne Maid
Geraten irgend etwas dir zum Herzeleid.
Was die Verwandten taten, nicht rechne zu der Armen!
Auch wir erschlugen manchen! Empfange sie mit Hulden und Erbarmen."

Da küßte doch Frau Hilde des Königs Ludwig Kind;
Auch andern war um Gudrun sie freundlicher gesinnt.
Da kam heran auch Hildburg, die treue Maid, die gute,
Die einst mit ihr gewaschen; es führte sie der Däne Frute.

Und wieder sagte Gudrun: „Vielliebe Mutter mein,
Nun grüßt auch meine Hildburg! Kann etwas Bess'res sein
Als treue Freundesliebe? Ja, Gold und Edelsteine
Von einem ganzen Reiche gebührte wahrlich Hildburg ganz alleine."

Da sprach die Königin Hilde: „Wohl weiß ich, daß die Maid
Mit dir in der Fremde getragen Freud und Leid,
Und nimmer will ich sitzen fröhlich unter der Krone,
Bis ich, was sie verdiente um dich, in rechter Treue lohne."

Ausluden sie die Schiffe und trugen an den Strand
Die Beute, die sie brachten mit sich in das Land.

Dann wollten ſie am Ufer länger nicht verweilen;
Weil es Abend wurde, begannen nach der Herberg' ſie zu eilen.

Der lange Haß wird verſöhnt durch Vermählung Ortwins mit Ortrun, und Hartmuts, dem ſein Land wiedergegeben wird, mit der treuen Hildburg. Siegfried von Morland erhält Herwigs Schweſter. Herwig aber führt Gudrun nach Seeland heim.

---

37. Gudruns Klage.

1. Nun geht in grauer Frühe
Der ſcharfe Märzenwind,
Und meiner Qual und Mühe
Ein neuer Tag beginnt.
Ich wall' hinab zum Strande
Durch Reif und Dornen hin,
Zu waſchen die Gewande
Der grimmen Königin.

2. Das Meer iſt tief und herbe,
Doch tiefer iſt die Pein,
Von Freund und Heimatserbe
Allzeit geſchieden ſein;
Doch herber iſt's, zu dienen
In fremder Mägde Schar,
Und hat mir einſt geſchienen
Die güldne Kron' im Haar.

3. Mir ward kein guter Morgen,
Seit ich dem Feind verfiel:
Mein Speiſ' und Trank ſind Sorgen
Und Kummer mein Geſpiel.
Doch berg' ich meine Tränen
In ſtolzer Einſamkeit;
Am Strand den wilden Schwänen
Allein ſing' ich mein Leid.

4. Kein Dräuen ſoll mir beugen
Den hochgemuten Sinn;
Ausduldend will ich zeugen,
Von welchem Stamm ich bin.
Und ſo ſie hold gebaren,
Wie Spinnweb acht' ich's nur;
Ich will getreu bewahren
Mein Herz und meinen Schwur.

5. O Ortwin, trauter Bruder,
O Herwig, Buhle wert,
Was rauſcht nicht euer Ruder,
Was klingt nicht euer Schwert!
Umſonſt zur Meereswüſte
Hinſpäh' ich jede Stund':
Doch naht ſich dieſer Küſte
Kein Wimpel, das mir kund.

6. Ich weiß es: nicht vergeſſen
Habt ihr der armen Maid;
Doch iſt nur kurz gemeſſen
Dem ſteten Gram die Zeit.
Wohl kommt ihr einſt, zu ſühnen;
Zu retten, ach, zu ſpät,
Wann ſchon der Sand der Dünen
Um meinen Hügel weht.

7. Es dröhnt mit dumpfem Schlage
Die Brandung in mein Wort;
Der Sturm zerreißt die Klage
Und trägt beſchwingt ſie fort.
O, möcht' er brauſend ſchweben
Und geben euch Bericht:
Wohl laſſ' ich hier das Leben;
Die Treue laſſ' ich nicht!

Emanuel Geibel.

---

38. Parzival.

Parzival, der Sohn Gahmurets und der Herzeloide, ist aus dem königlichen Geschlechte der Gralshüter entsprossen. Nach dem frühen Tode Gahmurets zieht die Witwe mit ihrem Liebling in die Waldeinsamkeit, wo sie ihn fern der Welt in Unkenntnis über seine Herkunft und über Ritterschaft erzieht, um ihn vor den Gefahren des ritterlichen Lebens zu bewahren. Unter ihrer treuen Obhut erwächst der Knabe in kindlicher Einfalt zu wunderbarer Schönheit und Kraft. Spielend lernt er den Gebrauch des Bogens und des Jagdspießes und erlegt manches Wild. Aber ein tiefes Sehnen schwellt seine Brust, er weiß nicht wonach, bis ein Zufall seine adlige Natur zum Durchbruch bringt und seiner Sehnsucht das Ziel zeigt. Glänzende Ritter kreuzen im Walde seinen Jagdpfad und eröffnen seinen Augen eine neue Welt; sie belehren den Unwissenden über Ritter und Rittertum und verweisen ihn an König Artus, bei dem Ritterschaft zu gewinnen sei. Ein glühendes Verlangen nach der glänzenden Welt ergreift Parzival; weder die Bitten noch die Tränen seiner Mutter vermögen ihn zurückzuhalten. Da legt ihm die jammernde Mutter Narrenkleider an in der Hoffnung, daß ihn der Spott der Welt wieder in ihre Arme treiben werde. Fort eilt der ungestüme Jüngling aus dem stillen, dunklen Waldesgrün hinaus in die lichte, bunte Welt der ritterlichen Kämpfe; sein Abschied bricht der armen Mutter das Herz.

Während seiner Wanderung, auf der er mit gläubiger Einfalt alles, was ihn seine Mutter geheißen hat, wörtlich ausführt, trifft Parzival an einem Waldeshang ein klagendes, junges Weib mit der Leiche ihres erschlagenen Gemahls: es ist Sigune, seiner Mutter Nichte, die ihn aus seinen Reden erkennt und ihm über seine Herkunft berichtet. Am Hofe des Königs Artus angelangt, erregt er durch seine große Schönheit und seltsame Kleidung allgemeine Verwunderung. Ohne auf den Spott der Ritter zu achten, fordert er von König Artus Ritterschaft, und als dieser zögert, ruft er ungeduldig: „Nun haltet mich nicht auf, tut mir nach Ritters Ehren." Abgewiesen, verläßt er den Hof und trifft draußen den tapfern „roten Ritter" Ither, der die Ritter der Tafelrunde zum Kampf herausgefordert hat. Mit einem sicher gezielten Wurf seines Speeres erlegt er Ither, die Blume der Ritterschaft, und beraubt ihn seiner rotstrahlenden Rüstung, die er mit Hilfe seines Knappen über sein Narrenkleid anzieht. Ohne daß er es weiß, hat er einen nahen Verwandten erschlagen und Leichenraub begangen. Wie mit Vogelsflug trägt Ithers treffliches Roß den jungen Helden in die Weite. Gegen Abend gelangt er vor eine stattliche Burg; dort sitzt im Schatten einer alten Linde der greise Gurnemanz, „ein Hauptmann aller Ritterlichkeit", den er, eingedenk seiner Mutter Lehren, um seiner

grauen Locken willen um Rat fragen will. Der edle Greis nimmt den Unerfahrenen freundlich auf, unterrichtet ihn in ritterlicher Kunst und höfischer Sitte und gibt ihm gute Lebensregeln. Unter anderm lehrt er ihn, nicht immer auf die Mutter sich zu berufen und — nicht viel zu fragen. Vierzehn Tage bleibt Parzival bei dem zuchterfahrenen Greise, als vollendeter Ritter verläßt er ihn. „Er schweigt hinfort von seiner Mutter, wenn er spricht, doch nicht im Herzen, wie es treuem Sinn noch heut geschicht"; des Fragens enthält er sich gänzlich. Auf seiner weiteren Fahrt befreit er die jungfräuliche Königin Kondwiramur, die von einem übermütigen Feinde hart bedrängt wird, und vermählt sich mit ihr.

Die Sehnsucht nach der Heimat und der Mutter, nach fremden Gegenden und Abenteuern führt ihn fort von der Seite der holden Gattin und aus der Mitte dankbarer Untertanen. In Träumereien versunken, läßt er achtlos das Roß traben und gelangt eines Abends an einen See, wo Fischer ihr Gewerbe treiben. Einen hohen, traurig blickenden Mann in herrlichem Gewande fragt er höflich nach einer Herberge; derselbe weist ihn nach einer Burg in der Nähe, der einzigen im weitesten Umkreise, wo er selbst ihn diese Nacht bewirten werde. Parzival findet den rechten Weg und wird auf seine Aussage, daß der Fischer ihn gesendet habe, freundlich in die Burg eingelassen. Ohne daß er es weiß, ist Parzival in die Gralsburg eingekehrt. Eine nie gesehene Pracht eröffnet sich den Blicken des Helden, als er von Rittern in den hohen Saal geführt wird. Hundert Kronleuchter hingen von der Decke, und Hunderte von Lichtern strahlten von den Wänden; darunter standen hundert kostbare Ruhebetten, alle mit vierteiligen gepolsterten Sitzen. In drei goldverzierten Marmorkaminen verbrannte im Feuer köstliches Aloeholz. An der mittleren Feuerstatt lehnte auf einem Spannbette krank und bleich der Fischer vom See, dicht eingehüllt in kostbares Pelzwerk: es ist Anfortas, der Gralkönig, Parzivals Oheim. Den Satzungen der Gralshüter zuwider hatte er sich in weltliche Händel eingelassen und war zur Strafe durch einen vergifteten Speer von der Hand eines Heiden verwundet worden. Durch den Anblick des Grals konnte der Verwundete nicht sterben. Linderung seiner Schmerzen aber ward ihm zuteil, wenn das kalte Eisen jenes Speeres in die nicht heilende Wunde gelegt wurde. Anfortas winkt den Gast näher zu sich, der in ehrfürchtigem Schweigen neben ihm verharrt. Ein Knappe trägt eine bluttriefende Lanze durch den Saal, bei deren Anblick alles in Wehklagen ausbricht. Alsbald beginnen die Zurüstungen zum Mahle. Durch eine stahlblanke Tür treten paarweise liebliche Jungfrauen mit Kränzen in den goldlockigen Haaren herein; einige tragen goldene Leuchter mit brennenden Kerzen, andere elfenbeinerne Tischstollen, wieder andere eine

funkelnde Tischplatte aus kostbarem Granat, die vor dem Könige auf die Tischstollen gelegt wird. Zuletzt erscheint, schön wie der lichte Tag, die jungfräuliche Königin Repanse; sie trägt mit reiner Hand und reinem Herzen den Gral, eine wunderbare Schale voll Sonnenglanz und Gabenfülle. Wer ihn anschaute, konnte in derselben Woche nicht sterben; freigebig spendete der Gral die lieblichsten Speisen und Getränke. Einst war am Gral eine Inschrift erschienen, daß, wenn ein Ritter uneingeladen kommen und nach den Wundern des Grals fragen werde, Anfortas von seinen Leiden befreit, jener aber Gralkönig werden würde. Während des herrlichen, vom Gral gespendeten Mahles sind aller Augen in ängstlicher Spannung auf Parzival gerichtet. Aber getreu der Lehre des greisen Gurnemanz, fragt er nicht, auch nicht, als der Wirt ihm ein kostbares Schwert überreicht. Das Mahl ist beendet; in derselben Ordnung, in der sie gekommen, ziehen sich die Jungfrauen zurück. Durch die geöffnete Tür erblickt Parzival einen schneeweißen, wunderschönen Greis: es ist Titurel, der Großvater des Anfortas; auch nach ihm fragt er nicht.

Durch schwere Träume in der Nacht geschreckt, verläßt Parzival am folgenden Morgen in trüber Stimmung die Stätte, wo er dem Heile so nahe war und doch nicht danach fragte. In tiefer Waldeinsamkeit hört er eine klagende Stimme und findet die treue Sigune mit dem einbalsamierten Leichnam ihres Gatten. Aus seinen Reden erkennt sie, daß er auf der Gralsburg gewesen; hart schilt sie ihn ob seiner Einfalt und Lieblosigkeit, daß er nicht gefragt. Umdüsterten Gemütes reitet er pfadlos über Stock und Stein durch die Wildnis, da erblickt er im Schnee drei Blutstropfen. Dieser Anblick — schneeweiß und rosenrot — mahnt Parzival an seine Gattin, und heftige Sehnsucht nach ihr ergreift ihn. Besinnungslos auf die Blutstropfen schauend, bemerkt er nicht die Ritter der Tafelrunde, die ihn aufzusuchen gekommen sind, bis einer derselben, Gawan, die Blutstropfen verdeckt und ihn zum Bewußtsein zurückruft. Willig folgt er den Rittern an den Hof des Königs Artus, von dem er in die Tafelrunde aufgenommen wird. Aber inmitten der Festesfreude erscheint die ebenso häßliche als gelehrte und sprachenkundige Botin des Grals, Kundrie la sorcière, und flucht Parzival, daß er ehrvergessen und lieblos nicht nach der Not des schmerzbeladenen Anfortas gefragt habe. Niederschmetternd und vernichtend treffen ihn die Vorwürfe und Verwünschungen Kundriens, und nur wenig erhebt ihn der Zuspruch seiner Freunde. Nur halb erkennt und beklagt er seine Schuld; von Gott und seiner Hilfe will er nichts mehr wissen. „Weh, was ist Gott?“ ruft er vorwurfsvoll, „ich habe ihm treu gedient, nun will ich ihm widersagen und seinen Haß tragen.“ So mit Gott hadernd, scheidet er aus dem Kreise der

Glücklichen; die Sehnsucht nach dem Gral und nach seinem Weibe füllt hinfort seine Seele und treibt ihn ruhelos und unstet umher. Fünf Jahre währt die Zeit des Zweifels und des friedlosen Suchens; er fragt nichts nach Gott, nach heiligen Orten und Gebräuchen, Freude und Glück hat er verloren.

An einem Karfreitag, den er durch Waffentragen entheiligt, begegnet er einem grauen Ritter im Walde auf einer Bittfahrt und wird von ihm zurechtgewiesen. Der inneren Öde und Zerrissenheit müde, sehnt er sich nach Rettung und Frieden; der graue Ritter weist und das Roß trägt ihn zu dem Einsiedler Trevrezent, Anfortas' Bruder und Parzivals Oheim. Als das schwere Leiden über Anfortas hereinbrach, entsagte er der Welt, um in der Einöde unter den härtesten Entbehrungen für seine und seines Bruders Sünden zu büßen. Wie milder Tau fallen die Mahn- und Trostesworte des frommen Einsiedlers in die nach dem Heile lechzende Seele des Friedelosen. Im Lichte von Trevrezents Belehrungen über Gott, den Gral und die Pflichten eines Ritters sieht Parzival die Schwere seiner Schuld; mit der klaren Erkenntnis derselben und dem Schmerze darüber kommt der Mut zum Bekenntnis. Der Held lernt von dem weisen Einsiedler demütige Unterwerfung unter den Willen Gottes, wird seiner Sünden ledig und verläßt ihn als ein neuer Mensch. Hinfort ist Gottvertrauen die Seele seiner Taten. Indem er seinen Freund, den weltlich gesinnten Ritter Gawan, im Zweikampfe besteht, siegt das durchgeistigte, veredelte Rittertum über das weltliche. Seine Läuterung ist vollbracht, die Zeit der Prüfungen zu Ende. Die Gralsbotin, die ihm einst den Fluch gebracht, verkündigt ihm nun das höchste Glück, seine Berufung zum Gralkönig: „Er hat der Seele Ruh erstritten und Freud erharrt im Drang der Sorgen." Demütig nimmt er die Gnade an; liebreich erlöst er Anfortas durch die Frage der helfenden Liebe von seinen Leiden und vollendet sein Glück durch die Wiedervereinigung mit der geliebten Gattin und den Kindern, Kardeiß und Lohengrin. Kardeiß wird Herr des mütterlichen Reiches, Lohengrin aber Schützer und Gatte der verwaisten Herzogin von Brabant. Er kehrt nach der Gralsburg zurück, als sein Weib die verbotene Frage nach seiner Herkunft an ihn richtet.

Heinrich Körholz. (Nach Bechstein u. Polack.)

---

39. König Karls Meerfahrt.

1. Der König Karl fuhr über Meer
Mit seinen zwölf Genossen,
Zum heil'gen Lande steuert' er
Und ward vom Sturm verstoßen.

2. Da sprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und schirmen;
Doch hält mir diese Kunst nicht stand
Vor Wellen und vor Stürmen.“

3. Dann sprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe schlagen;
Was hilft mir das, wenn also stark
Die Wind' und Wellen jagen?“

4. Herr Oliver war auch nicht froh;
Er sah auf seine Wehre:
„Es ist mir um mich selbst nicht so
Wie um die Altekläre.“

5. Dann sprach der schlimme Ganelon,
Er sprach es nur verstohlen:
„Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht' euch der Teufel holen!“

6. Erzbischof Turpin seufzte sehr:
„Wir sind die Gottesstreiter;
Komm, liebster Heiland, über das Meer
Und führ uns gnädig weiter!“

7. Graf Richard Ohnefurcht hub an:
„Ihr Geister aus der Hölle,
Ich hab' euch manchen Dienst getan;
Jetzt helft mir von der Stelle!“

8. Herr Naimes diesen Ausspruch tat:
„Schon vielen riet ich heuer,
Doch süßes Wasser und guter Rat
Sind oft zu Schiffe teuer.“

9. Da sprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinst ins Trockne legen.“

10. Es war Herr Gui, ein Ritter fein,
Der fing wohl an zu singen:
„Ich wollt', ich wär' ein Vögelein;
Wollt' mich zu Liebchen schwingen.“

11. Da sprach der edle Graf Garein:
„Gott helf' uns aus der Schwere!
Ich trink' viel lieber den roten Wein
Als Wasser in dem Meere.“

12. Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch:
„Gott woll' uns nicht vergessen!
Aß' lieber selbst 'nen guten Fisch,
Statt daß mich Fische fressen."

13. Da sprach Herr Gottfried lobesan:
„Ich lass' mir's halt gefallen;
Man richtet mir nicht anders an
Als meinen Brüdern allen."

14. Der König Karl am Steuer saß;
Der hat kein Wort gesprochen,
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen. Ludwig Uhland.

---

40. Das Glück von Edenhall.

1. Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrommetenschall;
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunkner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glück von Edenhall!"

2. Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Kristall;
Sie nennen's: das Glück von Edenhall.

3. Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenk Roten ein aus Portugal!"
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall;
Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

4. Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Kristall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei;
Drein schrieb sie: Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!

5. Ein Kelchglas ward zum Los mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir schlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall;
Stoßt an mit dem Glück von Edenhall!"

6. Erst klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll;
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

7. „Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Kristall;
Er dauert länger schon als recht;
Stoßt an! Mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall."

8. Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb' mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäste sind zerstoben all
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

9. Einstürmt der Feind mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall;
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Kristall,
Das zersprungene Glück von Edenhall.

10. Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerstörten Hall';
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall.
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

11. „Die Steinwand," spricht er, „springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück;
In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall."

Ludwig Uhland.

---

41. Des Sängers Fluch.

1. Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer;
Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

2. Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich;
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

3. Einſt zog nach dieſem Schloſſe ein edles Sängerpaar,
Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, er ſaß auf ſchmuckem Roß;
Es ſchritt ihm friſch zur Seite der blühende Genoß.

4. Der Alte ſprach zum Jungen: „Nun ſei bereit, mein Sohn!
Denk unſrer tiefſten Lieder, ſtimm an den vollſten Ton!
Nimm alle Kraft zuſammen, die Luſt und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs ſteinern Herz.“

5. Schon ſtehn die beiden Sänger im hohen Säulenſaal,
Und auf dem Throne ſitzen der König und ſein Gemahl;
Der König furchtbar prächtig wie blut'ger Nordlichtſchein,
Die Königin ſüß und milde, als blickte Vollmond drein.

6. Da ſchlug der Greis die Saiten, er ſchlug ſie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre ſchwoll;
Dann ſtrömte himmliſch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwiſchen wie dumpfer Geiſterchor.

7. Sie ſingen von Lenz und Liebe, von ſel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit,
Sie ſingen von allem Süßen, was Menſchenbruſt durchbebt,
Sie ſingen von allem Hohen, was Menſchenherz erhebt.

8. Die Höflingsſchar im Kreiſe verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, ſie beugen ſich vor Gott;
Die Königin, zerfloſſen in Wehmut und in Luſt,
Sie wirft den Sängern nieder die Roſe von ihrer Bruſt.

9. „Ihr habt mein Volk verführet; verlockt ihr nun mein Weib?“
Der König ſchreit es wütend, er bebt am ganzen Leib;
Er wirft ſein Schwert, das blitzend des Jünglings Bruſt durchdringt,
Draus ſtatt der goldnen Lieder ein Blutſtrahl hoch aufſpringt.

10. Und wie vom Sturm zerſtoben iſt all der Hörer Schwarm.
Der Jüngling hat verröchelt in ſeines Meiſters Arm;
Der ſchlägt um ihn den Mantel und ſetzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feſte, verläßt mit ihm das Schloß.

11. Doch vor dem hohen Tore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er ſeine Harfe, ſie, aller Harfen Preis,
An einer Marmorſäule, da hat er ſie zerſchellt;
Dann ruft er, daß es ſchaurig durch Schloß und Gärten gellt:

12. „Weh euch, ihr ſtolzen Hallen! Nie töne ſüßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Geſang,
Nein, Seufzer nur und Stöhnen und ſcheuer Sklavenſchritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeiſt zertritt!

13. Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Toten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

14. Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängertums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

15. Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht;
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

16. Und rings statt duft'ger Gärten ein ödes Heideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

Ludwig Uhland.

---

42. Das Schloß am Meere.

1. Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

2. Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Flut,
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut.

3. „Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen
Und Nebel weit umher."

4. Der Wind und des Meeres Wallen
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
Saiten und Festgesang?

5. „Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh;
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Tränen zu."

6. Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl?
Der roten Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl?

7. Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

8. „Wohl sah ich die Eltern beide
Ohne der Kronen Licht
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht."

Ludwig Uhland.

---

43. Der Taucher.

1. „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in dieſen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verſchlungen ſchon hat ihn der ſchwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er iſt ſein eigen."

2. Der König ſpricht es und wirft von der Höh
Der Klippe, die ſchroff und ſteil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer iſt der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in dieſe Tiefe nieder?"

3. Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und ſchweigen ſtill,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Iſt keiner, der ſich hinunter waget?"

4. Doch alles noch ſtumm bleibt wie zuvor;
Und ein Edelknecht, ſanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert ſchauen.

5. Und wie er tritt an des Felſen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Waſſer, die ſie hinunter ſchlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getoſe
Entſtürzen ſie ſchäumend dem finſtern Schoße.

6. Und es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht,
Wie wenn Waſſer mit Feuer ſich mengt,
Bis zum Himmel ſpritzet der dampfende Giſcht,
Und Flut auf Flut ſich ohn' Ende drängt,
Und will ſich nimmer erſchöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

7. Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

8. Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer.

9. Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

10. Und wärfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: Wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein! —
Mich gelüstete nicht nach dem teuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende, glückliche Seele.

11. Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß jäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab. —
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

12. Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

13. Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß,
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken,
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

14. Und atmete lang und atmete tief
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
„Er lebt! er ist da! es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele!“

15. Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde Schar;
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt.
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum Könige wandte:

16. „Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da atmet im rosichten Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

17. Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt' mir aus felsichtem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wütende Macht,
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

18. Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief
In der höchsten schrecklichen Not,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen.

19. Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsternis da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunterſah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

20. Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers greuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

21. Und da hing ich und war's mir mit Grauſen bewußt,
Von der menſchlichen Hilfe ſo weit,
Unter Larven die einzige fühlende Bruſt,
Allein in der gräßlichen Einſamkeit,
Tief unter dem Schall der menſchlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Öde.

22. Und ſchaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will ſchnappen nach mir; — in des Schreckens Wahn
Laſſ' ich los der Koralle umklammerten Zweig;
Gleich faßt mich der Strudel mit raſendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben."

23. Der König darob ſich verwundert ſchier
Und ſpricht: „Der Becher iſt dein,
Und dieſen Ring noch beſtimm' ich dir,
Geſchmückt mit dem köſtlichſten Edelgeſtein,
Verſuchſt du's noch einmal und bringſt mir Kunde,
Was du ſahſt auf des Meeres tiefunterſtem Grunde."

24. Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit ſchmeichelndem Munde ſie fleht:
„Laßt, Vater, genug ſein das grauſame Spiel!
Er hat Euch beſtanden, was keiner beſteht;
Und könnt Ihr des Herzens Gelüſten nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beſchämen."

25. Drauf der König greift nach dem Becher ſchnell,
In den Strudel ihn ſchleudert hinein:
„Und ſchafft du den Becher mir wieder zur Stell',
So ſollſt du der trefflichſte Ritter mir ſein
Und ſollſt ſie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

26. Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn;
Und er ſiehet erröten die ſchöne Geſtalt
Und ſieht ſie erbleichen und ſinken hin.
Da treibt's ihn, den köſtlichen Preis zu erwerben,
Und ſtürzt hinunter auf Leben und Sterben.

27. Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt ſie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt ſich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Waſſer all,
Sie rauſchen herauf, ſie rauſchen nieder;
Den Jüngling bringt keines wieder.

Friedrich von Schiller.

44. Der Graf von Habsburg.

1. Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

2. Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem, verderblichem Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

3. Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und getan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

4. Und sieh! In der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers wert
An seinem herrlichsten Feste?" —

5. „Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunklen Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

6. Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern;
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Mesner geschritten.

7. Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demut entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;
Und beiseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

8. „Was schaffst du?" redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen."

9. Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Tier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der andre die Reise vollführet.
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

10. „Nicht wolle das Gott," rief mit Demutsinn
Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es Dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben."

11. „So mög' Euch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie," rief er begeistert aus,
„Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus
Und glänzen die spätsten Geschlechter!"

12. Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Tränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das getan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Friedrich von Schiller.

45. Der Sänger.

1. „Was hör' ich draußen vor dem Tor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale widerhallen!"
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!"

2. „Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen."

3. Der Sänger drückt' die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten mutig drein
Und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.

4. „Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern.
Gib sie dem Kanzler, den du hasst,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

5. Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen."

6. Er setzt' ihn an, er trank ihn aus;
„O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke."

Johann Wolfgang von Goethe.

46. Johanna Sebus.

1. Der Damm zerreißt, das Feld erbrauſt,
Die Fluten ſpülen, die Fläche ſauſt.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Flut,
Noch reicht ſie nicht hoch, ich wate gut.“ —
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir ſind,
Die Hausgenoſſin, drei arme Kind!
Die ſchwache Frau! . . . Du gehſt davon!“ —
Sie trägt die Mutter durchs Waſſer ſchon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil!
Gleich kehr' ich zurück, uns allen iſt Heil.
Zum Bühl iſt's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!“

2. Der Damm zerſchmilzt, das Feld erbrauſt,
Die Fluten wühlen, die Fläche ſauſt.
Sie ſetzt die Mutter auf ſichres Land,
Schön Suschen gleich wieder zur Flut gewandt.
„Wohin? wohin? die Breite ſchwoll;
Des Waſſers iſt hüben und drüben voll.
Verwegen ins Tiefe willſt du hinein!“ —
„Sie ſollen und müſſen gerettet ſein!“

3. Der Damm verſchwindet, die Welle brauſt,
Eine Meereswoge ſie ſchwankt und ſauſt.
Schön Suschen ſchreitet gewohnten Steg,
Umſtrömt auch, gleitet ſie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

4. Der Damm verſchwand, ein Meer erbrauſt's,
Den kleinen Hügel im Kreis umſauſt's.
Da gähnet und wirbelt der ſchäumende Schlund
Und zieht die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein',
So ſollten ſie alle verloren ſein!
Schön Suschen ſteht noch ſtrack und gut;
Wer rettet das junge, das edelſte Blut?
Schön Suschen ſteht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber ſind alle fern.
Rings um ſie her iſt Waſſerbahn,
Kein Schifflein ſchwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt ſie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die ſchmeichelnden Fluten ſie auf.

5. Kein Damm, kein Feld! nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Turm den Ort.
Bedeckt ist alles mit Wasserschwall;
Doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, das Land erscheint,
Und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt.

Johann Wolfgang von Goethe.

47. Tells Tod.

1. Grün wird die Alpe werden,
Stürzt die Lawin' einmal;
Zu Berge ziehn die Herden,
Fuhr erst der Schnee zu Tal.
Euch stellt, ihr Alpensöhne,
Mit jedem neuen Jahr
Des Eises Bruch vom Föhne
Den Kampf der Freiheit dar.

2. Da braust der wilde Schächen
Hervor aus seiner Schlucht,
Und Fels und Tanne brechen
Vor seiner jähen Flucht.
Er hat den Steg begraben,
Der ob der Stäube hing,
Hat weggespült den Knaben,
Der auf dem Stege ging.

3. Und eben schritt ein andrer
Zur Brücke, da sie brach;
Nicht stutzt der greise Wandrer,
Wirft sich dem Knaben nach.
Faßt ihn mit Adlerschnelle,
Trägt ihn zum sichern Ort:
Das Kind entspringt der Welle,
Den Alten reißt sie fort.

4. Doch als nun ausgestoßen
Die Flut den toten Leib,
Da stehn um ihn, ergossen
In Jammer, Mann und Weib;
Als kracht' in seinem Grunde
Des Rotstocks Felsgestell,
Erschallt's aus einem Munde:
„Der Tell ist tot, der Tell!"

5. Wär' ich ein Sohn der Berge,
Ein Hirt am ew'gen Schnee,
Wär' ich ein kecker Ferge
Auf Uris grünem See
Und trät' in meinem Harme
Zum Tell, wo er verschied,
Des Toten Haupt im Arme
Spräch' ich mein Klagelied:

6. „Da liegst du, eine Leiche,
Der aller Leben war;
Dir trieft noch um das bleiche
Gesicht dein graues Haar.
Hier steht, den du gerettet,
Ein Kind wie Milch und Blut;
Das Land, das du entkettet,
Steht rings in Alpenglut.

7. Die Kraft derselben Liebe,
Die du dem Knaben trugst,
Ward einst in dir zum Triebe,
Daß du den Zwingherrn schlugst.
Nie schlummernd, nie erschrocken,
War Retten stets dein Brauch,
Wie in den braunen Locken,
So in den grauen auch.

8. Wärst du noch jung gewesen,
Als du den Knaben fingst,
Und wärst du dann genesen,
Wie du nun untergingst,
Wir hätten draus geschlossen
Auf künft'ger Taten Ruhm;
Doch schön ist nach dem großen
Das schlichte Heldentum.

9. Dir hat dein Ohr geklungen
Vom Lob, das man dir bot;
Doch ist zu ihm gedrungen
Ein schwacher Ruf der Not.
Der ist ein Held der Freien,
Der, wann der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, sich dem zu weihen,
Was frommet und nicht glänzt.

10. Gesund bist du gekommen
Vom Werk des Zorns zurück,
Im hülfereichen, frommen
Verließ dich erst das Glück.
Der Himmel hat dein Leben
Nicht für ein Volk begehrt;
Für dieses Kind gegeben,
War ihm dein Opfer wert.

11. Wo du den Vogt getroffen
Mit deinem sichern Strahl,
Dort steht ein Bethaus offen,
Dem Strafgericht ein Mal;
Doch hier, wo du gestorben,
Dem Kind ein Heil zu sein,
Hast du dir nur erworben
Ein schmucklos Kreuz von Stein.

12. Weithin wird Lob gesungen,
Wie du dein Land befreit,
Von großer Dichter Zungen
Vernimmt's noch späte Zeit;
Doch steigt am Schächen nieder
Ein Hirt im Abendrot,
Dann hallt im Felstal wider
Das Lied von deinem Tod."

Ludwig Uhland.

48. Der Pilgrim vor St. Just.

1. Nacht ist's, und Stürme sausen für und für,
Hispanische Mönche, schließt mir auf die Tür!

2. Laßt hier mich ruhn, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!

3. Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

4. Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein!
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

5. Das Haupt, das nun der Schere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt.

6. Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

7. Nun bin ich vor dem Tod den Toten gleich
Und fall' in Trümmer wie das alte Reich.

August v. Platen.

III. Geschichtliches.

49. Öffentliches Leben in Athen.

Mitternacht ist vorüber, die Nachtschwärmer sind verschwunden, bald tagt die Dämmerung über Athen. Die regelmäßigen Nachtwachen haben ihre Wanderungen beendet und sich zur Ruhe begeben. Still ist es in den engen, bald auf- bald absteigenden Straßen, zwischen den unscheinbaren, schlichten Häusern, unter den Hallen, auf den Plätzen vor den Tempeln, auf dem Markte. Wie der Morgen vorschreitet, steigen aus dem Dämmerlichte die öffentlichen Gebäude über die niedrigen, zerstreuten Häusermassen empor, Zeugen des Stolzes und der Herrlichkeit eines selbstbewußten Gemeinsinns; auf den Plätzen werden die zahlreichen Altäre sichtbar und in den Straßen vor jedem Hause die Hermen, Götterbüsten auf kurzem viereckigen Pfeiler, in ihrer altertümlichen Form der Ausdruck ererbter Frömmigkeit, das Wahrzeichen göttlichen Schutzes, unter welchen Stadt und Haus sich gestellt haben.

Aber wie das Licht anwächst, wie die Sonne sich am Rande des Horizontes zeigt, regt sich neues Leben in den Straßen. Der Athener, wie der Grieche überhaupt, erhebt sich stets mit Tagesanbruch, und sobald er einen Morgenimbiß zu sich genommen, ein Stück Brot in Wein getunkt, verläßt er das Haus, seinen Geschäften oder dem öffentlichen Leben nachzugehen. Aber früher schon als er erscheint der Landmann, der Tag für Tag mit grauendem Morgen seine Erzeugnisse in die Stadt bringt, um sie an die Wiederverkäufer, an die Kleinhändler, abzugeben: die Früchte des Feldes und des Gartens, Gemüse und Obst, Milch und würzigen Honig vom Hymettos oder was sonst die Landwirtschaft ihm für den Bedarf des Städters hervorbringt. Da treten Sklavinnen aus den Häusern, die schöngeformten Krüge auf den Köpfen, um Wasser an den mit Genien und Festons geschmückten Brunnen zu schöpfen, welche das klare und frische Naß der großen, durch Felsen gehauenen Wasserleitungen in reichlichem Maße den Bewohnern vermitteln. Knaben ziehen ihres Weges zur Schule züchtigen Blickes, die einen dürftig gekleidet und allein, die anderen von einem Sklaven, dem Pädagogen, begleitet, der ihnen Schreib- und Musikinstrumente nachträgt. Da kommen von allen Seiten die Handwerker, die Verkäufer; sie eilen zu ihren Werkstätten, zu ihren Buden und Tischen; sie gehen nicht denselben Weg, aber demselben Punkte zu; denn das ganze Geschäft ist, soviel tunlich, auf dem Markte oder in seiner Nähe.

Der Markt ist das Herz der griechischen Stadt. Von ihm gehen die Pulsadern des Lebens aus, alle großen Straßen, die Stadt und Landgebiet durchschneiden; von ihm aus werden sie gemessen. Die Stadt ist stolz auf ihren Markt. Die Gemeinde sucht ihn groß und schön zu machen: sie schmückt ihn mit Tempeln, mit Altären und zahlreichen Statuen und Denkmälern; sie umgibt ihn mit Säulenhallen, in

denen der Müßige, der den bunten Verkehr des Marktes liebt, sich aufhält, in denen er seine Spaziergänge macht. In den Hallen sucht und trifft man seine Freunde. Der Markt wächst mit dem Bedürfnisse, mit der Ausdehnung der Stadt und weiß in seiner Vergrößerung, in seinen Denkmälern von ihrer Geschichte zu erzählen. So ist der Markt von Athen nach und nach zu einem umfassenden, aber durchaus unregelmäßigen Platze erweitert, einem Platze, der vielmehr als Stadtteil bezeichnet werden kann.

Jeder Gegenstand, jeder Zweig des Verkaufs und Geschäfts hatte auf dem Markte seine bestimmt angewiesene Stelle und war, wie der ganze Verkehr, durch Vorschriften geregelt. Für deren Aufrechterhaltung sorgte eine Marktpolizei, welche, mit hinlänglicher Strafgewalt ausgerüstet, unter Streitenden Frieden stiftete, über die Güte der Waren wachte, über billige und angemessene Preise, über richtiges Maß und Gewicht und echte und vollgültige Münze. Der Besucher des Marktes fand also alles an seinem Platze. Gesondert, sei es frei unter dem Himmel, sei es in rohrgeflochtenen oder aus Brettern zusammengeschlagenen Buden, standen die Verkäufer von Zwiebeln und Knoblauch, der Lieblingsspeise des niederen Volkes, gesondert die Verkäufer von Wein, von Obst und sonstiger Frucht, von Erbsen und Linsen, die auch gekocht feilgeboten wurden, gesondert die Verkäuferinnen von Blumen, Kränzen und bunten Bändern, deren man zum Schmuck des Gastmahls bedurfte, oder die Brotverkäuferinnen, welche die runden Brote säulenförmig vor sich aufgetürmt hatten. Wehe dem, der das Unglück hatte, durch Ungeschick eine solche Säule umzustürzen! Eine Flut von Schimpfreden ergoß sich aus dem Munde der zungenberühmten Verkäuferinnen über den Unglücklichen. An anderen Stellen befand sich der Topfmarkt, der Kleidermarkt, der Fischmarkt, letzterer ein Lieblingsplatz der Feinschmecker, auf den sich alle stürzten, sobald eine Glocke das Zeichen zum Verkauf frischer Seefische gab.

Aber der Markt bot nicht bloß den Bedarf des täglichen Lebens, viel anderen Verkehr und anderes Geschäft zog er an sich. Auf ihm und um ihn herum gab es zahlreiche Handwerker- und Künstlerwerkstätten, welche stets von Müßiggängern voll waren, die teils der Arbeit zusahen — und es war ja zu Athen feine und echt künstlerische dabei — teils die Zeit verplauderten. Zu gleichem Gebrauche dienten in der Nachbarschaft die Barbierstuben, wahre Klatschbuden und keineswegs bloß des gemeinen Volkes. Den Barbierstuben nicht selten verwandt waren die Buden oder öffentlichen Stuben der Heilkünstler, die ebenfalls hier ihre Stelle hatten. Es gab in Griechenland und zumal in Athen gelehrte Ärzte, wie Hippokrates, die sich zu wirklichen Heilkünstlern herangebildet hatten und sich mit Recht eines hohen Ansehens und Vertrauens erfreuten. Neben ihnen aber waren der Scharlatane viele, deren Erscheinung schon wie todbringend gefürchtet war. Neben den Ärzten, die in ihren öffentlichen Heilzimmern zur Marktzeit ihre Praxis ausübten, standen denn auch solche Pfuscher und Quacksalber und priesen die Salben und Medikamente an, die sie selber angefertigt hatten. Dabei verkauften sie auch allerlei Geheimmittel und Amulette für Zauber und Gegenzauber, Ringe, die gegen Krankheiten und

den Biß wilder Tiere schützen sollten, und was dergleichen Dinge mehr sind, für welche im Volke ein starker Glaube herrschte.

Ging es hier marktschreierisch genug zu, so gab es mehr solides und stilles Geschäft an jenem Teile des Marktes, wo die Tische der Geldwechsler standen. Hier machten sich die kleinen und die großen Geldgeschäfte, die Platzgeschäfte wie die überseeischen. Die Trapeziten (von Trapeza, Tisch), wechselten die fremden Münzen, die bei dem ausgedehnten Handel und dem Zuströmen der Fremden zahlreich auf dem Markte Athens erschienen. Man verkaufte und kaufte auch bei ihnen fremdes Geld, wenn man auf Reisen ging; sorgfältig prüften sie das einzelne Stück auf Gewicht und Echtheit, denn es war viel falsches Geld im Umlauf, Stücke von unedlem Metall, die mit Silber und Gold belegt waren. Die Trapeziten besorgten die Einkassierungen für ferne oder überseeische Kaufleute oder Geldmakler und zahlten auf deren schriftliche Anweisungen wieder aus.

Wie die Geldgeschäfte auf dem Markte besorgt wurden, so hatte hier auch das Warengeschäft seinen Mittelpunkt, der Kleinhandel sowohl als der Großhandel. Ausrufer und Hausierer traf man allerdings in den Straßen, und Buden und Läden, zumal mit Lebensmitteln, sowie Weinschenken gab es vielerorten; aber die Masse des Kleinhandels sammelte sich auf dem Markte oder in seiner Nähe. Sehr angesehen waren die Großhändler, teils Fabrikanten, welche ihre Fabriken durch Sklaven betreiben ließen, teils Kaufleute, welche im Export und Import überseeische Geschäfte machten. Ihre Schiffe, durch die Kriegsflotte Athens geschützt, befuhren rings die Küsten der Osthälfte des mittelländischen Meeres; man traf sie in Sizilien, in Ägypten sowie in den Häfen der Krim. Auf dem Markte hatten sie die Proben ihrer Waren ausgelegt und schlossen Geschäfte ab, während die Lagerhäuser sich meist im Piräus befanden, in der Hafenstadt, wo sich mächtige Bauten um den Strand entlang ausdehnten, vom Wasser nur durch eine breite Straße getrennt.

Fast aller Marktverkehr geschah durch Männer. Unter den Verkaufenden bildeten die Brotverkäuferinnen und Blumenhändlerinnen eine Ausnahme. Und wie der Verkauf, so wurde auch der Einkauf in aller Regel durch Männer besorgt. Nicht die Hausfrau war es, welche auf den Markt ging — es wäre das wider allen Anstand gewesen —, sondern es kam der Herr des Hauses selbst, zumal dann, wenn es sich um Delikatessen handelte und er für den Abend Freunde zum Mahle geladen hatte. Sonst aber war es das Geschäft eines bestimmten Sklaven, der das Vertrauen genoß; täglich in aller Frühe ging er auf den Markt, um den Bedarf des Hauses einzukaufen. Wer zu arm war, sich einen Sklaven zu halten, der erschien selbstverständlich selber, sich sein bescheidenes Mahl zu holen und nicht selten schon auf dem Markte zu verzehren, seine gekochten Linsen, Erbsen, Bohnen, seine Zwiebeln und seinen Knoblauch; so der Arbeiter, der Handwerker, der Matrose, der Soldat, der sich die Erbsen in den Helm zumessen ließ.

Aber nicht bloß Geschäft und Bedarf führten auf den Markt; es gab viele müßige Leute in Athen, die ihre Stunden bis zum Mittag nicht angenehmer hinbringen zu können glaubten, als auf „vollem Markte". Sie

freuten sich des Lebens und der bunten wechselnden Bilder, welche das bewegte Treiben darbot. Es kamen die Stutzer mit Blumen in der Hand, ihre neuen und auffallenden Gewänder bewundern oder belächeln zu lassen; es kamen aber auch die ernsten Männer, die ehrwürdigen grauen Häupter, in den schattigen Hallen ihren regelmäßigen Morgenspaziergang zu machen oder, auf Menschenstudien bedacht, beobachtend durch das Gewühl zu streichen und des Gesprächs mit Bekannten zu pflegen. So sah man ihrer zwei und drei zusammenstehen, den schlichten Lakonermantel, das Kleid des Philosophen, um die Schultern geschlagen, vornübergebeugt, auf lange knotige Stäbe, ihre treuen Begleiter, mit beiden Händen gestützt. So war Sokrates ein täglicher Besucher des Marktes und der Werkstätten, mit jedermann — keiner war ihm zu gering und zu unbedeutend — ein Gespräch anknüpfend und ihn mit seinen Fragen ausholend. So erschien — ein wunderliches Zwischenspiel des täglichen und gewohnten Bildes — Diogenes, „der Hund", der graubärtige Philosoph, die Laterne in der Hand im hellen Sonnenschein mitten im dichtesten Gedränge Menschen suchend, wirkliche Menschen, die er nicht finden konnte; das Staunen und Lachen der Menge begleitete den Verächter weltlicher Torheit und menschlicher Eitelkeit.

Das ist die eine Seite des öffentlichen Lebens der ersten Stadt Griechenlands; die andere stellt sich, großartiger und bedeutungsvoller noch, dar in der Teilnahme des atheniſchen Volkes an den allgemeinen Angelegenheiten von Staat und Gemeinde, an den Gerichtssitzungen und Volksversammlungen, an den Genüssen des Theaters und den festlichen Aufzügen besonderer Tage. Jakob von Falke.

---

50. Die Erziehung der Mädchen im alten Rom.

Die uns erhaltenen Nachrichten über die Mädchenerziehung in Rom beziehen sich zum größten Teil auf die Frauen der höheren Stände.

Die römischen Kinderstuben waren den unsrigen in vielen Dingen nicht unähnlich. Die Wünsche und Sorgen der Mütter, Verwandten und Wärterinnen, die inbrünstigen Gebete für das Wohlergehen des Töchterchens, die Liebkosungsworte und Schmeichelnamen, den Gebrauch von allerlei kleinen Beschwichtigungsmitteln: alles dies hatten die Kinderstuben jener Zeit mit den heutigen gemein. Hatte die Kleine mit Ball und Puppe sich müde gespielt, dann saß sie erwartungsvoll zu den Füßen der alten Wärterin, von deren Lippen das wohlbekannte „Es war einmal ein König und eine Königin" ertönte. Nicht bloß in diesem Anfange stimmte das römische Märchen mit unseren Haus- und Volksmärchen überein; es führte überhaupt die kindliche Phantasie in das nämliche bunte, glänzende Reich der Wunder. Auch unter seinen Heldinnen war die wunderschöne Königstochter, „so schön, daß es mit Worten gar nicht zu sagen

war". Sie war die jüngste von dreien und wurde von ihren minder schönen Schwestern beneidet und mit bösen Ränken verfolgt, heiratete aber endlich doch den Königssohn, während die beiden anderen zur Strafe ihrer Schändlichkeit einen schrecklichen Tod fanden. Auch wir kennen die angstvolle Spannung, welche die kleinen Hörerinnen ergriff, wenn die Königstochter die drei schweren Arbeiten verrichten mußte, und das frohe Aufatmen, wenn ihr jede unter dem freundlichen Beistande wunderbarer Wesen gelang. Wenn sie auf Befehl der bösen Herrin einen großen Haufen verschiedener Sämereien bis zum Abend auseinanderlesen sollte, kamen Ameisen und verrichteten für sie das Geschäft. Das Schilfrohr am Flusse flüsterte ihr zu, wie sie Flocken von den Vliesen der wilden goldwolligen Schafe erhalten könne, und der Adler holte für sie das Wunderwasser aus der von Drachen bewachten Quelle.

Dann kamen die Jahre des Lernens. Die Mädchen lernten zunächst weibliche Arbeiten. Die Stickerei, die zu den Gewerben der Männer gehörte, scheint allerdings auch von Frauen betrieben worden zu sein, obwohl dies nie ausdrücklich erwähnt wird. Man verlangte nur, daß die Mädchen im Malen unterrichtet werden sollten, weil sie sonst die Stickerei von Teppichen und Vorhängen nicht beurteilen könnten. Hauptsächlich lernten sie spinnen und weben; denn auch damals wurden die Kleider für die Familie in Häusern, wo man auf gute alte Sitte hielt, unter der Mitwirkung oder der Leitung der Hausfrau verfertigt. Bekanntlich mußten selbst Augustus' Töchter und Enkelinnen spinnen und weben, und er trug gewöhnlich keine anderen Kleider, als von ihnen oder seiner Frau und Schwester gearbeitete. In den Grabschriften finden wir oft, daß neben anderen Tugenden der Frauen ihr Fleiß bei der Wollarbeit gerühmt wird. Selbstverständlich wurde dieser in den mittleren und unteren Ständen noch mehr zu den Pflichten der Hausfrau gerechnet als in den höheren.

Den wissenschaftlichen Unterricht erhielten die Töchter der höheren Stände ohne Zweifel im Hause, und nur Geringere sandten die ihrigen in jeder Frühe in die Schule, wo sie in strenger Zucht gehalten wurden. Das Grabdenkmal eines Schulmeisters zu Capua zeigt einen älteren Mann, auf einem erhöhten Throne sitzend, zu seiner Rechten einen Knaben, zu seiner Linken ein Mädchen. Nach den seltenen Erwähnungen des Mädchenunterrichtes darf man schließen, daß er ebenso wie der der Knaben wesentlich in der Lesung und Erklärung der geeigneten lateinischen und griechischen Dichter bestand. Zuweilen lasen die Mütter selbst mit den Töchtern Homer und Vergil.

Besonderer Wert wurde auf die Ausbildung der Mädchen in Musik und Tanz gelegt. Die Kunst des Tanzens bestand vorzugsweise in rhythmischen Bewegungen des Oberkörpers

und der Arme; und wie die heutigen Nationaltänze, die diesen Charakter im ganzen bewahrt haben, nicht am wenigsten zu der Grazie in Gang und Haltung beitragen, welche die Römerinnen so sehr auszeichnet, so haben sie im Altertum ohne Zweifel ähnliche Wirkungen geübt. Ein edler Gang wurde an Frauen besonders geschätzt. Nicht nur Ovid sagt, es liege auch im Gange ein nicht gering zu schätzender Teil der Anmut, selbst auf einer Grabschrift aus der Zeit der Republik wird von der Verstorbenen gerühmt: „Sie war von artiger Rede und von edlem Gange.“ — Außer dem Gesange lernten die Mädchen auch auf Saiteninstrumenten spielen; einige derselben wurden als weichlich und aufregend von strengeren Beurteilern verworfen, ebenso manche griechische Tänze. Von ihrer Kunst im Gesange legten sie auch wohl öffentliche Proben ab. An Bettagen und Götterfesten gingen Chöre von dreimal neun Jungfrauen aus edlen Familien, Hymnen singend, der Prozession voraus; manche Frau, so hoffte Horaz, werde sich einst erinnern, wie sie als Mädchen das von ihm gedichtete Festlied geübt und gelernt habe. Bei Augustus' Bestattung sangen Knaben und Mädchen aus den vornehmsten Familien die Totenklage. Übrigens scheinen Frauen und Mädchen sehr gewöhnlich die Fertigkeit erworben zu haben, Texte von Dichtern nach selbstgesetzten Melodien auf der Laute vorzutragen.

Unter solchen Beschäftigungen und Unterhaltungen, unter der Obhut der Mutter und der Wärterinnen reifte das Kind zur Jungfrau.

Ludwig Friedländer.

---

51. Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland.

1. Ob wir in Not und Schmach versunken,
In blut'gem Hader uns entzweit,
Uns blieb ein lichter Gottesfunken —
Der Traum der deutschen Herrlichkeit.
Und häuften sich die Leidenstage,
Daß schon der Treusten Hoffnung schwand,
Fort klang's wie eine heil'ge Sage:
Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland!

2. Das klang durch unsre schönsten Lieder,
Das traf die deutsche Brust mit Macht,
Von Strom und Bergen hallt' es wider,
An unsern Marken hielt es Wacht.
Und als des Kampfes wilde Flammen
Entlohten von des Feindes Hand,
Da standen endlich wir zusammen,
Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland!

3. Und herrlich ist das Werk gelungen,
Der Feind geworfen in den Staub,
Mit unserm Blut ihm abgerungen
Der nie verjährte schnöde Raub;
Des Sieges volle Kränze schlingen
Um uns ein unzerreißbar Band.
Nun soll's in Ewigkeit erklingen:
Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland!

Albert Träger.

---

52. Germanischer Wanderzug.

Im ersten Morgenlicht standen die Wagen mit Saatkorn und Hausrat bepackt. Über dem festen Bohlengefuge spannte sich die Decke von Leder, die gejochten Rinder brüllten, Frauen und Kinder trieben das Herdenvieh hinter dem Wagen zusammen, und große Hunde, die treuen Begleiter der Fahrt, umbellten das Fuhrwerk. Die Geschlechtsgenossen und Nachbarn trugen zum Abschied herzu, was als Reisekost diente oder ein Andenken an die Heimat sein konnte. Durchaus nicht fröhlich war der Abschied, auch dem mutigen Manne bangte heimlich vor der Zukunft. War das neue Land auch nicht endlos weit, fast allen war es unbekannt, und unsicher war, ob die Götter der Heimat auch dort Schutz gewährten, und ob nicht schädliche Würmer und Elbe Vieh und Saat zerstören wollten oder feindliche Männer die Höfe abbrennen. Auch die Kinder fühlten das Grauen, sie saßen still auf den Säcken, und die kleinen weinten, obgleich die Eltern ihnen Haupt und Hals mit heilkräftigem Kraut umkränzt hatten, das den Göttern lieb ist. Mit der aufgehenden Sonne erhoben sich die Fahrenden, der Älteste ihres Geschlechts oder eine weise Mutter sprach ihnen den Reisesegen, und alle flehten murmelnd um gutes Glück und bannten durch Zauberspruch die schädlichen Waldtiere und schweifende Räuber. Die anderen Dorfleute aber, welche daheim blieben, blickten scheu auf die Wanderer wie auf verlorene Menschen, unheimlich dünkten ihnen die Frevler, welche sich von dem Segen der Heimat lösten. Denn immer zog es die Landgenossen mächtig nach der Ferne, und doch graute ihnen immer vor einem Leben fern von den Heiligtümern, von Sitte und Recht der Heimat.

Die Wagen bewegten sich knarrend zu den Bergen; von der Höhe sahen die Wanderer noch einmal nach dem Dorf ihrer Väter zurück und neigten sich grüßend gegen die unsichtbaren Gewalten der Flur, dann nahm alle der Bergwald auf. Mühsam war die Fahrt auf steinigen Wegen, in welche das Schneewasser tiefe Furchen gerissen hatte; oft mußten die Männer von den Rossen steigen und mit Haue und Spaten die Bahn fahrbar machen; wild erscholl Ruf und Peitschenschlag der Treiber, die Knaben sprangen hinter den Wagen und hemmten den Rücklauf durch Steine, und doch zerrten die Zugtiere machtlos, bis ein

Gespann dem andern half oder Männer und Frauen die starken Schultern an die Räder stemmten. War die Reise wegsamer, dann umritten die Männer spähend den Zug mit gehobener Waffe, bereit zum Kampfe gegen Raubtiere oder rechtlose Waldläufer.

Als die Wanderer aber nach der ersten Tagfahrt das einsame Waldtal erreichten, welches zur Versammlung bestimmt war, da wurde die Mühe des Tages über der Freude vergessen, Landsleute in der Wildnis vor sich zu sehen. Hell jauchzten die Kameraden von der Höhe, und die Lagernden antworteten mit gleichem Ruf, auch solche, die sich sonst wenig gekannt hatten, begrüßten einander wie Brüder. Die Männer traten zuhauf, und Baldhard, ein meßkundiger Mann, bezeichnete den Lagerraum mit Stäben. Dort wurden die Zugtiere abgeschirrt, die Wagen zu einer Burg zusammengestoßen und im Ringe herum die Nachtfeuer auf zusammengetragenen Steinen entzündet. Während die Haustiere weideten, von bewaffneten Jünglingen und von den Hunden gehütet, bereiteten die Frauen die Abendkost; die Männer aber schlugen aus Stangenholz den nächtlichen Pferch für die Herde, verteilten die Wachen und holten aus den Wagen, was sie von kräftigem Trunk mitgebracht hatten; dann lagerten sie und sprachen bedächtig von dem guten Weideland, das sie am Idisbach zu finden hofften, und von dem endlosen Wald im Süden der Berge, wie steinig der Baugrund, wie steil die Gelände, und wie darum dieses Bergland spärlich bewohnt sei. Als das Mahl beendet war, wurden die wertvollsten Rosse und Rinder im Wagenringe gesammelt und die schlaftrunkenen Kinder unter dem Lederdach geborgen. Nach ihnen stiegen die Frauen in das enge Gemach, nur die Männer saßen noch eine Weile beim Trinkhorn gesellt, bis auch ihnen die Augen schwer wurden und die kalte Nachtluft ihre Fröhlichkeit hemmte. Da hüllten sie sich in Pelze und Decken und legten sich an die Feuer oder unter die Wagen. Es wurde stiller, nur der Wind blies von den Bergen, die Wächter umschritten den Wagenring und den Pferch und warfen zuweilen Holzscheite in die lodernden Feuer. Aber unablässig bellten die Hunde, denn aus der Ferne klang heiseres Geheul, und um den Flammenring trabten gleich Schatten im aufsteigenden Nebel die begehrlichen Raubtiere.

In solcher Weise zogen die Wanderer drei Tage langsam durch den Bergwald; der Regen rann auf sie nieder, und der Wind trocknete ihnen die durchnäßten Kleider. Am vierten Morgen zogen sie bei dem hölzernen Turmgerüst vorüber, welches an der Landesmark der Thüringe gezimmert war; erstaunt sah der Wächter, der im Hofe daneben wohnte und sonst wenig um reisende Haufen zu sorgen hatte, auf die Fahrenden; diese aber riefen ihm laute Grüße zu, denn er war, obgleich nur ein einsamer Waldmann, der letzte ihres Volkes. Von da durchfuhren sie eine Stunde die Grenzwildnis, unfruchtbare Kieshöhen mit knorrigen Kiefern, wo niemals ein Siedler einen Hof gebaut hatte und selten der Schlag einer Axt erklungen war; denn unheimlich lag der Strich, und schädliche Geister fuhren, wie man sagte, die Grenze entlang, weil sie ausgeschlossen waren von dem Boden, den gute Volksgötter für die seßhaften Männer

behüteten. Aber jenseit des Kiefernwaldes sahen die Siedler von der Höhe freudig in ein weites Tal, das mit ansehnlichen Hügeln und dichtem Laubwald eingefaßt war. Dort zog sich in gewundenem Laufe der Idisbach durch die Wiesen, und am Fuße der Anhöhen lagen Höfe und geteiltes Ackerland. Lustig schien die Sonne über das helle Grün und das sprossende Laub, die Rosse schnoben, als sie die frische Talluft witterten, und die Rinder brüllten der Weide entgegen. Die Wanderer aber hoben die Arme flehend zu der Göttin auf, welche über dem Tale waltete und die Leben der Männer wohl zu behüten vermochte, wenn sie ihr lieb wurden.

Gustav Freytag.

---

53. Heiligtümer und Festfeier der Germanen.

1.

In Waldestiefen an Stellen, wo uralte Bäume in Lufthöhen leis ihre Wipfel regten und durch geheimnisvolle Stille ein Schauer der Ehrfurcht wehte, kamen die Germanen gern zusammen, um Gott zu verehren. Noch lange Zeit im Mittelalter wollte das Gedenken an die uralten heiligen Haine nicht verschwinden; ihnen wurde, wie es scheint, vorzugsweise der Name „loh" gegeben. Solche Plätze voll hehrer Schönheit gab es auch am Seeufer, wo man die wogende Wassergewalt überschaute, oder am Bergesabhang, wo der frische Quell hervorsprang, oder wo erhabene Felsen emporstiegen. An diesen heiligen Stätten hafteten Sagen und Erinnerungen, und dorthin zogen von weit und breit die Umwohnenden an gewissen Tagen des Jahres. Dort sah man auch Banner und andere Heerzeichen, welche Tierbilder waren, aufgestellt und Adler, Habichte und die Häupter von Pferden, Ebern und Bären an den Bäumen angenagelt, gleichwie noch jetzt der Bauer dergleichen über seiner Scheunentür befestigt. Oder es war in einen Baum ein Speer zum Andenken Wodans eingetrieben oder ein Schwert, das an Ziu, oder ein Hammer, der an Thor erinnerte, aufgehängt. Vielleicht stand dort auch etwas in Holz oder Stein, was wie ein rohes Menschenbild aussah, an welches sich aber uralte heilige Überlieferung knüpfte, oder man erblickte an einem Baum oder Felsen Schnitzereien und bildliche Umrisse, welche etwas wie Wodans Roß oder Thor mit dem Hammer darstellen sollten.

Solche Stätten standen in hoher Verehrung. In der Lebensbeschreibung des heiligen Willibrord, des Friesenapostels, ist von einer solchen Stätte die Rede, die Fositesland hieß und auf der Insel Helgoland lag. Niemand durfte die Rinder, welche dort weideten, angreifen, und wer aus der Quelle, welche dort sprudelte, trinken wollte, mußte sich ihr schweigend nahen.

Die regelmäßige Stätte aber der Gottesverehrung war der gemeine Dinghof, die Gerichtsstätte, — sei es für das Ortsgericht, das jede Dorfschaft in der Nähe hatte, oder für das Landesgericht, zu welchem viele Ortschaften in der Runde gehörten. Auf diesen Stätten stand gewöhn-

lich etwas Hochragendes, ein mächtiger Baum oder ein gewaltiger Steinblock, den man aufgerichtet hatte, oder welcher sich von Natur dort vorfand. Auch schichtete man wohl aus Steinen eine Art Turm empor.

Die Stätte des Ortsgerichts, die häufig von einer Mauer oder einem Steinkreise oder einem fortlaufenden Flecht- und Zaunwerk umzogen war, hieß der Friedhof, weil dort der Dingfrieden galt, wo niemand ein Messer ziehen durfte, und der flüchtige Verbrecher Schutz fand, bis seine Sache ausgemacht war. Auch aus Norwegen und Island sind zahlreich Beispiele berichtet, daß die Stätten religiöser Verehrung zusammenfielen mit den Gerichts- und Friedensstätten. Weil aber die christlichen Glaubensboten sich beeiferten, gerade auf den heiligen Stätten der Germanen ihre Kirchlein zu erbauen, so finden wir auch noch in späterer Zeit den Gerichtsbaum häufig auf Kirchhöfen stehen, und auch der Name Friedhof ging auf die letzteren über.

Der Baum aber, eine Linde oder Eiche, hieß auch der Blutsbaum, nicht etwa vom Bluten der Opfertiere, sondern weil „blotan" das Wort war für religiöse Verehrung. Ein solcher heiliger Baum war die Irminsul der Sachsen, die wahrscheinlich zu Paderborn auch auf der uralten Stätte des Gaugerichts sich erhob. Achtzig Jahre nach ihrer Zerstörung berichtete noch der Mönch Rudolf von Fulda, „sie sei ein Baumstamm gewesen von gewaltiger Größe, hochaufragend unter freiem Himmel; die heidnischen Sachsen hätten sie als die Allsäule, gleichsam die Allestragende verehrt." So stand auch bei Geismar eine besonders verehrte heilige Eiche, die nur Bonifazius zu fällen wagte, um das Holz zum Bau seiner Peterskirche zu verwenden.

Der Blutsteine, Hünensteine, Opfersteine, Trudensteine oder wie sonst das Volk sie nennt, stehen noch eine Menge in Deutschland umher, und überall haftet daran die Sage, daß es bei ihnen nicht recht geheuer sei. Zu einigen dieser Steine zogen noch in späterer Zeit die Leute hinaus, grüßten die Jahreszeit und trieben allerlei Kurzweil.

Felsgestein, Bäume, Quellen — diese drei sind es auch, welche auf den Kirchenversammlungen im sechsten, siebenten, achten Jahrhundert regelmäßig als Heiligtümer der Germanen aufgezählt werden, bei denen sie Holzfackeln und Lichter ansteckten, aßen und tranken und Gelübde machten. Solche heidnische Gebräuche werden von der Kirche nicht geduldet, und ganz besonders sind es die hohen einzelnen Steine, die nach den Beschlüssen jener Versammlungen ausgegraben und zerstört werden sollen.

Da aber die Germanen keine Tempel, keine Götterbilder, keine förmlichen Opfer hatten, so brauchten sie auch keine Priester. Wie jeder Vater der Richter und Priester seines Hauses war, weil er dessen Vorstand und Verwalter war, so lag auch dem Schultheiß oder Graf einer Gerichts- oder anderen Volksversammlung das priesterliche Amt ob, die Festzüge zu sammeln, die Hymnen und Gebete anzustimmen, und jeden anderen religiösen Brauch zu ordnen. Wer in der Versammlung priesterliche Handlungen verrichtete, hieß einfach e-wart oder a-saga. Rechtssager oder Rechtswart, denn ewa bedeutet das gesamte Recht und Gesetz.

2.

An solchen geheiligten Stätten, wo sich der Dingbaum erhob, feierten unsre Vorfahren ihre großen, alljährlich wiederkehrenden Feste. Kam der Vorabend eines Festes, so wurden die Häuser gesäubert und mit frischem Grün und Blumen geschmückt. Die Geräte stellte man in die Ecke; alle Arbeit ruhte, und festliche Stimmung zog ein in die Wohnungen und in die Gemüter. Bei Eintritt der Dämmerung sammelte sich das Volk auf den Malstätten und unter den Linden; Scheiter wurden zusammengetragen, und hier und auf benachbarten Höhen flammten mächtige Feuer empor, um welche man sich lagerte, sang und trank. Wenn die Flammen nicht mehr hoch flackerten, reichte von den rüstigsten Burschen jeder seinem Mädchen die Hand, Paar für Paar nahm einen Anlauf und setzte in kraftvollem Sprunge über das Feuer. Jubel und Gelächter schallte weit durch die Nacht.

Am Morgen aber, wenn der lichte Tag Wald und Flur umfing, erschien alt und jung und ordnete sich zum friedlichen Aufzug. Alles war in seinem besten Gewande, das junge Volk wahrscheinlich mit Blumen und Bändern geschmückt. In den Händen trug man grünende Baumzweige, gewählt je nach Jahreszeit und altem Herkommen, bei dem Frühlingsfeste Weidenzweige mit ihren weißwolligen Kätzchen, bei dem Sommerfeste Birken. Festordner war der Ehewart, d. h. der Graf oder Schultheiß, welcher des bürgerlichen wie des religiösen Rechts zu warten hatte. Die Heiligtümer und Banner wurden auf Stangen vorangetragen und auf Wagen gefahren, hinter diesen kamen gruppenweise Kinder, Mädchen, Frauen, Männer, Jünglinge, und den Schluß machten die bekränzten fetten Rinder, Rosse und Schafe, die zum öffentlichen Schmause bestimmt waren.

So wallte der Zug durch die Fluren unter Absingen allbekannter Lieder, und an gewissen Stellen oder Kreuzwegen hielt der Ehewart oder sonst ein angesehener Mann eine feierliche Anrede an die Versammelten und sprach unter Anrufen der göttlichen Mächte Segen über Fluren und Herden und Volk. Für diese Sprüche und Lieder waren geweihte Formeln von uralter Zeit hergebracht. Nach solcher Feier versammelten sich die Männer zu Rat und Gericht.

Unterdessen hatten Frauen und Knechte das Mahl gerüstet. Familien und Gemeinden oder Freunde und Genossen taten sich zusammen zu gemeinschaftlichen Gelagen. Die Schlachttiere wurden zubereitet, an den Feuern dampften die Kessel und Braten, und jede Familie brachte herbei, was die Frauen vorsorglich gebacken hatten. Denn zu jedem Feste gab es besondere Gebäcke, in deren Form und Gestalt man aus Mehlteig Heiligtümer oder Lieblingstiere der Götter nachmachte, Pferde und Eber und Hähne, Gehörne, Sonnen und Halbmonde, oder auch menschliche Gebilde. Auch seine besonderen Festtiere hatte vielleicht der Tag, Gänse, Hähne oder Schweine, Geißen und Hämmel. Bei dem Gelage aber fehlte es nicht an Rundgesang und Harfenspiel und feierlichen Vorträgen geübter Sänger.

Während die Älteren sich daran erfreuten, traten die Jüngeren zusammen zu Wettkämpfen. Sie erprobten die Kraft und Gelenkigkeit der Glieder im Ringen und Wettlaufen, und indem sie über drei oder mehr

Rosse, die nebeneinander gestellt wurden, hinwegsprangen in einem einzigen Satze. Speer- und Steinwerfen, Pfeilschießen, Wettrennen zu Fuß und zu Pferde sowie der Tanz zwischen aufgestellten Spießen und Schwertern gaben ferner Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Denn Ehrtrieb glühte in jeder Brust, und wo wäre ihm besser gehuldigt, als vor dem Angesicht so vieler Festgenossen!

Bei kleineren Festen gab es auch Ballspiele, Hahnenschlagen und ähnliche Spiele, wie sie das ganze Mittelalter hindurch und noch bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gebräuchlich waren. Selten fehlte es dabei an Mummereien durch Einwickeln in Stroh und Tierhäute, Bemalen des Gesichts und dergleichen. Die Phantasie hatte ihre Lust daran, sich die seltsamsten Gestalten und Aufzüge leibhaft vorzustellen. Aber auch Unholde und gespenstische Wesen wurden in Puppen und rohen Abbildern dargestellt und unter Lust und Lachen gepeinigt und gejagt, begraben und verbrannt.

Näherte sich der Abend, so dachte das junge Volk ans Tanzen. Man tanzte den Ringelreihen, indem alle sich anfaßten und wie der Wirbelwind im Kreise umherflogen. Oder es stellten sich Reihen gegenüber, die sich nähernd und weichend vor- und rückwärts tanzten. Zwischendurch aber folgten Tänze, in welchen sich die Paare drehten. Den Takt zu den Tänzen klatschte man mit den Händen und sang dazu. Dazwischen ließen sich der Schwögelpfeifer und das Tuthorn hören. Wie von öffentlichen Aufzügen und Wettkämpfen waren die Germanen auch große Freunde von solchen Tänzen, indem sie dem Reize sich hingaben, der in rascher, taktmäßiger Bewegung liegt.

Selten oder nie aber verging eine öffentliche Festfeier, ohne daß es zu Herausforderungen und zu blutigem Raufen und Schlagen kam. Der Raufluft wurde durch die Gewohnheit, stets Waffen zur Hand zu haben, nicht wenig Vorschub geleistet. Liebten es doch einige, schwere Bronzeringe am Arm zu tragen, die mehr zum festen Zuschlagen dienten als zur Zierde. Wie aber hätten die Männer der Lust widerstehen können, einander mit anzüglichen Reden und Spottversen zu schrauben und zu reizen! Dann fiel hier und da ein unglückliches Wort, das an die Ehre griff, Wutgeschrei erschallte, die Sippen und Freundschaften rotteten sich zusammen; vergebens suchten die Alten und Vorsteher zu wehren, denn schon zuckten die Spieße und Äxte in der Hand, und der Festplatz verwandelte sich in ein Schlachtfeld.

Das waren die öffentlichen Feste der Germanen. Mancherlei Gebräuchen und Gewohnheiten, die das ganze Mittelalter hindurch sich erhielten, liegt uraltes Herkommen zugrunde. Franz v. Löher.

---

54. Mädchenerziehung und Frauenbildung im Mittelalter.

Die Nachrichten über die Erziehung der Mädchen in der Zeit des frühen Mittelalters sind sehr spärlich und geben nur eine undeutliche Vorstellung. Harte Kämpfe zur Sicherung der Grenzen und blutige

Fehden der Großen untereinander nahmen Kraft und Interesse vollauf in Anspruch und ließen die ritterliche Erziehung der Knaben als das einzig Bedeutsame erscheinen. Erst in dem glanzvollen Zeitalter der Hohenstaufen wandte man auch der weiblichen Erziehung größere Sorgfalt zu. Aus den Schilderungen des höfischen Lebens wie aus den Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts läßt sich ein klares und deutliches Bild gewinnen von der damaligen Mädchenerziehung; im wesentlichen beschränkte sich dieselbe auf die Töchter der höheren Stände.

In den ersten Lebensjahren des Kindes fiel die Pflege der Mutter anheim. Unter ihrer Obhut ergötzte sich das kleine Mädchen an kindlichen Spielen, und besonders groß war seine Freude an vielen und schönen Puppen. Gerade so wie die heutigen Kinder behandelten sie die Puppe oder Docke wie die Mutter ihr Kind, legten sie in die Wiege, schmückten sie und spielten im kleinen mit vollen Schreinen und Kasten, mit Hausgeräte und Putz. Gern beschäftigten sie sich auch mit der Pflege kleiner Singvögel, und sprechende Vögel, wie Stare und Papageien, waren ihre Lieblinge. Das Ballspiel sowie das Spiel mit Würfeln und Knöcheln war bei den Kindern wie bei den Erwachsenen beliebt.

Wenn aber, gewöhnlich nach dem siebenten Jahre, die geregelte Unterweisung begann, so übergab man das Mädchen manchmal Freunden oder Verwandten zur Obhut und Erziehung, ebenso wie der Knabe am Hofe eines befreundeten Ritters in allen ritterlichen Künsten unterwiesen wurde. Im Gedichte von Gudrun lesen wir, daß diese junge Königstochter zu ihren Verwandten in Dänemark wegen der Zucht geschickt wurde, und daß man ihren Bruder Ortwein dem alten Wate von Sturmland übergab. Von den Eltern oder Pflegeeltern wurden dann die Mädchen häufig unter die Leitung einer besonderen Erzieherin gestellt, Meisterin genannt, die zugleich über die gesamte weibliche Umgebung des Kindes gesetzt war. Fürstentöchter waren nämlich mit einer Schar junger Mädchen aus den besten Geschlechtern des Landes umgeben, die ihre Gespielen und die Genossen der Lehre und Unterhaltung waren. Die Meisterin unterwies in weiblichen Handarbeiten, in der Anstandslehre und zuweilen auch in der Musik. Gesang und das Spiel auf der Harfe oder Lyra, bisweilen selbst auf der welschen Fiedel, wurde von den Frauen mit Vorliebe gepflegt. Mit großer Strenge hielt die Meisterin auf das anstandsvolle Benehmen ihrer Zöglinge. Die Haltung des Körpers, das Tragen der Kleider, das Reden, das Verhalten bei Tisch unterlag genauen Vorschriften. Beim Ausgehen mußte die Frau leise auftreten und keine zu große, keine zu kleine Schritte machen; einen Gruß soll sie freundlich erwidern, gegen Arme wie Reiche gleich artig sein. Den Daumen der linken Hand in die Spange oder das Schnürlein geschlagen, das den Mantel unter dem Halse zusammenhielt, mit zwei Fingern der Rechten den Mantel etwas emporziehend und ihn geschlossen haltend, so schritt eine höfische Frau einher. Ohne Mantel auszugehen, galt für unschicklich. Besondere Sorgfalt ward dem Benehmen bei Tische zugewandt; die Tischzucht bildete eine wichtige und umständliche Lehre. Vorzüglich ward den Mädchen eingeschärft, nicht zu viel bei Tische zu sprechen und im Essen und Trinken

nicht unmäßig zu sein. Die Haltung mußte anmutig sein, der linke Arm auf dem Tisch ruhen. Geschwätzigkeit und vorlautes Wesen, zu starkes und rasches Sprechen, Rufen, Lachen oder Fluchen bezeichnet die Sitte, wie sich von selbst versteht, als unschicklich. Die Frau muß Maß halten, denn so nur vermag sie Anmut und Zartheit, ohne die keine Weiblichkeit besteht, zu bewahren.

Ein wichtiger Teil des Unterrichts, welchen die Mutter oder die Meisterin zu erteilen hatte, war die Anleitung zu den Handarbeiten. Spinnen, Weben, Sticken und Schneidern waren notwendige Fertigkeiten der deutschen Frau, und sollte sie auch dereinst die Kaiserkrone tragen. Auch die vornehmsten Frauen stellten sich damals nicht außerhalb des Hauswesens; die Küche und die Nähstube waren ihnen wohlbekannte Räume, denn sie waren sich alle bewußt, daß sie nicht bloß vergnügt sein und vergnügen, sondern auch tätig sein und nützen sollten. Wie das Zeichen des deutschen Mannes das Schwert war, so das Sinnbild der Frau die Kunkel; Schwertmagen hießen die Verwandten väterlicher Seite, Spindelmagen die der Mutter. Schon in ältester Zeit muß das Leinengespinst in unserem Volke beliebt gewesen sein; Plinius erzählt, daß die deutschen Weiber leinene Kleider für die schönsten hielten und in der Kunst, sie zu weben, wohl erfahren wären. Die Zubereitung des Flachses, das Schwingen, Hecheln, Bürsten, bis er auf den Rocken kam, besorgten bei den Reicheren natürlich nur die Mägde; am Rocken selbst aber saß die Unfreie, die Bäuerin und die Fürstin. War das Garn gesponnen und aufgewunden, so verarbeiteten es die Frauen wiederum selbst an dem Webstuhle, und deutsche Fürstinnen schämten sich so wenig wie früher eine Penelope dieser echt weiblichen Kunst, sondern setzten eine Ehre darein, recht fein zu weben und die Mägde zu schöner Arbeit anzuleiten.

Die kunstlose Tracht der germanischen Männer und Frauen bis zum Anfang des 14. Jahrhundert ließ die Frauen auch zur Schere und Nadel greifen und die Kleider zuschneiden und nähen. Die Fürstinnen nahmen in ihrer Kemenate auch hieran teil und schnitten zu, von den Frauen umgeben, welche das Zugeschnittene nähten. Kunstreiche Nähte, so fein, daß man sie nicht sah, oder auf verschiedene Weise verziert, gehörten durchaus in der feinen ritterlichen Zeit auf ein modisches Kleid. Diese sorgsame Behandlung der Naht wird besonders dadurch erklärlich, daß die Kleider sehr oft aus verschiedenartigen oder wenigstens verschiedenfarbigen Stoffen bestanden. Auch das Wirken und Sticken war eine beliebte Beschäftigung vornehmer und reicher Frauen. Sie wirkten seidene Bänder und Borten und stickten mit Gold, Silber, Seide und Steinen auf die Gewänder Buchstaben oder allerlei Bilder, in denen sie zugleich ihre Kenntnisse in heiliger und profaner Geschichte zeigen konnten. In die Roßdecken wurde oft der Wahlspruch des Ritters gestickt; vorzüglich aber war die Haube bei Männern und Frauen mit Stickereien geschmückt.

Den gelehrten Teil des Unterrichts leitete wohl immer ein Geistlicher oder Mönch. An den Höfen übernahm der Kapellan die Lehrstunden; oft auch wurden die Mädchen gleich den Knaben in Kloster-

schulen geschickt und von den Nonnen unterrichtet. Im allgemeinen fand die Unterweisung in den Elementen der Wissenschaft bei den Germanen in bezug auf die Knaben schwer Eingang. Dem Manne gehörten die Waffen, sie führen zu lernen, war seine Erziehung; das Weib allenfalls mochte sich die geheimen Künste des Lesens und Schreibens aneignen; so dachten und sprachen sie. Bei Frauen, welche sich zu dem Inhalte der heiligen Schrift hingezogen fühlten, wirkte der Wunsch, diese näher kennen zu lernen, dahin, daß sie lesen und schreiben zu lernen suchten, und verständige Mütter hielten darauf, daß ihre Töchter solche Kenntnisse sich aneigneten. Wie viel allgemeiner die Kunst des Lesens und Schreibens bei den Frauen als bei den Männern war, zeigt sich namentlich im 13. Jahrhundert, wo selbst berühmte Dichter dieser Kenntnisse entbehrten. Wolfram von Eschenbach konnte nicht lesen und schreiben, obwohl er bedeutende Stoffe sich anzueignen und auf geistvolle Weise zu behandeln wußte. Da mußten denn Schreiber und Vorleser aushelfen, und manchmal versah ein Mädchen des Hofstaates das Amt des Vorlesers, das ein ziemlich unentbehrliches war, denn das Vorlesen erzählender Gedichte gehörte zu den beliebtesten Unterhaltungen kleinerer wie größerer Gesellschaften.

Die Übungen im Schreiben wurden auf Wachstafeln mit Griffeln von Gold oder anderem Metall, von Glas oder Holz vorgenommen. Das Pergament konnte bei seiner Kostbarkeit nur von sehr Reichen und für wichtige Schriften gebraucht werden. Die Tintenbehälter waren von Horn, gingen spitz zu und wurden durch ein Loch in das Schreibpult gesteckt. Waren die Briefe fertig geschrieben, so wurden sie ähnlich wie heute zusammengelegt, gefaltet und beschnitten, mit Wachs zugesiegelt und überschrieben.

Gar häufig beschränkte sich die Bildung der Frauen nicht auf Lesen und Schreiben, sondern sie erlernten auch die lateinische, bisweilen sogar die griechische Sprache und waren auch darin den Männern vielfach überlegen. Als dann auch die französische Sprache mehr und mehr als Zeichen höfischer Bildung angesehen wurde, ließen sich die Frauen von den fahrenden Spielleuten häufig in dieser Sprache unterrichten.

So war also die Bildung der Frauen in jener Zeit eine außerordenlich vielseitige, und wo sich zu der äußeren Zucht und Sitte auch Reinheit des Herzens und wahrhaft edler Sinn gesellte, da mochten sie das Lob des berühmtesten Sängers jener Tage, Walthers von der Vogelweide, wohl verdienen:

Wie süß und wunderlieblich sind die reinen Frauen!
So Wonnigliches gab es niemals anzuschauen
In Lüften, noch auf Erden, noch in allen grünen Auen.
Wenn durch das frische Gras im Maientaue blicken
Die Lilien und Rosenblumen und die Vöglein singen,
Nichts ist es gegen sie, die solche Freude bringen,
Die schönen Frau'n. Ihr Anblick kann den trüben Sinn erquicken.

Nach Karl Weinhold.

55. Deutschlands Lob.

1. Heißt mich froh willkommen sein,
Der euch Neues bringet, der bin ich;
Eitle Worte sind's allein,
Die ihr noch vernahmt; jetzt fraget mich.
Wenn ihr Lohn gewähret
Und den Sold nicht scheut,
Will ich manches sagen, was die Herzen freut;
Seht, wie ihr mich würdig ehret.

2. Ich verkünde deutschen Frauen
Solche Dinge, daß sie alle Welt
Noch begier'ger wird zu schauen;
Dafür nehm' ich weder Gut noch Geld.
Was wollt' ich von den Süßen?
Sie sind mir zu hehr;
Drum bescheid' ich mich und bitte sie nichts mehr,
Als daß sie mich freundlich grüßen.

3. Lande hab' ich viel gesehen,
Nach den Besten blickt' ich allerwärts;
Übel möge mir geschehen,
Wenn sich je bereden ließ' mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
fremder Lande Brauch;
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über alle!

4. Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungarn Land,
Da mögen wohl die Besten sein,
Die ich irgend auf der Erden fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott! so schwör' ich, sie sind besser hier
Als der andern Länder Frauen.

5. Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Frau'n sind engelschön und rein;
Töricht, wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer sein.
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm' in unser Land, wo es noch beide gibt.
Lebt' ich lange nur darinne!

Walther von der Vogelweide.

56. Friedrich Rotbart.

1. Tief im Schoße des Kyffhäusers,
Bei der Ampel rotem Schein,
Sitzt der alte Kaiser Friedrich
An dem Tisch von Marmorstein.

2. Ihn umwallt der Purpurmantel,
Ihn umfängt der Rüstung Pracht;
Doch auf seinen Augenwimpern
Liegt des Schlafes tiefe Nacht.

3. Vorgesunken ruht das Antlitz,
Drin sich Ernst und Milde paart;
Durch den Marmortisch gewachsen
Ist sein langer, goldner Bart.

4. Rings wie eh'rne Bilder stehen
Seine Ritter um ihn her,
Harnischglänzend, schwertumgürtet,
Aber tief im Schlaf wie er.

5. Heinrich auch, der Osterdinger,
Ist in ihrer stummen Schar,
Mit den liederreichen Lippen,
Mit dem blondgelockten Haar.

6. Seine Harfe ruht dem Sänger
In der Linken ohne Klang;
Doch auf seiner hohen Stirne
Schläft ein künftiger Gesang.

7. Alles schweigt, nur hin und wieder
Fällt ein Tropfen vom Gestein,
Bis der große Morgen plötzlich
Bricht mit Feuersglut herein;

8. Bis der Adler stolzen Fluges
Um des Berges Gipfel zieht,
Daß vor seines Fittichs Rauschen
Dort der Rabenschwarm entflieht.

9. Aber dann wie ferner Donner
Rollt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiser greift zum Schwerte,
Und die Ritter wachen auf.

10. Laut in seinen Angeln dröhnend,
Tut sich auf das eh'rne Tor;
Barbarossa mit den Seinen
Steigt im Waffenschmuck empor.

11. Auf dem Helm trägt er die Krone
Und den Sieg in seiner Hand;
Schwerter blitzen, Harfen klingen,
Wo er schreitet durch das Land.

12. Und dem alten Kaiser beugen
Sich die Völker allzugleich,
Und aufs neu zu Aachen gründet
Er das heil'ge Deutsche Reich.

Emanuel Geibel.

---

57. Eine deutsche Stadt um das Jahr 1300.

Noch liegt die Stadt um 1300 zwischen Wald und Wasser, von Holz, Teich, Bruch und Heide umgeben. Aus der Heide führt die Straße durch die Landwehr, einen Wall mit Graben, der die Flur und ihre Gemarkung in weitem Kreise umzieht; der Wall ist mit Dornengebüsch und Knicken besetzt, die Feinde abzuhalten. Über die Baumgipfel des Waldes und auf den benachbarten Höhen ragen einzelne Warttürme, schmucklose Steinbauten, zuweilen mit hochgelegener Tür, die nur durch eine Leiter zugänglich wird, oben mit Umgang oder Plattform. Hinter der Landwehr zeigt sich die Stadt. Die Morgensonne glänzt von hoher Kuppel der Stadtkirchen, von dem riesigen Holzgerüst des neuen Domes, an welchem gerade gebaut wird, und von vielen großen und kleinen Türmen der Stadt. Sie stehn, aus der Ferne betrachtet, dicht gedrängt, nicht nur an Kirchen und Rathaus, auch zwischen den Häusern als Überreste alter Befestigung, oder an

einer Binnenmauer, welche die alte Stadt von einem neueren Teile scheidet; dann hat die innere Mauer auch Tore, die bei Nacht zu großer Belästigung der Bürger noch geschlossen werden. Sehr groß ist die Zahl der Mauertürme; München hatte damals gegen 100, Frankfurt zwischen 60 und 70; kaum hatte eine menschenreiche Stadt weniger. Diese Türme, viereckig oder rund gebaut, von ungleicher Höhe und Dicke, sind bei einer reichen Stadt mit Schiefer oder Ziegel gedeckt, vielleicht mit metallenen Knäufen versehen, welche im Sonnenlichte wie Silber glänzen, kleine Fahnen darauf und hie und da ein vergoldetes Kreuz. Auch Erker springen aus der Mauer vor nach dem Stadtgraben, sie sind zum Teil heizbar, zierlich gedeckt und mit metallenen Kugeln geschmückt.

Auf luftigen Stellen drehen nahe der Mauer Windmühlen ihre Flügel; wo ein Bach durch Wiesen läuft, klappern die Räder der Wassermühlen. Liegt die Stadt an größerem Flusse, dann sind Schiffsmühlen mit gewaltigen Radschaufeln gebaut im Schutze der Mauern und Türme, damit die Stadt in einer Notzeit nicht des Brotes entbehre. Und führt außerhalb der Mauer eine Brücke über den Fluß, so hat sie unten schwache Eisböcke zum Schutz und bildet oben einen gedeckten Gang mit Türmen an beiden Ufern; in der Mitte der Spannung steht wohl das Bild des Schutzheiligen mit Kruzifix und einem Opferstock, in welchen der Bürger, stolz auf seine stattliche Brücke, freiwillig einlegt, damit der Stadt die Erhaltung der Brücke leichter werde.

Die Hauptstraßen der Stadt sind hier und da gepflastert, längs der Häuser besondere Steinwege, und vornehme Städte, wie Aachen, Nürnberg, Ulm, lassen sich die Straßenbesserung etwas kosten. Aber nicht überall war man so weit; in Frankfurt wurden die Hauptstraßen bis 1399 nur durch Holzwellen, Sand und kleine Steine gebessert. Die Straßen der Stadt ziehen sich in der Mehrzahl eng gewunden dahin; die Häuser sind oft klein, von Fachwerk gebaut, mit Stroh gedeckt; sie stehen mit dem Giebel gegen die Straße, gewöhnlich nicht dicht aneinander, denn zwischen ihnen sind Schlupfe, in denen das Regenwasser herabgeleitet wird; die Eingänge sind häufig mit einer Halbtür versehen, über der Tür hängt an einem Schild das gemalte Zeichen des Hauses; oft wird der Besitzer nach seinem Hausbilde genannt. Die Häuserlinie läuft nicht glatt und senkrecht, ein Oberstock oder zwei springen über das untere Stockwerk vor, der zweite wieder über den ersten, und darin sind wieder Erker und Söller. Diese Übergänge, Ausschüsse und Erker brechen die Fluchtlinie bei jedem Hause anders, verengen das Licht und nähern die oberen Stockwerke der gegenüberliegenden Häuser. An dem Erdgeschoß der Häuser aber sind auf der Straße Schuppen, Vorkräme, Buden angebaut; auch die Hauskeller öffnen sich auf die Straße, und die Kellerhälse ragen bis an den Fahrweg. Zwischen den kleineren Häusern stehen einzelne größere Steinbauten, im Besitze der Stadt oder wohlhabender Bürger, sie sind aber auch in den größeren Reichsstädten selten; ihre feuerfesten Gewölbe und der Steinzierat ihrer Front sind der Stolz der Besitzer. In den Städten der Niedersachsen, der

Thüringer und Franken ist alter Brauch, daß die Straßenwand der vorgerückten oberen Stockwerke durch Pfeiler gestützt wird; dann entsteht zwischen dem eingerückten Unterstock und den Pfeilern ein gedeckter Gang, die Löben, Lauben, welche an Hauptstraßen und am Markte geschützten Durchgang gestatten.

Wie reich sich in dieser Zeit das Leben der Stadt entfaltet, das Privatleben und Behagen des einzelnen tritt auch im Häuserbau auffallend zurück vor den Arbeiten der Gemeinde.

Denn zwischen Herden und Strohdächern erheben sich großartige Kirchen, riesige, kunstvolle Bauten, in denen die Bürgerschaft mit Stolz zeigt, was Geld und Arbeit in ihr vermag.

Unter den alten Kaisern der Sachsen, Franken, Hohenstaufen sind die großen Paläste der Stadtheiligen mit edlen Kuppeln, starken Säulenreihen und hohem Mittelschiff aufgerichtet worden; jetzt aber baut nach verändertem Geschmack die Stadt ihren Dom mit Strebepfeilern und ungeheuren Fenstern, die durch Glasgemälde geschlossen werden, mit hohen Spitztürmen, deren kunstvolle Gliederung und durchbrochene Steinmetzarbeit über alle anderen Türme gegen die Wolken ragen soll. Es ist ein riesiges Werk, berechnet auf die frommen Beiträge vieler Geschlechter. Der Meister, welcher den Plan gezeichnet hat, lebt nicht mehr, aber die Bauhütte, mit der er gearbeitet, pocht und meißelt unermüdlich; wer weiß, ob die Enkel die Vollendung des Gebäudes schauen werden, denn das Leben wird teurer, die Genüsse mannigfaltiger, die Frömmigkeit geringer.

Zahlreich sind die Gotteshäuser, außer den Stadtkirchen kleinere Kirchen und Kapellen, mehrere vornehme Stifter und mehrere Klöster der Bettelorden, die Klöster und ihre Kirchen womöglich durch eine Mauer abgeschlossen. Der Bürger ist gewohnt, Mönche und Nonnen von verschiedener Tracht zu sehen. Bis zu ihrem Unglück hatten die Templer ein Haus in der Stadt, jetzt noch die Johanniter und der Deutsche Orden. Es gibt nicht nur einige Stadtschulen, welche von den Pfarrgeistlichen beaufsichtigt werden, auch eine höhere lateinische Schule mit einem lateinischen Lehrer, einem angesehenen Mann, der nicht mehr wie bei den alten Domschulen von der Kirche unterhalten wird, sondern vom Rat. Er hat großen Zulauf von armen Schülern aus der Fremde, welche bei den Bürgern betteln und durch fromme Almosen erhalten werden; darunter sind alte Knaben; viele verbringen ihr Leben, indem sie von einer Stadt zur andern ziehen, Söhne der Bürger unterrichten oder Schreiberdienste tun; sie sind weit umhergekommen, in Frankreich und Italien, unter Polen und Ungarn; sie verfertigen Gedichte für ihre Gönner, sie sind in jedem Schelmenstreich wohl erfahren, lustig und sorgen als witzige Possenreißer oft für die Unterhaltung hoher Herren.

Für ihr eigenes Regiment baut die Stadt gerade jetzt ein schönes Rathaus, zierlich und schmuckvoll, darin einen Saal für die großen Feste der Stadt und ansehnlicher Bürger. Aber zwischen Dom und Rathaus befindet sich noch eine kunstlose Wasserpfütze mit schwimmenden Enten, und daneben steht der deutsche Dorfbaum, die alte Linde:

ſie iſt dem Bürger Erinnerung an eine Zeit, wo ſeine Stadt noch nicht war, und wo die Waldvögel in den Zweigen ſangen, auf denen jetzt nur die Sperlinge ſitzen und im Winter die Krähen. Ländlich ſind auch die Umfriedigungen der Stadt, ſogar bei Kirchhöfen oft Holzzäune. In dem neuen Stadtteil liegen zwiſchen den Häuſern Gärten für Gemüſe, Obſt und die Lieblingsblumen der Frauen: Nelke, Lack, Roſe und Lilie; dort ſtehen auch Sommerhäuſer.

Der Morgen wird den Bürgern durch Geläut verkündet, und die Glocken der zahlreichen Gotteshäuſer tönen faſt den ganzen Tag hindurch, bald mahnt die eine, bald die andere zum Gebet und Kirchgang. Ihr Ton iſt dem Bürger herzlich lieb, er umklingt ihm das ganze Leben, wie er ſeinen Vorfahren getan; unten ändert ſich unabläſſig der Menſchen Treiben, von der Höhe ruft immer dieſelbe Stimme, eifrig mahnend in hohem Klange, oder in tiefen, langſamen Schwingungen das Ohr erſchütternd. Wenn der Heimkehrende den Glockenklang ſeiner geliebten Stadt auf dem Felde hört, dann hält er ſtill und betet. Aber während der Bürger gedankenvoll dem hergebrachten Läuten ſeiner Glocken lauſcht, wird ein neuer Gruß derſelben, den ſie gerade in dieſem Jahrhundert lernen, der bedeutſamſte von allen, ſo ſchnell alltäglich, daß nur ſelten ein Chroniſt ſeiner erwähnt: die Turmuhren werden allmählich eingeführt. Bis zu ihnen hat nur das Geläut die neun Tageszeiten der Kirche gemeldet und daneben das Horn oder die Trompete der Türmer. Die Sonnenuhr und vielleicht eine große Sanduhr am Rathauſe haben den Verlauf der Stunden von 1 bis 24 gewieſen, in die nach römiſchem Brauch Tag und Nacht geteilt war.

Die Stadt hat ihren Markttag; am Rathauſe iſt die rote Fahne ausgeſteckt; ſolange ſie hängt, haben die fremden Verkäufer das Marktrecht. Zu allen Toren ziehen die Landleute der Umgegend herein, auch die Landbäcker und Metzger, welche heute an beſonderen Plätzen feilhalten dürfen. Auf Ständen, Tiſchen, in Krambuden und den Stadtbänken ſind die Waren ausgelegt, das kleine Handwerk der Stadt zeigt heute im Gewühl der Fremden und Einheimiſchen, was der Fleiß des Bürgers in der Woche geſchaffen. Daß die Handwerker ſich ſtolz in ihrer Kunſt fühlten, ſah man ſchon auf der Straße an den Häuſern, wo ihre Innungsſtuben waren. Denn ſie hatten, wie die Geſchlechter, ein ſchönes Wappen daran gemalt. Das hatten ſie ſich ſelbſt geſetzt nach alter Überlieferung, vor anderen die Schmiede, welche Hammer und Zange in einem Schild führten, nach dem Sagenhelden ihres Handwerks, dem Witege, dem Sohn Wielands des Schmiedes.

Hundert Geräte und Erfindungen, die wir noch heute gebrauchen, waren auf dem Stadtmarkt des vierzehnten Jahrhunderts feil, und hundert andere Formen des Schmucks, der Kleidung und des Hausrats, die uns fremd geworden ſind, und die wir erſt deuten müſſen. Und wer damals vom Lande kam, der ſtaunte über die Pracht und Fülle begehrenswerter Dinge und fühlte tief den Zauber des Geldes. Aber das Wertvollſte war auch damals in dunklen Stuben und Gewölben der großen Kaufherren, in eiſernen Truhen und hinter feſtem Verſchluß

aufbewahrt. Und wer den Reichtum und den Wert der Stadt für den friedlichen Verkehr der Nationen ermessen wollte, der mußte die Waren da suchen, wo sie unscheinbar in Hülle und Kasten lagen, denn Schaufenster gab es nicht; nur der Goldschmied stellte vielleicht kleine Becherlein und Ketten hinter die grünen Fensterrauten der Werkstatt, vorsichtig und unter Aufsicht, damit nicht ein fremder Strolch hineinschlage und mit der Beute entlaufe.

An dem Stadttor ist Aufenthalt und Gedränge, denn jeder Wagen, der den engen Durchgang passieren soll, wird von den Torhütern sorglich beschaut wegen der Waren, und daß keine Arglist eingefahren werde. Der Fuhrmann zahlt einen Torzoll und eine Abgabe von den Waren, die Lebensmittel aber, welche die Stadt nicht entbehren kann, werden zum Teil frei eingeführt. Den Karren der Landleute folgen große Frachtwagen, ihr Inhalt ist unter einer Leinwanddecke verborgen, es ist wertvolles Kaufmannsgut; bewaffnete Reiter des nächsten Landesherrn haben der Karawane das Geleit bis an die Stadtmark gegeben. Sorgenvoll hat der Eigentümer die Ankunft erwartet, er ist mit seinen Knechten hinausgeritten an die Landwehr, dort hat er das Geleit empfangen und zieht jetzt freudig bei den Wagen ein mit Trabanten der Stadt und seinen Knechten. Der Zug windet sich mühsam durch die Straßen bis zu der Ratswage, wo die Waren gewogen werden und ihre Steuer entrichtet wird. Es ist gute Teilnahme in der Bürgerschaft und am Rathause bemerkbar, und der Kaufmann wird viel beglückwünscht. In der Ratswage aber gab es manchen Freudentrunk.

Durch die Marktleute und Buden reitet ein edler Herr aus der Umgegend mit seinem Gefolge ein, auch Frauen zu Pferde darunter; er hat einen Reiter vorausgeschickt, dem Rate seine Ankunft zu melden; jetzt steigt er vor ansehnlicher Herberge ab, in welcher die Fremden vom Adel und Ritterstand einzukehren pflegen. Kurz darauf schreiten zwei Beamte des Rats würdig die Ratstreppe herab durch die Menge, von Dienern gefolgt, welche den Willkommen tragen, die Weinspende, womit die Stadt den Fremden begrüßt.

Aber durch das Gedränge der Bürger und Landleute zogen sich auch fremde Gesellen, welche mit Kaufmannsgut nicht nach Stadtbrauch, sondern nach Waldesrecht handelten. Ein Ritter aus der Nähe, gefolgt von seinem Knechte, sah spöttisch auf die Bürger, deren Gesichter sich bei seinem Anblick finster zusammenzogen. Es war ein berüchtigter Fehder; mehr als einmal hat er der Stadt abgesagt, hatte Bürger gefangen und in seinen Turm gelegt, Bauern der Stadt erschlagen und verstümmelt, er war mit einzelnen Geschlechtern der Stadt tödlich verfeindet. Die letzte Fehde jedoch war vertragen, er genoß jetzt den Frieden der Stadt, aber er wußte, daß er hier wenig guten Willen fand, und die Bürger argwöhnten, daß er nur eine Gelegenheit abwartete, um aufs neue nach Stadtgut zu jagen.

So knarren die Wagen und handeln die Menschen, bis die Marktfahne am Rathaus abgenommen wird oder ein Glöcklein den Markt ausläutet. Da ziehen auf allen Straßen die Karren und Menschen

zu den Toren hinaus, Stadt und Land haben ihren Bedarf ausgetauscht, die Sonne hat freundlich geschienen, der Handwerksmann hat manches Geldstück in seinen Kasten hinter das kupferne Zahlbrett geschoben, auch der Rat ist zufrieden; es ist nur einer tödlich verwundet worden, dagegen sind einige Marktdiebe gefangen, schlechtes Volk, das hier und da daheim ist: der Nachrichter wird keine große Arbeit haben.

In der Stadt aber dauert die Bewegung; wie die Sonne sinkt, treibt heitere Aufregung die Bürger wieder in die Straßen; jetzt freuen sie sich geschäftslos des milden Abends, und jetzt erst beginnt ihnen der Genuß des Tages.

Gustav Freytag.

---

58. Die weibliche Handarbeit.

1.

Schon in den ältesten Zeiten war es die Pflicht der Frauen, für die Herstellung der Kleidungsstücke, sowie für bequeme Einrichtung und Ausschmückung der Wohnräume Sorge zu tragen. Ihnen lag auch ob die Herstellung der dazu erforderlichen Stoffe, also das Spinnen und Weben. Im Spinnen mittels der Spindel — das Spinnrad wurde erst im 16. Jahrhundert erfunden — und in der Kunst des Webens waren schon die Frauen des Altertums sehr geschickt. Wie hoch diese Tätigkeit geschätzt wurde, sehen wir daraus, daß die Griechen als Lehrerin solcher weiblichen Kunstfertigkeit ihre hohe Schutzgöttin Pallas Athene priesen. An ihren hohen Festen wurde die Bildsäule der Göttin mit einem prächtigen Mantel (Peplos) geschmückt, welcher auf Scharlachgrund in herrlicher Ausführung Darstellungen aus der Geschichte Athens zeigte. Hunderte der Frauen Athens hatten unter Leitung der Priesterinnen neun Monate lang daran gearbeitet. Hochberühmt wegen ihrer Webekunst war Arachne, eine Jungfrau in Kleinasien, die nach der Sage sogar den Wettkampf mit der Göttin herausforderte. Als Andromache der Tod Hektors gemeldet wurde, arbeitete sie eben mit ihren Mägden an einem Prachtgewande, und Penelope wußte die Freier dadurch hinzuhalten, daß sie erst ein Gewebe fertigstellen wollte, ehe sie sich einen Gemahl aus ihnen wählte. So wird uns in den griechischen Dichtungen die Kunstfertigkeit und der Fleiß der Frauen, besonders der Athenerinnen, sehr gerühmt.

Auch die Frauen des jüdischen Volkes verstanden solche Arbeiten, namentlich die Bereitung des Flachses, aus welchem sie sehr schöne Gewänder und Decken herzustellen wußten, und zwar nicht nur für den eignen Gebrauch; sie machten einen besonderen Erwerbszweig daraus. Salomo rühmt wiederholt die fleißige Frau als einen Segen des Hauses: „Sie gehet mit Wolle und Flachs um und arbeitet gern mit ihren Händen. Sie streckt ihre Hand nach dem Rocken, und ihre Finger fassen die Spindel. Sie macht sich selbst Decken; feine Leinwand und Purpur ist ihr Kleid. Sie macht einen Rock und verkauft ihn; einen Gürtel gibt sie dem Krämer.“ Von den Phöniziern lernte man das Weben der Wolle, das Durchziehen

und Durchweben mit buntfarbigen Fäden und Goldfäden sowie die Damastweberei.

Besonders geschätzt war die feine und sorgsam gewebte Leinwand Ägyptens. Sie wurde teuer bezahlt und ebenso wert gehalten als später die Seide.

Solange in Rom noch die guten alten Sitten herrschten, war es den Frauen eine Pflicht und eine Ehre, sich geschickt in allen Handarbeiten zu erweisen. Von der römischen Erziehung heißt es: „Die Mädchen lernten zuerst weibliche Arbeiten. Die Stickerei, die zu den Gewerben der Männer gehörte, scheint auch durch Frauen betrieben worden zu sein, obgleich dies nie ausdrücklich erwähnt wird. Es wurde nur verlangt, daß die Mädchen im Malen unterrichtet werden sollten, weil sie sonst die Stickerei von Teppichen und Vorhängen nicht beurteilen könnten. Hauptsächlich lernten sie spinnen und weben; denn auch damals wurden die Kleider für die Familie in Häusern, wo man auf gute alte Sitte hielt, unter der Mitwirkung oder doch Leitung der Hausfrau verfertigt. Bekanntlich mußten selbst des Kaisers Augustus Töchter und Enkelinnen spinnen und weben, und er trug gewöhnlich keine anderen Kleider als von ihnen oder seiner Frau und Schwester gearbeitete."

Bevor wir uns den nordischen Völkern zuwenden, müssen wir noch das Volk kurz erwähnen, dem wir auch die Seide zu verdanken haben, die Chinesen Die chinesischen Frauen haben am frühesten die Kunst der Stickerei geübt und sie zu einer sehr hohen Vollendung gebracht. In der Plattstichstickerei sind sie noch jetzt unerreicht. Mit sehr feinen, farbigen Seidenfäden sticken sie lebensgroße Figuren auf leinene Stoffe, die sie zu Vorhängen, Wandbekleidungen und dergleichen verwenden, und die außerordentlich sorgfältig und fein ausgeführten Arbeiten verdienen die höchste Bewunderung.

2.

Unsere Vorfahren haben gleichfalls die Tätigkeit am Spinnrocken und am Webstuhl sowie die Nähnadel in der Hand der Frau hochgeschätzt. Sie überließen die Sorge für Kleidung und Ausrüstung der Wohnung ganz den Frauen, welche ihre Mägde in aller weiblichen Arbeit unterwiesen und ihnen in Fleiß und Geschicklichkeit vorangingen. In einer Verordnung Karls des Großen hieß es: „Unsere Frauen, welche bei unserer Arbeit unsere Dienerinnen sind, haben Wolle und Linnen und die Anfertigung unserer Jacken und Röcke zu besorgen." Bekannt ist von diesem Kaiser, daß er auch nur solche Gewänder trug, welche seine Gemahlin und Töchter selbst angefertigt hatten.

Wie die Griechen, so priesen auch die Germanen eine Göttin als Lehrerin der Spinnkunst und als Beschützerin weiblichen Fleißes. Frigga selbst, die Gemahlin Wodans, rührte eifrig die Spindel. Ihre Symbole waren die Spindel und das Schlüsselbund, die Zeichen weiblichen Wirkens und Waltens. Als Frau Holle, in Süddeutschland als Frau Berchta, zieht sie umher in den heiligen Nächten, den Fleißigen den Rocken mit herrlichem Flachs füllend, die Faulen strafend. Und wie die griechischen Dichter die Frauen darstellen, in emsigem Fleiße Weberschiffchen und

Nadel führend, so zeigen unsere Dichtungen, daß auch die nordischen Frauen solche Kunst wohl verstanden. Den edlen Frauen lag es besonders ob, die Kleider für die Männer und für sich selbst anzufertigen und sie mit Borten und Edelsteinen zu verzieren. In dem großen Heldengedichte unseres Volkes, den Nibelungen, heißt es von Kriemhild, der edlen Königstochter:

„In mancherlei Seide, so weiß als der Schnee,
Aus Zazamank, dem Lande, so grün als der Klee,
Legten sie Gesteine: das gab ein gut Gewand;
Kriemhild die schöne schnitt's mit eigner Hand."

In der Frithjofssage, einem nordischen Heldengedichte, sagt die Königstochter Ingeborg in Beziehung auf Frithjof, ihren Verlobten:

„Ihm auf der Hand
Wirk' ich dich, Falk, hier auf Teppiches Rand,
Silbern die Schwingen zu schauen,
Golden die Klauen."

Während des ganzen Mittelalters blieb das Spinnen und Nähen eine Hauptbeschäftigung der Frauen aller Stände; die Weberei dagegen ging vielfach in die Hand der Männer über. Zu einer wirklichen Kunst aber erhob sich die Stickerei. Die Edelfrauen auf den Burgen sowohl als die reichen Bürgerfrauen in den Städten und die frommen Schwestern in den Klöstern zeichneten sich aus durch große Geschicklichkeit und edlen Geschmack in der Ausführung reicher Muster. Da wurden die Säume der Gewänder mit bunten Leinen- und Wollenfäden, mit Seide und Gold, je nach dem Stoffe des Kleides, reich gestickt. Da zeigten Tafeltücher und Bettbehänge figurenreiche, stilvolle Ränder. Da gingen prächtige Teppiche und Wandbehänge, Altardecken und Vorhänge aus den kunstfertigen Händen der Frauen hervor. In einer alten Dichtung heißt es:

„Diese wirkte an dem Rahmen,
Jene nähte, diese spann"

und:

„Die mich lehre wirken das Gedichte an dem Rahmen
Und darauf entwerfen beide, wild und zahm,
Hirsch und Hindin, als ob sie möchten lebend sein."

Noch jetzt bewundern wir die Arbeiten, die uns aus jener Zeit erhalten sind, so z. B. eine Stickerei, angeblich von der Gemahlin Wilhelms des Eroberers herrührend, welche auf einem 71 m langen und 50 cm breiten Leinwandstreifen die Geschichte der Eroberung Englands darstellt, und ein besonders prächtiges Meßgewand aus dem 11. Jahrhundert, das zu den ungarischen Reichskleinodien gehört.

Die Musterzeichnungen unserer Vorfahren dienen nicht allein vielfach als Grundlage unserer heutigen Muster, wir benutzen sie teilweise auch unverändert als Vorlagen, da sie sich durch Reichhaltigkeit und Schönheit der Formen auszeichnen. So ist das Siebmachersche Musterbuch, das

aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammt, neuerdings wieder herausgegeben worden.

Am Ende des Mittelalters gesellte sich zu den bis dahin gebräuchlichen Arbeiten der Frauen noch die Anfertigung kunstvoller Spitzen. Allein diese Arbeit wurde nicht so allgemein üblich als die Stickerei, sondern beschränkte sich auf bestimmte Länder, wo sie sich bald zu einem besonderen Erwerbszweige herausbildete. Die Niederlande und Venedig waren die Ursprungsstätten der genähten Spitzen, die in ihrer Zartheit und dem Reichtum ihrer Muster einen so hohen Grad der Schönheit erreichten, daß noch jetzt die Spitzen aus dem achtzehnten Jahrhundert einen weit höheren Wert haben als die jetzigen. Die geklöppelten Spitzen aber wurden namentlich im sächsischen Erzgebirge angefertigt, wo Barbara Uttmann zum Segen des Landes diesen Erwerbszweig heimisch machte.

Einer nützlichen Tätigkeit haben wir noch nicht Erwähnung getan, des Strickens. Es scheint, als sei schon im Altertum gestrickt worden, aber nur mit zwei Nadeln. Auch wurden nicht Strümpfe auf diese Weise hergestellt. Bis zum 16. Jahrhundert trug man aus Stoff genähte Strümpfe, anfangs wollene, später seidene, die oft mit kostbaren Stickereien versehen wurden. Die ersten gestrickten seidenen Strümpfe in England trug die Königin Elisabeth, welche dieselben von Spanien zum Geschenk erhielt. Im 17. Jahrhundert erst wurde das Stricken mit vier Nadeln allgemeiner und infolgedessen auch das Tragen gestrickter Strümpfe in Wolle, Baumwolle und Seide. Mehr und mehr wurde das Stricken zu einer Kunst, die namentlich zu Anfang des 19. Jahrhunderts einen hohen Grad erreichte. Unsere Großmütter strickten die feinsten, mühsamsten Sachen. Wer hat nicht einmal diese feinen buntfarbigen Blumenränder gesehen, Rosen und Vergißmeinnicht, aus feinem Garn, unserem Nähgarn entsprechend, oder Seide mit ganz feinen, sogenannten Strickperlen gestrickt! Mühsam mußten zu Beginn der Arbeit die Perlen nach ihren verschiedenen Schattierungen genau nach dem Muster aufgezogen werden; einige Perlen zu viel oder zu wenig von einer Farbe störten das ganze Muster. Dazu gehörten nicht allein sehr scharfe Augen, sondern auch die größte Sorgfalt und Ausdauer. Daß die fleißigen Arbeiterinnen diese aber besaßen, das zeigen auch die feinen, zarten Tüllarbeiten, vor denen unsere heutigen Durchzugarbeiten in Tüll sich kaum blicken lassen dürfen.

3.

Das Jahrhundert der Maschinen und des Dampfes hat auch auf den hier besprochenen Arbeitsgebieten eine große Umwälzung hervorgerufen. Zu den im Anfang des 19. Jahrhunderts erfundenen mechanischen Spinnrädern und Webstühlen hat sich seit dem Jahre 1850 die Nähmaschine gesellt, der bald die Stick- und Strickmaschine folgte. Durch die so überraschend schnelle und leichte Herstellungsweise aber haben sich auch die Ansprüche gesteigert, namentlich an äußere Schönheit des Stoffes und der Formen, und auch der Verbrauch ist in außerordentlicher Weise gestiegen. Während im 13. und 14. Jahrhundert leinene Leibwäsche für etwas besonders Kostbares galt und die Damen der hohen adligen

Geschlechter als höchst wertvolle Gabe der Gemahlin Karls VIII. von Frankreich sechs Bettücher schenkten, gehört heutigestags gar manches Dutzend Wäsche der verschiedensten Art zu einer Ausstattung. Ebensowenig vererbt sich jetzt, wie in früheren Jahren, ein Prachtgewand durch mehrere Geschlechter von Mutter auf Tochter, sondern jedes Jahr erfordert neue Kleidungsstücke oder ein Auffrischen der alten. Der größere Sinn für Sauberkeit einerseits und die rasche, billige Herstellung der allerdings auch viel weniger haltbaren Stoffe anderseits haben eine solche Steigerung des Verbrauches herbeigeführt.

So behauptet denn auch die Handarbeit neben den Maschinen noch immer ihren Platz, freilich in vielfach veränderter Gestalt. Die schönen Worte Schillers in dem „Lied von der Glocke“:

„Sie dreht um die schnurrende Spindel den Faden
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden“

haben jetzt nicht mehr dieselbe Bedeutung; denn Spindel oder Spinnrad und Webstuhl sind ganz zurückgedrängt, so daß wir sie in den Städten kaum noch antreffen. Die meisten unserer heranwachsenden Mädchen kennen die Spindel nur aus dem Märchen von Dornröschen. Nur auf dem Lande wird an den Winterabenden noch gesponnen, einzeln auch gewebt, meist für den Hausbedarf. Die Stelle des Spinnrades aber nimmt für unsere fleißigen Hausfrauen die Nähmaschine ein, deren surrendes Geräusch uns kaum weniger anheimelnd erscheint als das schnurrende Spinnrad. Dadurch aber ist das Nähen mit der Hand keineswegs überflüssig geworden. Abgesehen davon, daß von gar vielen eine schöne, saubere Handnäherei der Maschinenarbeit vorgezogen wird, erfordert auch die Handhabung der Maschine Geschick und Verständnis im Handnähen und Zuschneiden. Auch wer nicht selber an der Maschine arbeitet, sollte doch Fertigkeit und Einsicht genug in solchen Arbeiten besitzen, um, wie einst die edlen Frauen unserer Vorfahren, auch diesen Teil des Hauswesens leiten und beaufsichtigen zu können.

Auch das Stricken ist durch die Strickmaschine nicht überflüssig geworden. Für eine Reihe von Gegenständen des täglichen Gebrauchs ist die Handstrickerei haltbarer und brauchbarer, und wir möchten das Strickzeug in der Hand der fleißigen Hausfrau nicht vermissen. Sie wird es stets schätzen als eine Arbeit, zu der sie in vorübergehenden, unbeschäftigten Augenblicken greift, und die, ohne daß viel Zeit darauf verwendet wird, doch Nützliches schafft.

Ebensowenig haben die mannigfachen Stick- und Klöppelmaschinen die Handarbeit ganz verdrängen können. In der Schweiz, in den Niederlanden und in der sächsischen Schweiz sind noch immer Tausende von Spitzen- und Weißstickerinnen und Klöpplerinnen tätig, wenn auch ihr Verdienst leider ein sehr geringer geworden ist. Auch das Häkeln von Spitzen und Wollsachen ist für manche Gegenden des Harzes und Thüringens ein wenn auch nicht sehr lohnender Erwerbszweig.

Die Handstickerei endlich in ihren verschiedenen Zweigen, als Weiß- und Guipurestickerei, als Buntstickerei in Kreuzstich, Plattstich, Appli-

kation, ist noch immer eine Lieblingsbeschäftigung unserer Frauen und jungen Mädchen geblieben, und sie ist auf dem Wege, sich allmählich wieder zu größerer Kunst und edlerem Geschmack zu erheben. Mehr und mehr verschwinden die vor nicht gar langer Zeit noch beliebten geschmacklosen Kreuzstich- und Perlarbeiten, als Teppiche mit Tigern oder frühstückenden Jägern, Sofakissen mit schwebenden Engeln und dergleichen. Mehr und mehr gewinnt die Überzeugung Raum, daß das Ergebnis der Arbeit der angewandten Mühe entsprechen, und daß die Art und Weise der Arbeit sowohl, wie des dazu verwandten Materials mit dem Zweck des betreffenden Gegenstandes übereinstimmen muß. Ein in feinem Kreuzstich ausgeführter Sofateppich widerspricht beiden Forderungen, denn der Aufwand von Zeit und Mühe ist ein sehr großer, und ein gewebter Teppich übertrifft den gestickten, den wir kaum zu betreten wagen, an Zweckmäßigkeit, Haltbarkeit und Schönheit. Eine reichgestickte Tischdecke dagegen, geschmackvoll in Muster und Arbeit und in harmonischer Farbenzusammenstellung, kann zu einem kleinen Kunstwerk werden, das die darauf verwandte Mühe reichlich lohnt. Alles Mechanische in der Handarbeit kann durch Maschinen geschafft werden, die wahrhafte, veredelnde Kunst aber wird nur gefördert und durch den denkenden Menschengeist.

In solchem Sinne aufgefaßt, dient die Handarbeit der Frauen der rechten Pflege und Veredelung der Häuslichkeit. Wer mit treuem Sinn das Nützliche rasch und freudig vollbringt und in den Mußestunden mit kunstfertiger Hand den Schmuck des Hauses pflegt, der verdient das Lob unseres Dichters:

„Sie herrschet weise
Im häuslichen Kreise. —
Sie mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer."

Johanne Koch

---

59. Ein Festspiel der Meistersinger.

Ich ging in Nürnberg in meiner Stube auf und ab, indem ich auf das Frühstück wartete. Ich sah durch das Fenster und erblickte ein Seil, das von St. Sebald nach dem Rathause gezogen war, und woran mitten ein gemaltes Schild hing. Alle Mühe, die ich mir gab, die Figuren darauf zu erkennen, war vergeblich, und ich war im Begriff, zum Schenkwirt hinunterzugehen und mir Bescheid zu holen. In demselben Augenblick trat in mein Zimmer Peter Vischer, der jüngere, der ebenso liebenswürdig als unterrichtet war. Er meldete mir, daß heute dem Kaiser zu Ehren eine Festschule gehalten würde, und daß durch das Schild alle, die an erbaulichen Festen teilnähmen, zur Singeschule eingeladen würden. Unterdes ward das Frühstück hereingetragen, und Vischer erzählte mir während desselben über die Entstehung und das Wesen der Meistersingekunst gar vieles, dem ich gern ein aufmerksames Ohr lieh. „Der Meister-

Nadel führend, so zeigen unsere Dichtungen, daß auch die nordischen Frauen solche Kunst wohl verstanden. Den edlen Frauen lag es besonders ob, die Kleider für die Männer und für sich selbst anzufertigen und sie mit Borten und Edelsteinen zu verzieren. In dem großen Heldengedichte unseres Volkes, den Nibelungen, heißt es von Kriemhild, der edlen Königstochter:

„In mancherlei Seide, so weiß als der Schnee,
Aus Zazamank, dem Lande, so grün als der Klee,
Legten sie Gesteine: das gab ein gut Gewand;
Kriemhild die schöne schnitt's mit eigner Hand."

In der Frithjofssage, einem nordischen Heldengedichte, sagt die Königstochter Ingeborg in Beziehung auf Frithjof, ihren Verlobten:

„Ihm auf der Hand
Wirf' ich dich, Falk, hier auf Teppiches Rand,
Silbern die Schwingen zu schauen,
Golden die Klauen."

Während des ganzen Mittelalters blieb das Spinnen und Nähen eine Hauptbeschäftigung der Frauen aller Stände; die Weberei dagegen ging vielfach in die Hand der Männer über. Zu einer wirklichen Kunst aber erhob sich die Stickerei. Die Edelfrauen auf den Burgen sowohl als die reichen Bürgerfrauen in den Städten und die frommen Schwestern in den Klöstern zeichneten sich aus durch große Geschicklichkeit und edlen Geschmack in der Ausführung reicher Muster. Da wurden die Säume der Gewänder mit bunten Leinen- und Wollenfäden, mit Seide und Gold, je nach dem Stoffe des Kleides, reich gestickt. Da zeigten Tafeltücher und Bettbehänge figurenreiche, stilvolle Ränder. Da gingen prächtige Teppiche und Wandbehänge, Altardecken und Vorhänge aus den kunstfertigen Händen der Frauen hervor. In einer alten Dichtung heißt es:

„Diese wirkte an dem Rahmen,
Jene nähte, diese spann"

und:

„Die mich lehre wirken das Gedichte an dem Rahmen
Und darauf entwerfen beide, wild und zahm,
Hirsch und Hindin, als ob sie möchten lebend sein."

Noch jetzt bewundern wir die Arbeiten, die uns aus jener Zeit erhalten sind, so z. B. eine Stickerei, angeblich von der Gemahlin Wilhelms des Eroberers herrührend, welche auf einem 71 m langen und 50 cm breiten Leinwandstreifen die Geschichte der Eroberung Englands darstellt, und ein besonders prächtiges Meßgewand aus dem 11. Jahrhundert, das zu den ungarischen Reichskleinodien gehört.

Die Musterzeichnungen unserer Vorfahren dienen nicht allein vielfach als Grundlage unserer heutigen Muster, wir benutzen sie teilweise auch unverändert als Vorlagen, da sie sich durch Reichhaltigkeit und Schönheit der Formen auszeichnen. So ist das Siebmachersche Musterbuch, das

aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammt, neuerdings wieder herausgegeben worden.

Am Ende des Mittelalters gesellte sich zu den bis dahin gebräuchlichen Arbeiten der Frauen noch die Anfertigung kunstvoller Spitzen. Allein diese Arbeit wurde nicht so allgemein üblich als die Stickerei, sondern beschränkte sich auf bestimmte Länder, wo sie sich bald zu einem besonderen Erwerbszweige herausbildete. Die Niederlande und Venedig waren die Ursprungsstätten der genähten Spitzen, die in ihrer Zartheit und dem Reichtum ihrer Muster einen so hohen Grad der Schönheit erreichten, daß noch jetzt die Spitzen aus dem achtzehnten Jahrhundert einen weit höheren Wert haben als die jetzigen. Die geklöppelten Spitzen aber wurden namentlich im sächsischen Erzgebirge angefertigt, wo Barbara Uttmann zum Segen des Landes diesen Erwerbszweig heimisch machte.

Einer nützlichen Tätigkeit haben wir noch nicht Erwähnung getan, des Strickens. Es scheint, als sei schon im Altertum gestrickt worden, aber nur mit zwei Nadeln. Auch wurden nicht Strümpfe auf diese Weise hergestellt. Bis zum 16. Jahrhundert trug man aus Stoff genähte Strümpfe, anfangs wollene, später seidene, die oft mit kostbaren Stickereien versehen wurden. Die ersten gestrickten seidenen Strümpfe in England trug die Königin Elisabeth, welche dieselben von Spanien zum Geschenk erhielt. Im 17. Jahrhundert erst wurde das Stricken mit vier Nadeln allgemeiner und infolgedessen auch das Tragen gestrickter Strümpfe in Wolle, Baumwolle und Seide. Mehr und mehr wurde das Stricken zu einer Kunst, die namentlich zu Anfang des 19. Jahrhunderts einen hohen Grad erreichte. Unsere Großmütter strickten die feinsten, mühsamsten Sachen. Wer hat nicht einmal diese feinen buntfarbigen Blumenränder gesehen, Rosen und Vergißmeinnicht, aus feinem Garn, unserem Nähgarn entsprechend, oder Seide mit ganz feinen, sogenannten Strickperlen gestrickt! Mühsam mußten zu Beginn der Arbeit die Perlen nach ihren verschiedenen Schattierungen genau nach dem Muster aufgezogen werden; einige Perlen zu viel oder zu wenig von einer Farbe störten das ganze Muster. Dazu gehörten nicht allein sehr scharfe Augen, sondern auch die größte Sorgfalt und Ausdauer. Daß die fleißigen Arbeiterinnen diese aber besaßen, das zeigen auch die feinen, zarten Tüllarbeiten, vor denen unsere heutigen Durchzugarbeiten in Tüll sich kaum blicken lassen dürfen.

3.

Das Jahrhundert der Maschinen und des Dampfes hat auch auf den hier besprochenen Arbeitsgebieten eine große Umwälzung hervorgerufen. Zu den im Anfang des 19. Jahrhunderts erfundenen mechanischen Spinnrädern und Webstühlen hat sich seit dem Jahre 1850 die Nähmaschine gesellt, der bald die Stick- und Strickmaschine folgte. Durch die so überraschend schnelle und leichte Herstellungsweise aber haben sich auch die Ansprüche gesteigert, namentlich an äußere Schönheit des Stoffes und der Formen, und auch der Verbrauch ist in außerordentlicher Weise gestiegen. Während im 13. und 14. Jahrhundert leinene Leibwäsche für etwas besonders Kostbares galt und die Damen der hohen adligen

Geschlechter als höchst wertvolle Gabe der Gemahlin Karls VIII. von Frankreich sechs Bettücher schenkten, gehört heutigestags gar manches Dutzend Wäsche der verschiedensten Art zu einer Ausstattung. Ebensowenig vererbt sich jetzt, wie in früheren Jahren, ein Prachtgewand durch mehrere Geschlechter von Mutter auf Tochter, sondern jedes Jahr erfordert neue Kleidungsstücke oder ein Auffrischen der alten. Der größere Sinn für Sauberkeit einerseits und die rasche, billige Herstellung der allerdings auch viel weniger haltbaren Stoffe anderseits haben eine solche Steigerung des Verbrauches herbeigeführt.

So behauptet denn auch die Handarbeit neben den Maschinen noch immer ihren Platz, freilich in vielfach veränderter Gestalt. Die schönen Worte Schillers in dem „Lied von der Glocke“:

„Sie dreht um die schnurrende Spindel den Faden
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden“

haben jetzt nicht mehr dieselbe Bedeutung; denn Spindel oder Spinnrad und Webstuhl sind ganz zurückgedrängt, so daß wir sie in den Städten kaum noch antreffen. Die meisten unserer heranwachsenden Mädchen kennen die Spindel nur aus dem Märchen von Dornröschen. Nur auf dem Lande wird an den Winterabenden noch gesponnen, einzeln auch gewebt, meist für den Hausbedarf. Die Stelle des Spinnrades aber nimmt für unsere fleißigen Hausfrauen die Nähmaschine ein, deren surrendes Geräusch uns kaum weniger anheimelnd erscheint als das schnurrende Spinnrad. Dadurch aber ist das Nähen mit der Hand keineswegs überflüssig geworden. Abgesehen davon, daß von gar vielen eine schöne, saubere Handnäherei der Maschinenarbeit vorgezogen wird, erfordert auch die Handhabung der Maschine Geschick und Verständnis im Handnähen und Zuschneiden. Auch wer nicht selber an der Maschine arbeitet, sollte doch Fertigkeit und Einsicht genug in solchen Arbeiten besitzen, um, wie einst die edlen Frauen unserer Vorfahren, auch diesen Teil des Hauswesens leiten und beaufsichtigen zu können.

Auch das Stricken ist durch die Strickmaschine nicht überflüssig geworden. Für eine Reihe von Gegenständen des täglichen Gebrauchs ist die Handstrickerei haltbarer und brauchbarer, und wir möchten das Strickzeug in der Hand der fleißigen Hausfrau nicht vermissen. Sie wird es stets schätzen als eine Arbeit, zu der sie in vorübergehenden, unbeschäftigten Augenblicken greift, und die, ohne daß viel Zeit darauf verwendet wird, doch Nützliches schafft.

Ebensowenig haben die mannigfachen Stick- und Klöppelmaschinen die Handarbeit ganz verdrängen können. In der Schweiz, in den Niederlanden und in der sächsischen Schweiz sind noch immer Tausende von Spitzen- und Weißstickerinnen und Klöpplerinnen tätig, wenn auch ihr Verdienst leider ein sehr geringer geworden ist. Auch das Häkeln von Spitzen und Wollsachen ist für manche Gegenden des Harzes und Thüringens ein wenn auch nicht sehr lohnender Erwerbszweig.

Die Handstickerei endlich in ihren verschiedenen Zweigen, als Weiß- und Guipurestickerei, als Buntstickerei in Kreuzstich, Plattstich, Appli-

kation, ist noch immer eine Lieblingsbeschäftigung unserer Frauen und jungen Mädchen geblieben, und sie ist auf dem Wege, sich allmählich wieder zu größerer Kunst und edlerem Geschmack zu erheben. Mehr und mehr verschwinden die vor nicht gar langer Zeit noch beliebten geschmacklosen Kreuzstich- und Perlarbeiten, als Teppiche mit Tigern oder frühstückenden Jägern, Sofakissen mit schwebenden Engeln und dergleichen. Mehr und mehr gewinnt die Überzeugung Raum, daß das Ergebnis der Arbeit der angewandten Mühe entsprechen, und daß die Art und Weise der Arbeit sowohl, wie des dazu verwandten Materials mit dem Zweck des betreffenden Gegenstandes übereinstimmen muß. Ein in feinem Kreuzstich ausgeführter Sofateppich widerspricht beiden Forderungen, denn der Aufwand von Zeit und Mühe ist ein sehr großer, und ein gewebter Teppich übertrifft den gestickten, den wir kaum zu betreten wagen, an Zweckmäßigkeit, Haltbarkeit und Schönheit. Eine reichgestickte Tischdecke dagegen, geschmackvoll in Muster und Arbeit und in harmonischer Farbenzusammenstellung, kann zu einem kleinen Kunstwerk werden, das die darauf verwandte Mühe reichlich lohnt. Alles Mechanische in der Handarbeit kann durch Maschinen geschafft werden, die wahrhafte, veredelnde Kunst aber wird nur gefördert und durch den denkenden Menschengeist.

In solchem Sinne aufgefaßt, dient die Handarbeit der Frauen der rechten Pflege und Veredelung der Häuslichkeit. Wer mit treuem Sinn das Nützliche rasch und freudig vollbringt und in den Mußestunden mit kunstfertiger Hand den Schmuck des Hauses pflegt, der verdient das Lob unseres Dichters:

„Sie herrschet weise
Im häuslichen Kreise. —
Sie mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer."

Johanne Koch

---

59. Ein Festspiel der Meistersinger.

Ich ging in Nürnberg in meiner Stube auf und ab, indem ich auf das Frühstück wartete. Ich sah durch das Fenster und erblickte ein Seil, das von St. Sebald nach dem Rathause gezogen war, und woran mitten ein gemaltes Schild hing. Alle Mühe, die ich mir gab, die Figuren darauf zu erkennen, war vergeblich, und ich war im Begriff, zum Schenkwirt hinunterzugehen und mir Bescheid zu holen. In demselben Augenblick trat in mein Zimmer Peter Vischer, der jüngere, der ebenso liebenswürdig als unterrichtet war. Er meldete mir, daß heute dem Kaiser zu Ehren eine Festschule gehalten würde, und daß durch das Schild alle, die an erbaulichen Festen teilnähmen, zur Singeschule eingeladen würden. Unterdes ward das Frühstück hereingetragen, und Vischer erzählte mir während desselben über die Entstehung und das Wesen der Meistersingekunst gar vieles, dem ich gern ein aufmerksames Ohr lieh. „Der Meister-

singer hohe Schule," hob er an, „ist Mainz, und die Töchterschulen sind Nürnberg und Straßburg. Aber in Nürnberg ward seit lange die holdselige Kunst besser gepflegt als irgendwo. Wie vor fünfzig Jahren der Briefmaler Hans Rosenblüt und der Barbier Hans Folz berühmt waren, so jetzt der Leineweber Leonhard Nunnenbeck und vor allen dessen Schüler Hans Sachs, der Schuster. Wer die Kunst erlernen will, der geht zu einem Meister, der wenigstens einmal in der Singeschule den Preis gewonnen hat, und dieser unterweist ihn unentgeltlich. Er lehrt, was es heißt, zur Ehre der Religion singen, und weiht ihn ein in die Geheimnisse der Tabulatur, so nennen wir die Gesetze der Dichtkunst. Hat der Lehrling diese begriffen, so bittet er die Gesellschaft um seine Aufnahme, da er von löblichen Sitten sei und guten Willen zeige. Der Aufgenommene muß alsdann den Singestuhl in der Kirche besteigen und eine Probe seiner Kunst ablegen. Gelingt sie ihm, so wird sein Wunsch gewährt. Feierlichst gelobt er, der Kunst stets treu zu sein, die Ehre der Gesellschaft wahrzunehmen und kein Meisterlied durch Absingen auf der Gasse zu entweihen. Dann zahlt er das Einschreibegeld und gibt zwei Maß Wein zum besten. Bei den gewöhnlichen Versammlungen der Meistersinger sind weltliche Lieder wohl erlaubt, nie aber in Festschulen. Die Festschulen finden dreimal im Jahre statt: zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten in der Katharinenkirche. Hier werden nur Gedichte vorgetragen, deren Inhalt aus der Bibel oder den heiligen Sagen geschöpft ist. Wer am fehlerfreiesten singt, wird hier mit einer goldenen Kette geschmückt, und mit einem Kranze, wer nach ihm am besten besteht. Wem dagegen grobe Fehler nachgewiesen werden, der muß es durch Strafgeld büßen. So fließt das Leben der Meistersinger unter erbaulichen Gesängen hin, und wenn einer aus dem frohen Kreise abgerufen wird, so versammeln sich seine Genossen um sein Grab und singen ihm das letzte Lied."

Da jetzt die Ratsuhr schlug, so brach Vischer auf. Ich hatte gemeint, er würde mich zur Katharinenkirche führen. Allein Vischer versprach mir, nach einer Stunde zurückzukehren, da er erst andere Tracht anlegen müßte. Er hielt Wort und erschien jetzt ganz in schwarze Seide gehüllt, mit einem geschmackvollen Barett. Um das Fehlgehen hatte es keine Not, da man nur dem Zuge der Menschen zu folgen brauchte, die alle nach der Festschule strömten. Am Eingange des kleinen Kirchleins hielt der Kirchner zu einem Trinkgelde die Mütze auf. Dies geschah darum, daß nicht alles Gesindel sich hinzudrängte und ehrliche Leute um die Erbauung brächte.

Die Kirche war im Innern schön aufgeputzt, und vom Chor, den der Kaiser einnehmen sollte, hing eine kostbare Purpurdecke herab. Gar feierlich nahm sich der Verein der edlen Meistersinger aus, die umher auf den Bänken saßen, teils langbärtige Greise, die aber noch alle rüstig schienen, teils glatte Jünglinge, die aber alle so still und ernst waren, als wenn sie zu den sieben Weisen Griechenlands gehörten. Alle prangten in Seidengewändern, grün, blau und schwarz mit zierlich gefalteten Spitzenkragen. Unter den stattlich gekleideten Meistern befand sich auch Hans Sachs und sein Lehrer Nunnenbeck. Neben der Kanzel stand der

Singestuhl, der kleiner als diese, aber sonst ebenso gebaut war. Die Meistersinger hatten ihn auf ihre Kosten errichten lassen. Heute war er mit einem bunten Teppich geschmückt. Vorne im Chor sah man ein niedriges Gerüst aufgeschlagen, worauf ein Tisch und ein Pult stand. Dies war das Gemerke, denn hier hatten diejenigen einen Platz, von denen die Fehler angemerkt wurden, welche die Sänger in der Form gegen die Gesetze der Tabulatur und im Inhalt gegen die Erzählung der Bibel und der Heiligengeschichten begingen. Diese Leute hießen Merker, und ihrer gab es drei. Obgleich das Gemerke mit schwarzen Vorhängen umzogen war, so konnte ich doch von meinem Sitze aus alles beobachten, was hier vorging, und ich sah an der einen Seite des Gerüstes die goldene Kette mit vielen Schaustücken hängen, die der Davidsgewinner hieß, und den Kranz, der aus seidenen Blumen bestand.

Jetzt rasselte es vor dem Eingange, und der Kaiser Maximilian mit dem ganzen Gefolge erschien und zeigte sich gar gnädig, indem er mild vom Chor herniedersah. Aber er verweilte nicht lange, denn ihm schien die holdselige Singekunst nicht sonderlich zu behagen. Als der Kaiser sich zeigte, geriet alles in lebhafte Bewegung. Ein greiser Meister betrat den Singestuhl, und vom Gemerke erscholl das Wort: „Fanget an!" Es war Konrad Nachtigall, ein Schlosser, der so sehnsüchtig und klagend sang, daß er seinen Namen wohl mit Recht führte. Vom himmlischen Jerusalem und von der Gründung des neuen sagte er viel Schönes in gar künstlichen Reimen und Redensarten. Auf dem Gemerke sah ich, wie einer der Meister in der Bibel nachlas, der andere an den Fingern die Silben abzählte und der dritte aufschrieb, was diese beiden ihm von Zeit zu Zeit zuflüsterten. Aber auch die Meister unten waren aufmerksam und in stiller Tätigkeit. Alle trieben mit den Fingern ein närrisches Spiel, um genau die Versmaße wahrzunehmen. An ihrem Kopfschütteln erkannte ich, daß der Sprecher hier und da ein Versehen begangen. Nach dem Meister Nachtigall kam die Reihe an einen Jüngling, Fritz Kothner, einen Glockengießer, der hatte die Schöpfungsgeschichte zum Gegenstand seines Gedichtes gewählt. Aber der Arme war verlegen, es wollte nicht gehen, und ein Merker hieß ihn den Singestuhl verlassen. „Der Meister hat versungen," raunte mir Vischer zu, und da ich ihn fragte, warum man ihn nicht hätte sein Stück zu Ende bringen lassen, so erklärte er mir, daß er ein Laster begangen habe. Mit diesem Namen belegten nämlich die Kenner der Tabulatur einen Verstoß gegen die Reime. Dergleichen wunderliche Benennungen für Fehler gab es viele, als: blinde Meinung, Klebsilbe, Stütze, Milbe, falsche Blumen. Die Bezeichnung der verschiedenen Tonweisen war gar absonderlich, als: die Schwarztintenweise, die abgeschiedene Vielfraßweise, die Cupidinis Handbogenweise. In der Hageblütweise ließ sich jetzt vom Singestuhl herab Leonhard Nunnenbeck vernehmen, ein ehrwürdiger Greis in schwarzem Gewande. Sein Kopf war glatt wie meine innere Hand, und nur das Kinn schmückte ein schneeweißer Bart. Alles bewunderte ihn, wie er gemäß der Apokalypse den Herrn beschrieb, an dessen Stuhl der Löwe, der Stier, der Adler und der Engel ihm Preis und Ehre und Dank gaben. Als Nunnenbeck endigte,

da waren alle voller Entzücken, und namentlich leuchtete aus Hans Sachsens Gesicht hell die Freude hervor, der sein dankbarer Schüler war. Er rühmte sich des Lehrers, wie der Lehrer sein. Da trat als der vierte und letzte Sänger wieder ein Jüngling auf. Was der sagte, war so recht nach meinem Sinn. Er gehörte auch zur Weberzunft und hieß Michael Behaim und hatte mancherlei Länder gesehen. Sein Vater hatte sich Behaim (Böhme) genannt, da er aus Böhmen nach Franken gezogen war. Mit rastloser Anstrengung übte sich unser Behaim in der Singekunst und verglich sich mit Recht mit einem Bergmanne, der mühsam gräbt und sucht, um edles Gold zu fördern. Sonder Zweifel hätte Michael Behaim den ersten Preis errungen, wenn nicht Nunnenbeck vorher gesungen. Sein Gedicht war gar sinnreich mit künstlichen Reimen. Der erste Merker trat zu Nunnenbeck, und mit einem langen Glückwunsch hing er ihm den Davidsgewinner um, und der zweite Merker zierte Behaims Haupt mit dem Kranze, der ihm ganz wohl stand. Diese Gaben aber waren nicht Geschenke, sondern nur Auszeichnungen für die Feier des Tages. Das Fest in der Kirche war beendigt, und alle drängten sich jetzt mit aufrichtiger Teilnahme zu den Beschenkten, um ihnen freudig die Hände zu drücken.

Es war Brauch, daß die Meistersinger, insonderheit die jüngeren, sich nach der Festschule in eine nahegelegene Schenke begaben. Wie in der Kirche heiliger Ernst, so herrschte hier frohe Ungebundenheit. Hier wurde der Wein getrunken, den der eine zur Buße, wie der Meister Kothner, der andere zur Ehre hergeben mußte, wie Meister Behaim, weil er zum erstenmal „begabt" war. Fünf Maß Wein gab es heute zum Nachschmause. Die Meistersinger, etwa sechzehn an der Zahl, gingen über die Gasse paarweis hintereinander von der Kirche bis zur Schenke. Die geputzten Gäste stachen sonderbar genug von der Schenke ab, die von außen und innen gleich beräuchert und verfallen aussah. Nichts mehr als Tische und Bänke gab es in dem langen Zimmer, und diese waren von der Art, wie man sie sonst in Bauerngärten findet. Allein heiterer Mut und ein gutes Glas Wein ließen all die Mängel übersehen. Obenan befand sich Behaim. Sein Thron war ein Lehnstuhl, und ein hölzerner Hammer Zepter. Ich saß neben Hans Sachs. Dessen Jacke war von meergrünem Zeuge mit mehreren Schlitzen auf der Brust, durch die das Hemd vorschimmerte, dessen faltiger Kragen den Hals scheibenförmig umschloß. Die Ärmel waren von schwarzem Atlas, in den zackige Einschnitte in bestimmten Linien künstlich eingehackt waren, so daß überall das helle Unterzeug hindurchblickte.

Ein Weinfäßchen ward auf die Mitte der Tafel gesetzt, und einer der Meister hatte die Mühe des Zapfens, indem ihm unaufhörlich die leeren Becher gereicht wurden. Behaim klopfte mit dem Hammer und fragte alsdann die Versammelten, ob sie nicht ein Kampfgespräch versuchen wollten. Niemand wandte etwas dawider ein. Er fragte wieder, wer singen wollte, und drei Meister hoben die Hände auf, es waren Behaim selbst, Hans Sachs und Peter Vischer. Hans Sachs sollte eine Streitfrage aufwerfen, und wohl meinethalb, da ich ihm erzählt hatte, wie ich soviel mich in den Werkstätten der Künstler umhergetan und mich an ihren Werken ergötzt hätte, wählte er einen dahin zielenden Gegenstand.

Hans Sachs.

Ihr Freunde, sagt mir, wenn ihr wißt,
Wer der künstlichste Werkmann ist!

Peter Vischer.

Das ist fürwahr der Zimmermann!
Wer hat's ihm jemals gleich getan?
Durch Schnur und Richtscheit wird ihm kund
Die höchste Zinn' und der tiefste Grund;
Ihn loben stattliche Lustgemächer,
Hoch strebt sein Ruhm so wie seine Dächer.
Reich an Erfindungen ist sein Geist,
Mühlwerk und Wasserbau ihn preist,
Er schützt durch Bollwerk dich und Schanz.
Die heil'ge Schrift weiht ihm den Kranz:
Er zimmerte die starke Arch',
Drin Noah war, der Patriarch;
Wie rings auch brauste die Flut,
Er ruht in ihr in sichrer Hut;
Gerettet mit all den Seinen er ward,
Mit allen Tieren aller Art.
Er zimmerte nach weisem Rat
Jerusalem, die Gottesstadt;
Des weisen Salomo Königshaus,
Das führt' er gar mächtig und prächtig aus.
Denkt an das Labyrinth zum Schluß:
Wer ist geschickt wie Dädalus?

Michael Behaim.

Das Holz verfault, der Stein bleibt Stein,
Der Steinmetz muß drum der erste sein.
Ringmauern bauet er, kühn Türme,
Basteien auch zu Schutz und Schirme.
Gewölbe pflanzt er, die sich kühn
Aufrankend in die Lüfte ziehn,
Schwindlige Gänge, durchsichtig und fest,
Mit Säulen und Bildwerk geschmückt aufs best'.
Den schiefen Turm von Pisa schaut,
Den Wilhelm von Nürnberg hat aufgebaut!
Zu Jerusalem der hohe Tempel,
Der trug der höchsten Vollendung Stempel.
Der himmelhohe Turm zu Babel,
Das Grab des Mausolus ist keine Fabel;
Die Pyramiden, die künstlichen Berg',
Sie überragen weit alle Werk'.

Hans Sachs.

Vermag auch Beil und Meißel viel,
Schwach sind sie gegen den Pinselkiel.
Er bringt nicht nur Häuser und Städt' hervor,
Türmt Schlösser und schwindlige Warten empor —
Nein, was im Anfange Gott erschuf,
Durch seines göttlichen Wortes Ruf,
Das schafft der Maler zu aller Zeit:
Gras, Laubwerk, Blumen auf Feld und Heid',
Den Vogel, wie in der Luft er schwebt,
Des Menschen Antlitz, als ob er lebt;
Die Elemente beherrscht er all,
Des Feuers Wut und des Meeres Schwall.
Den Teufel malt er, die Höll' und den Tod,
Das Paradies, die Engel und Gott.
Das macht er durch Farben, dunkel und klar,
Mit geheimen Künsten euch offenbar.
Das hebt sich mächtig durch die Schattierung,
Nach einer schön entworfnen Visierung.
Er kann euch alles vor Augen stellen,
Nicht deutlicher könnt ihr es je erzählen.
Drauf brütet er sinnig Tag und Nacht,
In Traumgebilden sein Geist stets wacht.
Er ist an Phantasien reich
Und fast dem kühnen Dichter gleich;
Und alle Dinge weiß er wohl,
Weil er sie alle bilden soll.
Wer zu allen Dingen hat Schöpferkraft,
Den rühmt die höchste Meisterschaft.

Michael Behaim.

Du lobst den Maler mir zu hoch,
Nützlicher bleibt der Steinmetz doch.
Des Malers können wir entraten,
Er schafft von jedem Ding nur den Schatten.
Sein gemaltes Feuer wärmt uns nicht,
Seine Sonne spendet nicht Schein und Licht,
Sein Obst hat weder Schmack noch Saft,
Seine Kräuter nicht Duft und Heilungskraft,
Seine Tiere haben nicht Fleisch und Blut,
Sein Wein verleihet nicht Freud' und Mut.

Hans Sachs.

Das Sprichwort immerdar noch gilt,
Daß, wer die Kunst nicht hat, sie schilt.
Wie nützlich auch ist die Malerei,
So nenn' ich euch jetzt nur der Dinge drei.

Was uns die Geschicht' als teu'r Vermächtnis
Bewahrt, das prägt sie uns ins Gedächtnis:
Wie der Nürnberger Heer unter Schweppermann focht,
Den Kranz Kaiser Friedrich dem Dichter flocht.
Denn wer sich auch nicht auf Schriften versteht,
Des Malers Schrift ihm nicht entgeht.
Sie lehrt, wie Bosheit uns Mißgeschick,
Wie Frömmigkeit bringet Ehr' und Glück.
Zum andern verscheuchet die Malerei
Das schwarze Gespenst der Melancholei,
Durch bunte Farben verweht sie die Nacht,
Sie jauchzet in Klarheit, sie schwelget in Pracht,
Das Ohr erfreut sich nur flücht'gen Spiels,
Nur kurz ist die Labe des Wonnegefühls,
Doch das Auge haftet an dem, was gefällt,
Und der Pinsel erschafft ihm die schönste Welt.
Zum dritten: jegliche Kunst erkennt
In des Malers Kunst ihr Fundament.
Der Steinmetz, Goldschmied und der Schreiner,
Formschneider, Weber, der Werkmeister keiner
Entbehrt sie je, warum auch die Alten
Sie für die herrlichste Kunst gehalten.
Wie strahlet der Griechen Namen hell,
Zeuxis, Protogenes, Apell.
Gott gab zum Heil dem deutschen Land
Der Künstler manchen mit hohem Verstand,
Doch Albrecht Dürer vor allen glänzt,
Der mit echten Künsten das Leben kränzt.
Was er mit Fleiß gesät, erwachs'
Ihm zu reichem Segen, fleht Hans Sachs.

So sang der Poet, und die Gegner schwiegen. Alle zollten ihm Beifallsbezeigungen, und Michael Behaim war nicht der letzte. Er nahm sich den Kranz ab und setzte ihn Hans Sachsen aufs Haupt, Nürnbergs kunstreichem Schuster. August Hagen.

60. Die Kunst im häuslichen Leben des 16. Jahrhunderts.

Während im Mittelalter die Kunst im innigen Zusammenhange mit der Religion und in ihrem Dienste stand, bahnte sie sich im Beginn des 16. Jahrhunderts den Weg aus den Kirchen in die Bürgerhäuser. Als sie in diesen einmal Eingang gefunden, bot sich ihrer Betätigung hier ein unendlich weiter Spielraum. An den Wänden und auf den Geräten des alltäglichen Gebrauchs suchte man durch Bilder das eigne Leben sich gegenständlich zu machen und so den Genuß zu verdoppeln; das Behagen und die Lust des Daseins verlangte danach, der weitern und fernern Umgebung durch Schmuck eine höhere Weihe und durch bildliche Darstellungen eine tiefere Bedeutung zu geben. Zwar konnte man

nicht, wie im südlichen Italien, die Fußböden mit Mosaik auslegen, die Holzvertäfelungen der Wände bemalen, zumal da diese rings mit allerlei Gegenständen des täglichen Gebrauchs besteckt und behangen waren; allein man fand für die schmückende Kunst ein anderes Gebiet, man bemalte die ganzen Vorderseiten der Häuser bis zum Giebel hinauf. Die ersten Meister der Zeit werden genannt, die solche Malereien ausgeführt; die reichsten Städte, wie Nürnberg und Augsburg, prangten vor anderen mit solchem Schmucke. Wir sprechen heute vom ehrwürdigen, grauen Altertum und jubeln, wenn wir ein Stück recht schwarz und verräuchert finden, indem wir meinen, etwas Echtes zu haben, und können uns keine Vorstellung davon machen, daß das Altertum hell und lachend und viel bunter war als unsre grauen, uniformierten Tage: eine ganze Straße ein fortgesetztes, langes Bild, voll der verschiedensten Szenen und der lebhaftesten, heitersten Farben, und auf den Straßen dazwischen die Menschen nicht minder bunt, heiter und vielgestaltig.

Während im 15. Jahrhundert Glas als Fensterscheiben noch eine Seltenheit war, finden im folgenden einzelne gemalte Fenster sich auch schon in reichen Bürgerhäusern ein und werden mit dem Fortgange der Zeit häufiger. Türen bedeckte man mit Schnitzwerk oder beklebte sie, wo dieses zu kostbar war, mit Bildern. Ein weites Feld, darauf die verzierende Kunst sich ergehen konnte, boten die Öfen dar. Reliefverzierungen, sowohl reine Ornamente wie figürliche Darstellungen, kommen schon im Anfange des Jahrhunderts vor; Bemalung und Vergoldung nehmen im Laufe desselben überhand, und das Ende bietet einzelne Prachtstücke dieser Art, die unser Staunen erregen. Als einen Teil des soliden Luxus unserer Altvordern hatte man schon aus früherer Zeit die kostbaren geschnitzten Möbeln, z. B. die umfangreichen Truhen, geerbt, die, mit Leinwand gefüllt, den Stolz der damaligen Hausfrauen ausmachten, sowie die herrlichen Schlosserarbeiten, die noch uns als vollendete Kunstwerke gelten müssen, obgleich sie damals von einfachen Handwerkern gefertigt wurden. Was so das 16. Jahrhundert aus diesem Bereiche von früherer Zeit überkam, bildete es zu einer Höhe aus, die später nie wieder erreicht ist, und vor seinen Denkmälern stehen wir bewundernd wie vor Kunstwerken und lesen aus ihnen Geheimnisse wie aus den Meisterschöpfungen der eigentlichen Künstler. Wie ist solch eine Rosette, solch eine Blume, solch ein Blatt aus Holz oder Eisen geschnitten! Alles aus freier Hand, ohne Schablone oder ängstliche Abzirkelung, aber mit vollem Geschick und vollem Gefühl. Man sieht, Kopf und Hand, die dieses Werk schufen, waren ganz dabei, als sie es bildeten. Diese Handwerker vollbrachten, was wir nur vom Künstler fordern, sie arbeiteten nicht allein mit der Hand, sondern mit Kopf und Herz, drückten ihr ganzes Sein in ihren Arbeiten aus, und darum waren sie Künstler, ohne es zu wissen, und schufen Kunstwerke, die vielleicht erst wir recht verstehen.

Wie die Öfen, so luden auch andere Gegenstände von gebranntem Ton durch das leicht zu bewältigende Material ein, Verzierungen daran anzubringen. Namentlich die Krüge wurden mit reichem Reliefschmuck versehen, bunt glasiert oder bemalt und vergoldet. Auf Schüsseln, Tel-

lern, Kredenzschalen usw. brachte man eingebrannte Malereien an. Um am kristallhellen Glanze des weißen Glases, das damals aus Venedig eingeführt wurde und mit zu den kostbarsten Luxusgegenständen gehörte, allein sich zu freuen, war der Geschmack noch nicht einfach und fein genug. Deutsche Künstler nahmen diese Erzeugnisse des Auslandes noch einmal vor und versahen sie auf ihre Weise mit Schmuck. Die großen, prachtvollen Schüsseln und Schalen wurden am Rande mit einem feinen Goldkranze, in der Mitte mit eingebrannten Wappen oder anderen Darstellungen versehen; den zierlich geformten Trinkgläsern fügte man phantastisch zusammengesetzte Füße von vergoldeten und emaillierten Metallen an. Schmuckkästchen mit Zierat aller Art zu versehen, war eine schon von alters her überlieferte Sitte, die man im 16. Jahrhundert unverkürzt beibehielt; ja, man ging jetzt noch weiter und beklebte hölzerne Schachteln, die zur Aufbewahrung von Gewürzen, Hausmitteln und anderen Gegenständen des täglichen Gebrauchs dienten, wenigstens mit buntbemalten Holzschnitten, wenn man sie nicht selbst bemalte.

Doch wie weit würden wir geführt werden, wollten wir alle Gegenstände im Hause aufzählen, an denen damals die Lust an Schmuck und Bildern sich erging! Es erwies sich kein Ding als zu unbedeutend, daß es über seine nächste Bestimmung hinaus nicht noch imstande gewesen wäre, als Träger eines höheren Gedankens zu dienen. Und war ein Gegenstand zu arm, als daß man hätte Schmuck daran anbringen können, so bekundete er doch durch die Abstufung seiner Flächen und Kanten, daß er aus Meisterhand hervorgegangen. Ein alter deutscher Spruch rühmt neben der Venediger Macht, der Augsburger Pracht, dem Straßburger Geschütz auch den Nürnberger Witz. Von einem Witz im heutigen Sinne kann dabei nicht die Rede sein, sondern es ist der ganze Aufschwung des geistigen Lebens darunter verstanden, der nicht nur auf dem Gebiete der Wissenschaft, sondern ebensosehr im Bereiche der Künste und Gewerbe, wie nicht minder im Geschmacke der bürgerlichen Gesellschaft sich bekundete.

Manche Künste und Gewerbe, die damals dem Bedürfnisse und Luxus dienten, sind in unseren Tagen ganz verschwunden oder von anderen verschlungen worden; manche Kunstleistungen schmückten damals das Leben, die wir heute nur noch aus den spärlich erhaltenen Denkmälern kennen. Wir erinnern nur an die kostbaren Webereien und Stickereien, die vor dreihundert Jahren von ganz anderer Bedeutung waren als gegenwärtig; an die mannigfachen Lederarbeiten, die mit eingeschnittenen oder gepreßten Verzierungen, oft bemalt und vergoldet, einer Menge von Dingen Schmuck verliehen, die heute nur kahle Flächen und gerade Linien zeigen. Zahlreiche Künste und Gewerke, jetzt zum Teil nur noch dem Namen nach bekannt, standen, in Innungen fest geschlossen, nebeneinander und wetteiferten, nicht durch leichtfertige und wohlfeile Ware sich gegenseitig den Gewinn zu rauben, sondern durch gediegene und wertvolle Leistungen die Anforderungen zu spornen, und neben dem Gewinn berücksichtigte man noch die Ehre des Standes und womöglich den Ruhm der Person. Welch fruchtbaren Boden sittlichen Gedeihens und geistiger Befriedigung mußte

es gewähren, wenn aus den nächsten Umgebungen des Lebens Halbheit und Pfuscherei entfernt waren, überall nur Kundgebungen von Meisterhand, eines freien, selbständigen und heiteren Schaffens dem Auge begegneten! Wie reich an gesunden, lebenskräftigen Trieben mußte eine Zeit sein, die sich selbst solche Hilfsmittel zu geben vermochte!

Albert Richter.

---

61. Augsburgs Blüte beim Beginn der Neuzeit.

In dem reichen, blühenden Kranze der Städte, mit denen die Periode des scheidenden Mittelalters und die anbrechende neuere Zeit unser deutsches Land schmückte, war Augsburg ein besonders köstlicher Zweig, welcher die schönsten Blüten und Früchte darbot. Die vornehmen Häuser der Stadt zeugten von einer seltenen Pracht. Den Glanzpunkt aller, das Haus der Fugger, schildert ein Zeitgenosse mit den Worten: „Welche Pracht zeigt Antons Fuggers Haus auf dem Weinmarkte! Auf kühn geschwungenen Gewölben, von Marmorsäulen mit reichen vergoldeten Kapitälen getragen, ziehen sich Reihen der schönsten Gemächer hin, von denen immer eins das andere an Zierlichkeit und gediegenem Glanze der Ausstattung übertrifft. Auf den lichten Gängen längs den breiten marmornen Stufen und an der Decke des Stiegenhauses strahlen uns die erlesensten Werke der Wandmalerei entgegen, welche auch die ganze Außenseite des Hauses bedecken. Vergoldetes Gebälke durchzieht alle Wohngemächer; das Schlafzimmer mit dem vergoldeten Sternenhimmel erweist sich als ein Muster von Zierlichkeit, in dem das herrliche Bett das Allerschönste ist. Die reiche Kapelle (des heiligen Sebastian) zeichnet sich besonders auch äußerst kunstvoll eingelegte Stühle von kostbarem Holze aus. Die zierlichsten welschen Marmorkamine, meist wahre Kunstwerke der Bildhauerarbeit, sahen wir in allen Zimmern, deren ungestörter Durchblick durch die Richtung der Türen die schönste Perspektive bot. Unsere Bewunderung erregten die vortrefflichen aus Italien gekommenen Gemälde, die in den kostbarsten Rahmen alle Wände schmückten, darunter mehrere besonders für den Besitzer des Hauses von der Hand des großen Meisters Tizian geschaffen. — In Raimund Fuggers Haus in der Kleesattlergasse entsprechen viele mit Marmor ausgelegte Badstuben auf die angenehmste Weise dem Bedürfnis wie dem Vergnügen. Im oberen Stockwerke waren hier so viele unschätzbare, eherne und marmorne Reste des Altertums — darunter wohl nicht wenige, die der heimische, hieran so reiche Boden Augsburgs bedeckt hatte — vereint, daß kaum in Italien deren mehr im Besitz eines einzigen Mannes möchten gefunden werden. Der ganze Olymp umgab uns hier. Eine überaus reiche Sammlung der seltensten Münzen gehörte zu den Schätzen des Hauses. Ringsum genoß man die angenehmste Aussicht in Ziergärten, in denen sich künstliche Labyrinthe befinden, und deren Sammetrasen das Auge erfrischt. Da blicken aus dem Grün der Obstbäume und des Lorbeers zierliche Lusthäuschen hervor, eherne Tritonen werfen kristallene Wassersäulen viele Ellen hoch in die Luft, welche von dem Dufte der Hyazinthen, Rosen und Nar-

ziffen erfüllt ist. Auch artige Vexierwasser fehlen nicht, die eine schmausende oder spielende Gesellschaft plötzlich mit feinem Regen überspritzen oder zu lustigem Erschrecken Karten und Trinkgefäße vom Tische schwemmen. Die seltensten Tulpen öffnen hier ihre prächtig gefärbten Kelche. Wahrlich, die Gärten der Fugger sind weit schöner, als jene der Könige von Frankreich zu Tours und Blois!"

Und solcher Häuser und Kunstgärten besaßen die Fugger in und um Augsburg, ungerechnet ihre prächtigen Landsitze, so viele, daß sie vereinigt eine ansehnliche Straße bilden konnten. Stellt man nun neben diese die herrlichen Kirchen und öffentlichen Gebäude, unter denen, ein Wunder der Baukunst jener Zeit, das prächtige Rathaus hervorragt, die eleganten Tortürme, die Häuser der kaum minder reichen Welser, und die der übrigen Patrizier, und endlich die zahlreichen stattlichen Wohnungen wohlhabender Bürger, alle im zierlichsten Stile erbaut, mit phantastisch geschwungenen steinernen Giebeln und Figuren gekrönt, betrachtet man endlich die zahlreichen von trefflichen Bronzegruppen überragten Brunnen, die lichten, nach der Schnur gezogenen, reinlichen und wohlgepflasterten Straßen: so muß die Stadt damals einen wundervollen Anblick gewährt haben.

Wie schimmerte und flimmerte es erst im Innern all dieser reichen Patrizierhäuser! Allerorten prangten von einheimischen und fremden Künstlern gefertigte Werke von hohem Werte. Treffliche Arbeiten, in Gold und Silber getrieben, Majoliken, um schweres Geld erworben, die zierlichsten geschnittenen Gläser aus Venedig, in hundertfach wechselnden anmutigen Formen, herrliche Emailarbeiten, kurz alles, was jetzt den schönsten Schmuck unserer Museen bildet, blitzte von den „Kredenzen" herab. Kostbare, gewirkte Tapeten aus den Niederlanden oder reiche, goldbedruckte Ledertapeten deckten die Wände, und kein Gerät, kein Schrank oder Stuhl, keine Stubendecke und kein Türgerüst entbehrte des Schmuckes der sinnreichsten und fleißigsten Schnitzarbeit. Die seltensten Kunstwerke, Uhren, selbst Astrolabien, überreiche Schmuckkästchen vom feinsten Geschmack, teure chinesische Vasen, Schachbretter von der erlesensten, zierlichsten Arbeit und hunderterlei ähnliche Dinge, deren jedes das Gepräge eines vollendeten Kunstwerkes trug, bedeckten die kostbaren Tische mit Platten von römischer oder Florentiner Mosaik. In die Fenster hatte man farbensprühende Glasgemälde eingelassen und die reichsten Teppiche über den oft mit den seltensten Marmorarten eingelegten Fußboden gebreitet. In hell polierten Käfigen sprangen muntere Affen, auf zierlichen Ringen wiegten sich gravitätisch die buntgefiederten Fremdlinge aus der heißen Zone, und Pfauen und andere seltene Vögel stolzierten auf dem von farbigen Porzellanfliesen glänzenden Hofe, welcher durch künstlich verschlungene Eisengitter, Meisterwerke der Schlosserkunst, von Haus und Garten abgesperrt war. In den hochgewölbten, reinlichen Ställen aber wieherten die trefflichsten Rosse andalusischer Zucht. So waren damals die Herrenhäuser der fürstengleichen Patrizier Augsburgs.

Welches heitere Leben durchwogte in jenen Tagen die Straßen der reichen, damals schon an 80000 Einwohner zählenden Stadt! Zu Roß

und in Wagen, mit Gold und Sammet verbrämt und von gleich gekleideten Dienern begleitet, sieht man dort eine stolze Patrizierfamilie sich auf ihr Landgut begeben. Hier schreitet ein glänzender Hochzeitszug aus der Kirche zum Tanzhause, in dem die Geschlechter mit fürstlicher Pracht aufziehen. Züchtig, doch voll gefälliger Anmut erschienen die Jungfrauen in farbenreichen Seidengewändern und höchst kleidsamer Tracht, auf den offenen, teilweise in ein Perlennetz gefaßten Haaren das niedliche spanische Hütchen. Bei den jungen Männern verkündigte das hohe, knappe Wams, das winzige Scheinmäntelchen, das kurz abgeschnittene Haupt- und Barthaar und der seidene, fast krempelose Hut die herrschend gewordene spanische Tracht. Die älteren Leute, die Frauen in ihren ehrbaren, reichen Schleierhauben und die Männer im weiten würdigen Sammetgewand, mit dem kostbaren Pelzwerk verbrämt, den Hut mit der nur ihnen gebührenden gelben Feder geziert, bewahrten noch die Kleidweise ihrer Väter. Alle aber erschienen geschmückt mit mancherlei köstlichen Kleinoden von Perlen und edlen Steinen und trugen schwere goldene Ketten um den Hals geschlungen.

Nicht wenig erfüllte die häufige Anwesenheit Max' I., Karls V. und seines Bruders Ferdinand die Stadt mit dem buntesten Treiben. Besonders glänzend schildern die Chroniken den feierlichen Akt, durch welchen Karl 1548 auf dem Weinmarkte dem neuen Kurfürsten Moritz von Sachsen die Lehen erteilte. — Viele Gäste wurden in die gastfreie Stadt auch durch die öfter wiederholten festlichen Schießen mit dem Bogen, der Armbrust und dem Feuerrohr gezogen, welche man so großartig beging, daß die benachbarten Fürsten, besonders die bayrischen Herzöge, bei dieser Lustbarkeit fast immer zu sehen waren. Die Komödien und Tragödien der Meistersänger, Gauklerbanden, Ringelstechen, Pferderennen und das vielfach übliche rohe Vergnügen der Tierhatzen sorgten für die schaulustige Menge.

Augsburg war durch den Handel groß und blühend geworden und dankte ihm fortwährend seine allgemeine Wohlhabenheit und die Mittel zu seinem üppigen Leben. Nahm doch schon Äneas Sylvius keinen Anstand, es die reichste Stadt der Welt zu nennen. Unter den eigenen Erzeugnissen ihres Kunstfleißes standen die des Webstuhles obenan, wie denn die Weberzunft als die erste gleich nach den Kaufleuten kam. Aus einer dürftigen Weberfamilie gingen die Fugger, jenes berühmte Geschlecht Augsburgs, ein stolzes Beispiel bürgerlicher Größe, hervor. Über drittehalbtausend Meister arbeiteten am Anfang des 16. Jahrhunderts hier und in den nächsten Orten, und jährlich passierten mehr denn 400000 Stücke Barchent die obrigkeitliche Schau auf dem hierfür besonders erbauten Weberhause. Nächst den Augsburger Weberarbeiten, zu denen später noch die großartigsten Färbereien kamen, haben die der dortigen Silberschmiede, unter denen sich wahrhafte Künstler hervortaten, ihren großen Ruf bis auf den heutigen Tag behauptet.

Man würde aber sehr irren, wollte man glauben, daß über diesem Bienenfleiße des Erwerbens und über all dem prunkvollen Leben und Treiben die Pflege des Geistes wäre vernachlässigt worden. Sie ward

vielmehr mit in den Kreis der edlen Vergnügungen gezogen. Büchersammlungen voll der seltensten Werke wurden nicht allein von den reichen Patriziern, sondern auch vom Rate zum allgemeinen Gebrauche angelegt und mit großen Kosten gemehrt. Söhne reicher Leute wurden vielfach nach Venedig oder auf die hohen Schulen von Padua oder Bologna oder nach Paris geschickt, um dort ihre Studien zu vollenden und sich in feinen Sitten und fremden Sprachen auszubilden. Auf dem Platze vor dem neuen Rathause, wo Handelsgeschäfte abgemacht wurden, konnte man die Sprachen Frankreichs, Italiens und Spaniens vernehmen.

Nicht minder eifrig pflegte man die das Leben verschönernden und veredelnden Künste. Außer den weltbekannten Kunstsammlungen der Fugger waren auch die der Welser und anderer Patrizier berühmt, und in manchen Häusern wurde man von reichen Sammlungen der größten Seltenheit überrascht. Augsburg selbst besaß eine nicht unansehnliche Zahl namhafter Künstler. Allen voran muß hier Elias Holl genannt werden, der damals in Deutschland wohl wenige seinesgleichen hatte. Er bildete seinen Geschmack in Venedig, ward dann zum Stadt-Werkmeister ernannt und erbaute als solcher das schönste Denkmal Augsburgs, das noch heute sein Stolz ist, das prächtige, kühn emporgegipfelte Rathaus. Für den gelungenen Bau erhielt Holl als besonderes Ehrengeschenk 600 Goldgulden in einem silbernen Becher. Das Zeughaus, der Turm von St. Anna, die Fleischhalle und das Hospital, viele Tortürme sowie mehrere Zunft- und Privathäuser sind sein Werk. In Augsburg wurde Hans Holbein, einem sehr verdienten Maler, 1498 sein weit berühmterer Sohn gleichen Namens, unser deutscher Rafael, geboren. Der jüngere Holbein, der später in seiner Vaterstadt so manches schöne Werk geschaffen, feierte jedoch die glänzendsten Triumphe am Hofe Heinrichs VIII. von England. Im Dienste der Kunstliebhaber Augsburgs wirkte hier 1530 nicht allein Tizian selbst, den sie hierfür mit 3000 Goldkronen lohnten, sondern auch andere berühmte italienische und deutsche Meister.

Die herrlichsten Rüstungen französischer, italienischer und spanisch-habsburgischer Fürsten rührten von Augsburger und Münchener Künstlern her. Auch die Gießereien der Augsburger, für welche der Rat ein eigenes Gießhaus erbauen ließ, waren weit und breit berühmt. Sie arbeiteten nicht allein für die Stadt, welche schon 1502 dort 35 metallene Stücke fertigen ließ, sondern wurden auch von auswärts, besonders von Karl V., vielfach beschäftigt. Gar manche der meisterhaften lebensgroßen Erzbilder, die vor Kaiser Maxens Sarkophag in Innsbruck Wache halten, mögen hier glänzend aus ihrer Form erstanden sein. Ja, selbst der ganze Entwurf jenes trefflichen Denkmals wird einem Augsburger Künstler zugeschrieben.

So erscheint uns Augsburg in seiner Blütezeit als eine der glänzendsten, reichsten Städte, die mit Recht die Bewunderung aller Zeitgenossen erregte. Ein anschauliches Bild davon gibt uns ein farbenprächtiges Gemälde im bayerischen Nationalmuseum in München, einen Besuch der Familie Welser bei den Fuggern darstellend.

Nach Karl Spruner.

62. Herzog Alba bei einem Frühstück.

Eine deutsche Dame aus einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmut geglänzt und dem Deutschen Reiche einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser Karl V. im Jahre 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf einem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwitwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborene Fürstin von Henneberg, einen Schutzbrief bei ihm aus, daß ihre Untertanen von dem durchziehenden spanischen Heere nichts zu leiden haben sollten. Dagegen machte sie sich verbindlich, Brot, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größeren Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzu große Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, von Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrot zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheeres getan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; seine Exzellenz möchten kommen und fürlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, des Schutzbriefes noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung desselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut besetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saale ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volkes; was dem ärmsten ihrer Untertanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Aufs äußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begibt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwidert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsbrauch sei, und daß bei einem Durchmarsche von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten ständen. „Das wollen wir doch sehen!“ antwortete sie auf-

gebracht. „Meinen armen Untertanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott!“ — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte — „Fürstenblut für Ochsenblut!“ — Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten angefüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietung, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim Eintritt dieser kampflustigen Schar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von dem Heere, von einer überlegenen, handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen, und, auf welche Bedingungen es auch sei, die beleidigte Dame zu versöhnen!

Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren, und hielt der Gräfin eine große Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Mut, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten, und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu allem, was billig sei, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem letzteren wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an das Heer ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigentümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich aufs schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Friedrich von Schiller.

63. Der westfälische Friede.

Der Friede war unterzeichnet, die Gesandten hatten einander zur Bestätigung feierlich die Hand gereicht, auf allen Straßen ritten die Trompeter, das glückliche Ereignis zu verkünden.

Zu Nürnberg hielten die Kaiserlichen und die Schweden im großen Saale des Rathauses das Friedensbankett. Die hochgewölbte Halle war glänzend erleuchtet, zwischen den Kronleuchtern hingen dreißig Arten Blumen und lebendige Früchte, in Goldlahn eingebunden, herab; vier Musikchöre waren zu lustigem Spiel aufgestellt, in sechs verschiedenen Zimmern versammelten sich die sechs Klassen der eingeladenen Gäste. Auf den Tafeln standen die beiden ungeheuren Schaugerichte, ein Siegesbogen und ein sechseckiger Berg, bedeckt mit mythologischen und allegorischen Figuren, lateinischen und deutschen Sinnbildern. Aufgetragen wurde in vier Gängen, jeder Gang hundertundfünfzig Speisen; dann kamen die Früchte in silbernen Schüsseln und an „lebendigen“ Zwergbäumen, mit denen die ganze Tafel besetzt war; dazwischen brannte feines Rauchwerk, das einen sehr guten Geruch von sich gab. Danach wurde das oberste Blatt der Tafel stückweise abgenommen, der Tisch von neuem mit Tellern und Servietten besetzt und mit überzuckerten Blumen bestreut, und jetzt folgte das Konfekt, dazu riesige Marzipane auf zwei Silberschalen, von denen jede zehn Pfund schwer war. Und wenn die Gesundheit Seiner Kaiserlichen Majestät zu Wien und Ihrer Königlichen Majestät von

Schweden ausgebracht und auf das Gedeihen des geschlossenen Friedens getrunken wurde, mußte auf der Burg aus fünfzehn großen und kleinen Stücken geschossen werden. Für die Armen aber wurden zwei Ochsen geschlachtet und vieles Brot ausgeteilt, und aus einem Löwenrachen lief sechs Stunden lang weißer und roter Wein herab. Aus einem größeren Löwenrachen waren dreißig Jahre lang Tränen und Blut geflossen!

Und wie die Herren Gesandten, rüstete das Volk in jeder Stadt, in jedem halbzerstörten Dorfe eine Festfeier. Welche Wirkung die Friedensbotschaft auf die Überreste der deutschen Nation machte, ist noch aus rührenden Einzelheiten zu erkennen. Den alten Landleuten erschien der Friede als eine Rückkehr ihrer Jugend, sie sahen die reichen Ernten ihrer Kinderzeit wiederkehren, dichtbevölkerte Dörfer, die lustigen Sonntage unter der jetzt umgehauenen Dorflinde, die guten Stunden, welche sie mit ihren getöteten und verdorbenen Verwandten und Jugendgenossen verlebt hatten; sie sahen sich selbst glücklicher, männlicher und besser, als sie in fast dreißig Jahren voll Elend und Entwürdigung geworden waren.

Die Jugend aber, das harte, kriegerzeugte, verwilderte Geschlecht, empfand das Nahen einer wunderbaren Zeit, die ihm vorkam wie ein Märchen aus fernem Lande: die Zeit, wo auf jedem Ackerstück des Winter- und Sommerfeldes dichte gelbe Ähren im Winde wogen, wo in jedem Stalle die Kühe brüllen, in jedem Koben ein rundes Schweinchen liegen sollte, und wo sie selbst mit zwei Pferden und lustigem Peitschenknall auf das Feld fahren würden. Es sollten Tage kommen, wo sie nicht mehr mit Heugabeln und verrosteten Musketen dem Nachzügler im Busch auflauern, nicht mehr als Flüchtlinge in unheimlicher Waldesnacht auf den Gräbern der Erschlagenen sitzen würden; wo die Dächer des Dorfes ohne Löcher, die Höfe ohne zerfallene Scheuern sein sollten; wo man den Schrei des Wolfes nicht in jeder Winternacht vor dem Hoftor hören müßte, wo ihre Dorfkirche wieder Glasfenster und schöne Glocken haben würde, wo in dem beschmutzten Chore der Kirche ein neuer Altar mit einer seidenen Decke, einem silbernen Kruzifix und einem vergoldeten Kelch stehen sollte, und wo einst die jungen Burschen wieder Bräute zum Altar führen würden. — Eine leidenschaftliche, schmerzliche Freude zuckte damals durch alle Seelen, auch die wildeste Brut des Krieges, das Soldatenvolk, wurde davon ergriffen. Fühlten doch selbst die harten Regierenden, die Fürsten und ihre Gesandten, daß der große Friedensakt die Rettung Deutschlands vor dem letzten Verderben sei. Feierlich und mit aller Inbrunst, deren das Volk fähig war, wurde das Fest begangen.

Gustav Freytag.

64. Zum Friedensschlusse 1648.

Gottlob! nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudewort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß' und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf, und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor!

O Deutschland, und sing Lieder
Im hohen, vollen Chor!
Erhebe dein Gemüte
Zu deinem Gott und sprich:
Herr, deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch ewiglich. Paul Gerhardt.

---

65. Eine deutsche Stadt im 17. Jahrhundert.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges waren die Städte fast alle durch Mauern, Gräben und Türme gegen das offene Land abgeschlossen; leicht zu verteidigen waren auch die durch mächtige Befestigungswerke geschirmten engen Tore. Die Städte waren nicht Festungen in unserem Sinne; aber sie vermochten, wenn die oft doppelt gezogenen Mauern dick und die Bürgerschaft kampfbereit war, eine Zeitlang auch einem größeren Heere zu widerstehen. So hielt sich Nördlingen im Jahre 1634 gegen 30000 Mann feindlicher Kriegsvölker; mit nur 700 Mann schwedischer Hilfstruppen schlugen die Bürger sieben Stürme ab. Oft wurden Erdschanzen als Außenwerke aufgeworfen, denn längst hatte man erfahren, daß die Kugeln der Geschütze an Steinwänden mehr zerstörten als an Erdwällen. Im Winter war es eine besondere Sorge der Bürger, die Stadtgräben stets frei vom Eise frei zu halten, um dem Feinde keine sichere Brücke zu bieten.

Mehr und mehr waren an die Stelle der hölzernen Häuser steinerne getreten. Nun ragten nicht mehr bloß die hochgewölbten Steinhallen der Kirchen empor, sondern es erhoben sich auch stolz die mit mancherlei Erkern und Türmchen gezierten steinernen Gebäude der wohlhabenden Bürger. Neben ihnen gab es freilich der aus Holzwerk und Backsteinen oder aus Rohrwerk und Lehm zusammengefügten Häuser gar viele. Mit der Versteinung der Städte hat auch die Verglasung derselben überhand genommen und zwar diese in solchem Maße, daß außer den noch zahlreich vorhandenen Kellerwohnungen, die das nötige Licht durch die Eingangsöffnung zu bekommen pflegten, ziemlich jedes Häuschen seine, wenn auch nur trübgrünen, bleigefaßten kleinen Scheiben hatte. War bis jetzt außer dem Marktplatze das Rathaus der alleinige Versammlungsort der Bürger gewesen, so entstanden nunmehr in den größeren Handelsstädten für die Kaufleute besondere Gebäude, Börsen genannt, in denen sie ihre Geschäfte miteinander ordneten. Vor fast hundert Jahren schon war die Stadt London den deutschen Städten damit vorgegangen. Nun klagten auch die deutschen Kaufherren, daß sie bei Hitze und Kälte, bei Schnee und Regen nicht auf dem Marktplatze stehen könnten, um ihre Angelegenheiten miteinander zu besprechen, und daß auch der Ratsweinkeller, wohin sie bei gar zu unbilligem Wetter wohl zu gehen pflegten, kein geeigneter Ort zu ungestörten Gesprächen so wichtiger Art sei.

In den größeren Städten wurde schon viel auf Reinlichkeit der Straßen geachtet. Sie waren, wenigstens alle Hauptstraßen, gepflastert.

Ihr Fahrweg war des Wasserabflusses wegen gewölbt, oder es lief zu solchem Zwecke in der Mitte eine große Rinne hindurch. Längst war man bemüht gewesen, der Stadt ein sicheres und reichliches Trinkwasser zu schaffen. Auf Markt und Hauptstraßen standen häufig fließende Brunnen, oft mit Standbildern von Heiligen oder mit sonstigen kunstvollen Gebilden verziert, manche wirkliche Denkmäler der Kunst. Noch immer aber sah man, selbst in den besten Straßen der Stadt, neben und vor den Häusern zahlreiche Schweineställe, und die grunzenden Tiere liefen trotz aller obrigkeitlichen Verordnungen und Strafen nicht selten in den Straßen herum. Daß Hühner und Enten darin herumspazierten, war eine alltägliche liebe Gewohnheit. Noch gab es keine Straßenbeleuchtung. Beim Untergang der Sonne versank, wenn nicht der Mond schien, die Stadt in rabenschwarze Finsternis. Nun schloß man die Tore, daß kein Fremder mehr herein konnte, und die ehrlichen Bürger darinnen verrammelten sich in ihren Häusern. Wollte jemand bei Dunkelheit ausgehen, so mußte er eine Fackel oder Laterne mitnehmen. Man hatte seit einigen Jahrzehnten angefangen, besondere Nachtwächter anzustellen, welche zur Sicherheit der Stadt gegen Diebe und Feuersgefahr auf den Straßen umhergingen und ihre Gegenwart durch Rasseln mit einem gewaltigen Schnurrade oder durch Tuten auf einem Horne kundgeben mußten. Auch sangen sie wohl allstündlich erbauliche oder zierliche Verse. Wenn in der Stadt besondere Feste gefeiert wurden oder hohe Herren, vielleicht gar der Kaiser, anwesend waren, so wurden Pfähle auf dem Markte und den Hauptstraßen aufgerichtet, auf denen in eisernen Kesseln oder Pfannen Kohlen und Kienholz flammten, so daß die ganze Stadt in freudiger Bewegung zusammenlief. Auch bei Feuersbrünsten pflegten solche metallene Feuerbecken ihren Glanz zu verbreiten. Da kam die Kunde, daß in England und Holland jeder zehnte Hauseigentümer abwechselnd verpflichtet sei, abends eine Laterne vor die Tür seines Hauses zu hängen, damit die Straße erleuchtet werde, ja, daß man dort auch begonnen habe, auf festen Pfählen allnächtlich Lampen, mit Tran gespeist, brennen zu lassen. Allmählich und unter vielen Widersetzlichkeiten der Bürger, welche solche Neuerungen als unnütz und kostspielig schalten, wurde es durchgesetzt, daß eine spärliche Anzahl von Tranlampen abends einen trüben, matten Schein über die Straßen warfen.

Eine Feuersbrunst versetzte die ganze Stadt in die höchste Aufregung und peinlichste Angst und ließ sofort alle Geschäfte und Arbeiten der Bürger stocken. Bei dem vielen Holzwerk der Häuser fand das Feuer leicht die reichlichste Nahrung, und von Löschvorrichtungen waren einige Wasserkufen, die man eilends auf Schlitten herbeiholte, eine Anzahl von ledernen Eimern, welche man auf dem Rathause oder bei den Wohnhäusern verwahrt hielt, und viele riesengroße Feuerhaken zum Einreißen der brennenden oder der Brandstätte angrenzenden Häuser das einzige, was man besaß, wenn die Stadt nicht etwa schon einige Handfeuerspritzen hatte, wie sie Augsburg schon im Jahre 1518 anschaffte. — Erst später kamen von Holland her die eigentlichen Feuerspritzen. Da ist es denn kein Wunder, daß nicht selten ganze Straßenreihen und Stadtviertel, ja, ganze

Städte ein Raub des wütenden Elements wurden. Ängstlich wimmerten die Feuerglocken von den Türmen; die Tore der Stadt wurden geschlossen, damit kein schlechtes Gesindel von draußen herein in die Stadt laufe, um Gelegenheit zum Stehlen zu suchen; die Türen der Kirchen wurden geöffnet, damit die Bürger hinter den dicken steinernen Mauern der meist freier liegenden Kirchen ihre Habseligkeiten in Sicherheit bringen könnten. Lange doppelte Ketten helfender Menschen bildeten sich bis zum Rande des Wassers, um die Eimer zu füllen und sie sich zuzureichen; selbst Ratmänner und Geistliche traten mit hinzu, wenn die Not groß war. Diese Reihen setzten sich bis zur Brandstätte fort. Dort nahmen Beherzte oder mit solchem Dienst besonders Betraute sie in Empfang, kletterten mit ihnen auf zahlreichen und schwindelnd hohen Leitern bis zu dem brennenden Gebäude oder zum Dache der angrenzenden Häuser empor und gossen das bißchen Wasser, welches noch in den Eimern geblieben war, in das wütende Flammenmeer. Wie ganz anders wußte man aber dem Feuer zu begegnen, als nun die Feuerspritzen mit eingriffen!

In den oft hochgegiebelten Häusern der engen Straßen wohnte ein rühriges, fleißiges Geschlecht. Vor dem großen Kriege waren Handel und Handwerk im Gedeihen, und es herrschte in den Städten große Wohlhabenheit. Der Glanz der Hansa war freilich auch damals schon erblichen, und Augsburg und Nürnberg waren nicht mehr das, was sie zur Zeit der Väter gewesen waren. Aber noch hatte der deutsche Heringsfang große Bedeutung; noch waren die deutschen Arbeiten in Wolle und Leder, in Leinwand und Metall, darunter manche kunstvolle und zierliche Geräte, im Auslande eifrig begehrt. Neben dem Handwerke trieb der schlichte Stadtbürger fast immer auch seine Ackerwirtschaft, ja, viele Bürger, selbst in der inneren Stadt, lebten nur von Feldbau und Viehzucht. Die Genossen desselben Handwerks waren zu festem Verbande, Zunft oder Innung, vereinigt, hielten eifersüchtig auf ihre Vorrechte und wehrten jeden Unbefugten ab, der ihre Beschäftigung üben wollte, wachten aber auch sorgsam über die Ehre ihres Gewerkes und die Güte der von ihm erzeugten Arbeiten. Die Braugerechtigkeit galt für einen wertvollen Vorzug einzelner Häuser; fast jeder Ort braute sein Bier auf eigene Art; auf Kraft und Wohlgeschmack wurde viel gehalten, und geschätzte Biere wurden weithin versendet. In dem langen Kriege sank der Wohlstand der meisten Städte ganz bedeutend; viele kamen so herunter, daß sie nur noch ein Schatten ihres früheren Zustandes waren. In Augsburg sollen von 80000 Einwohnern nur noch 18000 übriggeblieben sein; in Dresden schmolz die Bevölkerung auf ein Fünftel ihrer früheren Zahl zusammen. In manchen Städten, die viele Tausende von Menschen in ihren Mauern beherbergt hatten, schlichen nach dem Kriege kaum noch so viele Hunderte durch die stillen Gassen. Doch waren nicht alle Gegenden Deutschlands so schwer getroffen.

Noch war in Kleidung und Schmuck der Sinn des Mittelalters lebendig. Die Tracht der Männer war viel bunter und kostbarer als jetzt. Es erschienen obrigkeitliche Kleiderordnungen in großer Zahl, welche für jeden Stand die Kleider und Schmucksachen bestimmten, die ihm er-

laubt wurden. Aber diese Vorschriften wurden sehr oft umgangen, ebenso wie die obrigkeitlichen Anordnungen darüber, wieviele Gäste und welcherlei Speisen und Getränke bei einer großen, mittleren oder kleinen Hochzeit oder bei sonstigen Festgelagen den Bürgern nach ihrem verschiedenen Stande gestattet sein sollten. „In diesen beschwerlichen Zeiten," gebot der Rat von Bremen einmal, „soll der Brautgürtel nur bei den Jungfern des ersten und zweiten Standes von Gold sein." Und in der Hochzeitsordnung von Münden heißt es, daß bei einer großen Hochzeit bei Bürgern vornehmsten Standes nicht über 24 Tische, jeder zu 10 Personen, gesetzt werden sollen.

Ein Lieblingsaufenthalt der Bürger war noch immer der Hauptmarkt der Stadt. Dort blieb man, wenn nach der Morgenpredigt die Turmbläser mit Posaunen und Zinken ihren feierlichen Choral von oben herab bliesen, im Feststaate gemütlich plaudernd beisammen und tauschte alle Neuigkeiten aus; hier und in der Kirche konnten die Frauen und Mädchen ihren neuen Putz bewundern lassen. Aber man war mit Neuigkeiten von dem Leben und Treiben der Welt schon weit besser daran als in älteren Zeiten. Es gab nicht mehr die kurzen geschriebenen Berichte, die von großen Städten aus verbreitet wurden, wenn sich etwas Besonderes ereignet hatte; man hatte seit langem gedruckte Flugblätter oft mit erklärenden Holzschnitten versehen, die merkwürdige Ereignisse überallhin verbreiteten. Da las man von der Eroberung Magdeburgs durch Tilly, von Gustav Adolfs Tod bei Lützen oder von der blutigen Schlacht bei Nördlingen. Nun kamen aber auch in Deutschland die regelmäßig, zuerst allwöchentlich, erscheinenden Zeitungen heraus — die ersten zu Straßburg und zu Frankfurt am Main (1609 und 1615) —, aus denen man der Welt Lauf ordentlich verfolgen konnte. Freilich war es oft wenig Erfreuliches für die Deutschen, was die Blätter zu melden hatten, so die Wegnahme der freien Reichsstadt Straßburg durch den französischen König und später dessen schreckliche Verwüstung der Rheingegenden.

Außer auf dem Markte kamen die angesessenen Bürger fleißig in dem Stadtweinkeller und den Trinkstuben des Rathauses, wo Bier geschenkt wurde, zusammen; die Bürger desselben Handwerks auch in ihren Zunfthäusern, die Gesellen in ihren verschiedenen Herbergen. Für die feinere Gesellschaft wurden auch die am Ausgang des Mittelalters entstandenen Apotheken ein sehr beliebter Sammelpunkt. Die Apotheker bereiteten nicht bloß die Arzneien, unter denen auch gepulverte Kröten, Bärenfett, Wolfsleber und andere noch wunderlichere Dinge zu finden waren, sondern sie waren auch die vornehmsten und geschicktesten Zuckerbäcker und Likörfabrikanten, ja, sogar in manchen deutschen Städten die Bereiter von auserlesenen Gerichten, wie gebratenem Geflügel, Ragouts und allerlei Kraftbrühen. Das gab denn oft arge Streitigkeiten zwischen den Apothekern einerseits und den Gewürzkrämern, Zuckerbäckern und Köchen anderseits. Besonders gern erlabte man sich in den Apotheken an dem aus Venedig stammenden Markusbrot oder Marzipan.

Wenn so die Apotheken in gewöhnlichen Tagen neben ihrem ernsten auch einen recht anheimelnden, freundlichen Charakter hatten, so hörte

dieser auf in den so häufigen Zeiten, wenn böse Seuchen die Stadt heimsuchten und die ganze Bevölkerung in Angst und Schrecken versetzten. Wie oft schwang in den engen, krummen Straßen, wo es an Licht, Luft und vor allem an Reinlichkeit fehlte, die Pest ihre schreckliche, verderbenbringende Geißel! Bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hin hat sie die Städte entvölkert. Da mußten denn die Apotheken ihre Pestarzneien, aus allen drei Reichen der Natur zusammengemischt, und ihre Räucherkerzen hergeben, und die Obrigkeit erließ Bekanntmachungen, wie ihre Untertanen sich gegen die Seuche wirksam schützen könnten. Man solle wohlriechende Blumen mit sich tragen, Rosen- und Nelkenessig in den Mund nehmen oder trinken, fleißig lüften und bei Mondschein sich gänzlich zu Hause halten. An der Pest Erkrankte führte man wohl auch in besondere Seuchen- oder Pesthäuser, die vor den Toren der Stadt hergerichtet waren.

Außer diesem gab es noch manche düstere, unerfreuliche Züge in dem Gemälde der damaligen Zeit und insbesondere des städtischen Lebens. Noch immer waren die Strafen furchtbar hart und grausam, bei geringen Vergehen empörend strenge. Hinrichtungen in mancherlei Art waren gewöhnlich. Wiederholter Diebstahl oder verbotene Rückkehr in die Stadt, aus welcher eine feierliche Ausweisung erfolgt war, pflegten mit dem Tode bestraft zu werden. Doch bauten die Städte für ihre Übeltäter schon allmählich Zuchthäuser, in denen nicht allzu schlimme Frevel durch langjährige peinliche Haft gebüßt wurden. Noch grauenvoller waren die Hexengerichte, die vor dem dreißigjährigen Kriege und während desselben ihren Höhepunkt erreichten. Tausende von Frauen, meistens in höherem Alter, aber auch junge Mädchen, ja, sogar Kinder wurden angeklagt, mit dem Teufel ein Bündnis geschlossen zu haben, mit demselben Feste zu feiern und daneben anderen Menschen durch Zaubermittel Krankheiten und anderes Unheil zuzufügen. Wenn ihnen durch entsetzliche Folterqualen Geständnisse abgepreßt worden waren, starben sie in den Flammen eines qualvollen Todes. Selbst ein so großer und angesehener Gelehrter wie Kepler konnte seine der Zauberei beschuldigte alte Mutter kaum vor dem Scheiterhaufen bewahren, obgleich er alle Mittel in Bewegung setzte, ihre Unschuld zu erweisen und sie zu retten. Doch wiesen schon einige aufgeklärte und edle Männer, unter ihnen Friedrich von Spee, aus dem Orden der Jesuiten, auf die Unschuld wenigstens der großen Mehrzahl der Angeklagten hin. Bald erfuhr man, daß die schwedische Königin Christine, Gustav Adolfs Tochter, die Hexenverfolgungen im Umfang ihrer Staaten verboten habe, und die am Ende des Jahrhunderts Lebenden waren Zeuge, daß die kraftvollen Worte des Professors Thomasius gegen den Hexenglauben diesen Wahn bei allen Denkenden vollends zerstörten.

So empfanden auch die Genossen dieses Jahrhunderts, daß eine bessere, vollkommnere Zukunft herannahe, und als die Wunden des großen Krieges geheilt waren, machte sich die neue Zeit nach den verschiedensten Seiten bemerkbar. Nach Gustav Freytag und Johann Georg Kohl.

66. Friedrich der Große und sein Volk.

Als der siebenjährige Krieg ausbrach, hatte König Friedrich bereits sechzehn Jahre sein Preußenland regiert und die Blicke seines Volkes in hohem Grade auf sich gelenkt. Die wechselvollen Ereignisse seiner Jugend waren noch in aller Munde, als er den Thron bestieg. Dann gewann er durch zwei glückliche Kriege seinem Staate das schöne Schlesien und waltete hernach in elf Jahren des Friedens segensvoll für die Wohlfahrt seines Volkes. Nun wurde er plötzlich zu dem Kriege gezwungen, der sich sieben Jahre lang hinziehen sollte. Diese sieben Jahre waren es, die den Ruhm seines Namens durch die Welt verbreiteten und den Geringsten im Lande mit dem freudigen Stolze erfüllten, ein Preuße zu sein.

Mit wenigen Bundesgenossen, die ihm nur eine geringe Unterstützung zu bieten vermochten, kämpfte Friedrich Jahr auf Jahr gegen den Bund der größten und mächtigsten Staaten Europas, deren Bevölkerung fast zwanzigmal größer war als diejenige Preußens. Mit lebhafter Spannung sahen die Zeitgenossen diesem Kriege zu. Alles lauschte den Berichten vom Kriegsschauplatz, alles erlebte die wechselvollen Geschicke der Schlachten mit. Bald hatte Friedrich glorreich gesiegt, dann wieder hatte er eine schwere Niederlage erlitten, so daß die Zeit gekommen schien, wo seine Feinde sich in sein Land teilten. Aber trotz aller Niederlagen erhob er sich stets wieder. Schien er eben bis an den Rand des Untergangs gedrängt, so war er im nächsten Augenblicke ihm wieder glücklich entronnen, ja, mächtiger als zuvor. Man bewunderte das tapfere preußische Heer und seine trefflichen Führer; besonders aber hingen die Augen an der sie alle überragenden Gestalt des großen Königs und obersten Feldherrn.

An jede der Schlachten Friedrichs knüpft sich etwas, was sich den Gemütern tief einprägte. Da war nicht lange nach dem Anfang des Krieges die Schlacht bei Prag. Als es nicht möglich schien, die Höhen des Feindes im Sturme zu nehmen, da das Geschütz ihrer Verteidiger die angreifenden Preußen niederschmetterte, ergriff der zweiundsiebzigjährige Graf Schwerin eine Fahne, ritt den Seinigen kühn zum Sturm voran und fiel, von einer Kugel niedergestreckt. Im Preußenlande aber konnte man singen:

„Viktoria! mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott,
Er liegt, Viktoria!

Zwar unser Vater ist nicht mehr,
Jedoch er starb ein Held
Und sieht nun unser Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt."

Und nun die Schlacht bei Roßbach! Was wußte man nicht davon zu erzählen! Ruhig hatten die auf den Höhen lagernden Preußen das dreifach stärkere Heer der Feinde heranrücken sehen und sich nicht einmal

in ihrem Mittagessen stören lassen. Und wie rasch und mutig hatten sie dann, einem Löwen gleich, der aus seinem Lager hervorbricht, den Kampf eröffnet, an ihrer Spitze der kühne Reitergeneral Seydlitz! Die stolzen Franzosen, die dem deutschen Lande so viel schwere Unbill, so viel Jammer und Elend zugefügt hatten, waren gedemütigt, ihr Heer war völlig zersprengt und aufgelöst worden; in wilder Flucht war alles auseinandergelaufen. Ein herrlicherer Sieg war in Deutschland seit langen Zeiten nicht erfochten worden; im gesamten deutschen Reiche war Freude und Bewunderung des großen Preußenkönigs, das Volk feierte den Tag von Roßbach in lustigen Liedern, und der Dichter Gleim sang:

„Erschalle, hohes Siegeslied,
Erschalle weit umher,
Daß dich der Feind, wohin er flieht,
Vernehme hinterher!"

Nun konnte der Deutsche wieder sein Haupt erheben.

In Siegen und Niederlagen — stets gab es Szenen, die mächtig zu dem Herzen redeten und ihren verklärenden Schimmer auf den König und sein Heer warfen. Wie war es noch gewesen nach der blutigen Schlacht bei Leuthen, wo die Preußen gegen mehr als die doppelte Zahl auch tapferer Feinde kämpften? Das ganze Heer Friedrichs hatte die Bedeutung dieses Sieges gefühlt. Als in der kalten Winternacht die Krieger still und ernst über das Schlachtfeld schritten, und als nun ein alter Grenadier aus tiefster Brust das schöne Lied: „Nun danket alle Gott!" anstimmte und dann unter Begleitung der Feldmusik die 25000 Männer wie aus einem Munde den Lobgesang mitsangen, da empfand jeder von ihnen, und alle, die davon hörten, empfanden es mit, daß unter Friedrichs Fahnen wahrlich mehr sich sammelte, als eine bloße Soldatenschar. König, Führer und Mannschaften waren ein Ganzes, im gleichen Geiste vereinigt. Wie nahe ging es den Soldaten, wenn der oft so strenge König, der keinen Einspruch duldete und Entschuldigungsgründe nur selten gelten ließ, ob eines Fehlers oder einer Unterlassung zürnte! Da waren einst einem Regimente, das sich nach Friedrichs Meinung nicht brav genug vor dem Feinde gezeigt hatte, zur Strafe die Fahnen und andere auszeichnende Abzeichen entzogen worden. Nicht lange darauf kam es bei Liegnitz zur Schlacht. Alle Genossen des Regiments, vom höchsten Offizier an bis zu dem jüngsten Gemeinen herab, brannten vor Verlangen, dem König zu beweisen, daß sie seiner noch wert seien; selbstbewußt und bescheiden zugleich standen sie, nachdem sie sich löwenmutig unter seinen Augen geschlagen hatten, erwartungsvoll vor ihm. Sie kannten seine Strenge, aber auch seine Gerechtigkeit. Des Königs Wort: „Ihr habt euch heute brav geschlagen!" löste ihre Zungen. „Majestät, nun kriegen wir doch unsere Fahnen wieder?" Und bei Friedrichs Antwort: „Kinder, ihr sollt sie wiederhaben, ihr habt sie euch wieder verdient!" bricht ein Jubel los, dem man es anhört, daß er aus dem innersten Herzen kommt. — Jeder Soldat wußte mit Stolz etwas

Besonderes von seinem König und Feldherrn zu erzählen. Der eine hatte ihn vor der Schlacht gedankenvoll sitzen sehen, so wie Gleims Lied ihn zeichnet:

„Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt
Und um sich her die Nacht" —

der andere war Zeuge der Szene gewesen, wo der König nach der unglückseligen Schlacht sorgenvoll und umdüstert auf der Brunnenröhre saß und doch sich zu heiterem Ausdruck seines Gesichts zwang, als er seine braven Kanoniere daherkommen sah, freilich ohne ihre Geschütze, deren Verlust sie mit aller Tapferkeit nicht hatten abwenden können. Und der König hatte in aller seiner Bekümmernis und den schweren Sorgen, die in seinem gedankenvollen Haupte sich drängten, doch noch, sich selbst beherrschend, seinen Kriegern ein: „Jungens, wo habt ihr eure Kanonen?" zurufen können, aber auch die zuversichtliche Antwort bekommen: „Die hat der Teufel geholt, aber er soll sie uns mit Zins wieder herausgeben!" Jeder einzelne wußte sich beachtet, wenn Friedrich mit seinem alles durchdringenden Adlerblick die Reihen überflog, und jeder war seiner Anerkennung gewiß, wenn er die ernste Pflicht mit ganzer Hingabe erfüllte. Höher konnte ein Regiment, das sich in der Schlacht in ganz besonderer Weise ausgezeichnet hatte, sich nicht geachtet fühlen, und jeder einzelne Mann in seiner Mitte, als wenn der König selbst als Zeichen seiner höchsten Anerkennung vor der Front den Hut abnahm. Zu anderer Zeit lief von Zelt zu Zelt die Kunde, daß der König zu den Offizieren die Worte gesprochen: „Ich bin stolz auf die Ehre, solche Truppen zu kommandieren." Da fühlte man sich für alle Mühen und Anstrengungen belohnt und zu neuen Kämpfen gestärkt. Friedrichs Unerschrockenheit und Ruhe, sein Scharfblick, seine frohe Laune, seine Freundlichkeit gegen einzelne Soldaten und seine Gewohnheiten im Lagerleben, wo er selbst in der gefährlichsten Lage noch die geliebte Flöte blies, wurden in unzähligen kleinen Erzählungen und Anekdoten im ganzen Lande bekannt. Aus den letzten Jahren des Krieges war es vor allem die Schlacht bei Torgau, welche Friedrichs Persönlichkeit abermals unauslöschlich den Herzen einprägte. Mit Inbrunst hörte man, wie der König nach der so blutigen Schlacht, welche er, als die Dunkelheit hereinbrach, noch nicht glücklich entschieden wußte, in der kleinen Dorfkirche die Nacht wachend zubrachte; wie er hier in qualvoller Ungewißheit auf Berichte über den Ausgang der Schlacht harrte und beim schwachen Schimmer des Lichtes am Fuße des Altars etwa noch nötig werdende Befehle schrieb; wie dann endlich in früher Morgendämmerung Zieten mit seinen Husaren in das Dorf sprengte, vom Pferde sprang und dem Könige sein freudenvolles: „Majestät, wir haben gesiegt, der alte Gott lebt noch!" entgegenrief. Das alles erlebte man mit und war im Geiste dabei, als nun der von Freude und Dankbarkeit überwältigte König den Feldherrn in seine Arme schloß. — Und der leuchtende Abglanz des Ruhmes, der

den Heldenkönig verklärte, wob sich auch um die Häupter seiner großen Feldherren. Was für kecke Reiterstücklein wußte man nicht auch von Seydlitz und Zieten zu erzählen! Einst, als es unmöglich erschien, vom Hauptquartier des Königs aus einen notwendigen Befehl an weit entfernt stehende preußische Truppen gelangen zu lassen, da die Österreicher dazwischen lagerten, hatte Zieten die Feinde so schlau überlistet, daß sie seine Husaren für Bundesgenossen ansahen und ruhig durch ihr Lager reiten ließen. Und als sie schließlich ihren Irrtum einsahen, da hatte er sich ebenso kühn durchzuschlagen, als vorhin schlau durchzustehlen gewußt. Dem Seydlitz aber blieb für alle Zeit unvergessen, wie er mit ein paar Schwadronen die französischen Generale zur schleunigen Flucht getrieben und sich in Gotha mit seinen Offizieren an das Mahl gesetzt hatte, das diese sich hatten zubereiten lassen. — Ja, die Ereignisse und die Persönlichkeiten dieses Krieges lebten im Andenken aller, und so war es kein Wunder, daß das Lustspiel, welches der Dichter Gotthold Ephraim Lessing in Breslau im Schlußjahre des Krieges schrieb, und in welchem er das bewegte Soldatenleben, das ihn umgab, in charaktervollen Gestalten vor Augen führte, überall mit herzlichster Teilnahme aufgenommen wurde und man namentlich in Berlin sich nicht satt daran sehen konnte.

Nach langem Ringen war der Krieg ruhmvoll zu Ende geführt, und es folgten wieder ruhige Friedensjahre. Der König sorgte väterlich für sein erschöpftes, in manchen Gegenden ganz verwüstetes und verarmtes Land. Er ließ Kanäle anlegen, Sümpfe austrocknen, wüstes Land urbar machen und mit Ansiedlern besetzen; er förderte Landwirtschaft und Gartenbau und wandte dem Gewerbfleiße die größte Fürsorge zu; selbst Glas- und Porzellan-, ja, Zucker- und Seidenfabriken rief er ins Leben. Nicht alles, was der alternde König anordnete, fand den Beifall des Volkes; von ihm aber nahm man es hin, ohne ihm darob zu grollen. Man wußte, er meinte es gut, auch wenn er irrte. Der siebenjährige Krieg hatte ihn zum Liebling des ganzen preußischen und deutschen Volkes gemacht, das seinen „alten Fritz" auf Schritt und Tritt begleitete und mit Bewunderung und Ehrfurcht zu ihm emporsah. Wie rastlos tätig war der König für sein Land bis in die letzten Tage seines hohen Alters! Er suchte nicht das Seine; man hörte ihn nicht bloß sagen, daß er sich als den ersten Diener seines Staates betrachte, sondern man sah auch, daß dieser Spruch bei ihm die volle Wahrheit war. Der frühe Morgen fand ihn bereits in seinem Kabinette bei seiner landesväterlichen Arbeit. Seine strenge Gerechtigkeit waltete über allen, vornehm und gering. Fand die Klage unterdrückter armer Leute den Weg zu seinem Throne, so konnten sie einer genauen Untersuchung ihrer Beschwerden sicher sein. Friedrich bekümmerte sich um alles, erforschte daheim wie auf seinen Reisen alles und erkannte jeden wieder, der sich ihm in Diensten des Staates einmal bemerkbar gemacht hatte. Und in dem gleichen Grade bekümmerte sich sein Volk um ihn und sammelte auch die kleinsten Lebensäußerungen des Königs, die sein Bild ihm vertraut machten. Die Bürger erzählten jedem, der es noch nicht wußte, oder der es noch hören wollte, die Geschichte von Friedrich und der Mühle

zu Sanssouci, und von dem Auftritt, wo der über den Markt reitende König auf ein Bild traf, das eine unliebsame Maßregel seiner Regierung bespötteln sollte, und es weiter nach unten hängen ließ, damit die Leute es sich bequem betrachten könnten. Die Knabenschar in Potsdam, welcher der König am Mittwoch nachmittag ein: „Jungens, was tut ihr hier? Schert euch nach der Schule!“ zugerufen hatte, triumphierte gegen andere, der alte Fritz wisse noch nicht einmal, daß Mittwoch nachmittag keine Schule sei! Viel wußte man zu berichten von des Königs einsamem, stillem Leben in Sanssouci, das nur wenige vertraute Freunde und alte, erprobte Diener mit ihm teilten, — neben den Menschen aber auch die Schar seiner Windhunde, die ruhig auf seinen Sofas spazieren durften, und denen er nach ihrem Tode Gedenksteine in dem Garten setzte, unter dessen Bäumen er so oft allein wandelte. — Und zeigte er sich auf der Straße in seiner von Alter gebeugten Gestalt, die Augen so fest und starr auf die Menschen gerichtet, so ging ein Schauer der Ehrfurcht durch alle Herzen. Wie fest er gegen den Feind gestanden, so zäh schien er auch dem letzten Feinde, dem Tode standzuhalten. Als aber endlich das Unabwendbare eingetreten und König Friedrich in seinem Lehnstuhle entschlummert war, da fühlte jeder seines Volkes und jeder wahrhaft deutsche Mann eine Lücke in seinem Leben, und nur das lebendige Andenken, das man dem großen Fürsten bewahrte, vermochte die Gemüter über den Verlust allmählich hinwegzuheben. Die dankbare Verehrung des deutschen Volkes bleibt ihm für alle Zeiten. Er war es, der das Wort: „Preußen ist Deutschlands Zukunft!“ zuerst seiner Erfüllung nähergeführt hat.

August Kippenberg.

---

67. Der Choral von Leuthen.

1. Gesiegt hat Friedrichs kleine Schar. Rasch über Berg und Tal
Von dannen zog das Kaiserheer im Abendsonnenstrahl;
Die Preußen stehn auf Leuthens Feld, das heiß noch von der Schlacht;
Des Tages Schreckenswerke rings umschleiert mild die Nacht.

2. Doch dunkel ist's hier unten nur, am Himmel Licht an Licht,
Die goldnen Sterne ziehn herauf wie Sand am Meer so dicht;
Sie strahlen so besonders heut, so festlich hehr ihr Lauf,
Es ist, als wollten sagen sie: ihr Sieger, blicket auf!

3. Und nicht umsonst. Der Preuße fühlt's: es war ein großer Tag.
Drum still im ganzen Lager ist's, nicht Jubel noch Gelag;
So still, so ernst die Krieger all, kein Lachen und kein Spott. —
Auf einmal tönt es durch die Nacht: „Nun danket alle Gott!“

4. Der Alte, dem's mit Macht entquoll, singt's fort, doch nicht allein,
Kam'raden um ihn her im Kreis, gleich stimmen sie mit ein;
Die Nachbarn treten zu, es wächst lawinengleich der Chor,
Und voller, immer voller steigt der Lobgesang empor.

5. Aus allen Zelten ſtrömt's, es reiht ſich ſingend Schar an Schar,
Einfallen jetzt die Jäger, jetzt fällt ein auch der Huſar.
Auch Muſika will feiern nicht; zu reiner Harmonie
Lenkt Horn, Obo' und Klarinett' die heil'ge Melodie.

6. Und ſtärker noch und lauter noch, es ſchwillt der Strom zum Meer,
Am Ende wie aus einem Mund ſingt rings das ganze Heer.
Im Echo, donnernd, widerhallt's das aufgeweckte Tal,
Wie hundert Orgeln brauſt hinan zum Himmel der Choral.

Hermann Beſſer.

---

68. Der alte Zieten.

1. Joachim Hans von Zieten,
Huſaren-General,
Dem Feind die Stirne bieten
Tät er die hundertmal;
Sie haben's all erfahren,
Wie er die Pelze wuſch
Mit ſeinen Leibhuſaren,
Der Zieten aus dem Buſch.

2. Hei, wie den Feind ſie bläuten
Bei Hennersdorf und Prag,
Bei Liegnitz und bei Leuthen
Und weiter Schlag auf Schlag!
Bei Torgau, Tag der Ehre,
Ritt ſelbſt der Fritz nach Haus,
Doch Zieten ſprach: „Ich kehre
Erſt noch mein Schlachtfeld aus."

3. Sie kamen nie alleine,
Der Zieten und der Fritz,
Der Donner war der eine,
Der andre war der Blitz;
Es wies ſich keiner träge,
Drum ſchlug's auch immer ein,
Ob warm', ob kalte Schläge,
Sie pflegten gut zu ſein. —

4. Der Friede war geſchloſſen.
Doch Krieges Luſt und Qual,
Die alten Schlachtgenoſſen
Durchlebten's noch einmal;
Wie Marſchall Daun gezaudert
Und Fritz und Zieten nie,
Es ward jetzt durchgeplaudert
Bei Tiſch in Sansſouci.

5. Einſt mocht' es ihm nicht ſchmecken,
Und ſieh, der Zieten ſchlief;
Ein Höfling will ihn wecken, —
Der König aber rief:
„Laßt ſchlafen mir den Alten;
Er hat in mancher Nacht
Für uns ſich wach gehalten, —
Der hat genug gewacht!"

6. Und als die Zeit erfüllet
Des alten Helden war,
Lag einſt, ſchlicht eingehüllet,
Hans Zieten, der Huſar;
Wie ſelber er genommen
Die Feinde ſtets im Huſch,
So war der Tod gekommen
Wie Zieten aus dem Buſch.

Theodor Fontane.

---

69. Brief der Königin Luise an ihren Vater.

Memel, den 17. Juni 1807.

Mit der innigsten Rührung und unter Tränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monat April gelesen. Wie soll ich Ihnen danken, bester, zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieses nicht für mich in meinen Leiden und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein.

Es ist wieder aufs neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist! Doch, bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmut mein Herz beugt! Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über alles erheben. Der erste ist der Gedanke: Wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns. Der zweite: Wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, — der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter untreu und an seinem Volke Verräter zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. Doch zur Sache! Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Notwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga. Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenzen des Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern, aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist: Er schickt nicht mehr, als wir tragen können. Noch einmal, bester Vater: Wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und wir werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß mancher, mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursache zur Freude haben. Noch eins zu Ihrem Troste, — daß nie etwas von unserer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist und was mit dem Ganzen gehet. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeiten. Auch Sie wird das trösten, das weiß ich, sowie alle, die mir angehören.

Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innig liebende Tochter und — gottlob, daß ich es sagen kann, da Ihre Gnade mich dazu berechtigt — Ihre Freundin

Luise.

70. Königin Luise in Tilsit.

Der Kaiser Napoleon Bonaparte hatte gewünscht, daß die Königin Luise in Tilsit erschiene, teils um seinen Stolz zu befriedigen, dann aber auch aus Neugierde, um die schöne Frau, die gedemütigte Königin, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Seine nächste Umgebung hatte seine Zusammenkunft mit der Königin zu verhindern gesucht und legte allerlei Schwierigkeiten, um sie zu verhüten, in den Weg. Sie kam aber doch zustande, weil der Kaiser sie wollte, und die Königin war willig, sich diese Demütigung und Selbstverleugnung gefallen zu lassen. „Was mich das kostet," schrieb die Königin auf dem verhängnisvollen Wege nach Tilsit in ihr Tagebuch, „weiß mein Gott; denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht hat. Seine Talente bewundere ich; aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich und artig gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden; doch das Schwere wird einmal von mir gefordert; Opfer zu bringen bin ich gewohnt." Vollkommen mit sich einig, voll von der Würde, welche ein ruhiges Selbstbewußtsein gibt, ging sie mit der Unbefangenheit, die ihr unter allen, auch den traurigsten Verhältnissen eigentümlich blieb, nach Tilsit, um den Kaiser Napoleon zu sehen und zu sprechen.

Um das Zwingende, den inneren Zwiespalt dieser unnatürlichen Zusammenkunft zu verstecken, ließ der reiche Kaiser die Königin, sie äußerlich zu ehren, in einem prachtvollen achtspännigen Staatswagen unter einer zahlreichen und glänzenden Bedeckung von den Dragonern der Garde abholen. Der König, der die äußerliche Herrlichkeit nicht wollte, weil er ihrer nicht bedurfte, fuhr in einem einfachen Wagen. Auch nachher, als er wieder groß und reich war, fuhr er, wenn er nicht auf Reisen war, immer nur mit zwei Pferden, ohne Bedeckung und mit einfach gekleideter, nur nötiger Bedienung. Es lag in seiner Natur, einfach zu sein und alles Unnötige von sich zu tun. Wo zwei Pferde hinreichten, um schnell und sicher von einem Orte zum andern zu kommen, brauchte er nie vier. Aufsehen zu machen und die Augen der Menge auf sich zu ziehen, liebte er nicht, und sein Inneres gab sich kund und trat hervor in allem, was ihn umgab. Er war wahr in allen Stücken; nie konnte er etwas scheinen, was er nicht war. Ein wahrer deutscher Charakter!

Der König war, wie wir wissen, in der Regel ernst, voll innerer und äußerer Haltung, die Königin voll herzgewinnender Anmut und Unbefangenheit. Diese verließ sie auch in dem Augenblicke nicht, der alles in sich vereinigte, was befangen und verlegen machen konnte. Befangen und verlegen war aber der mächtige Kaiser, und überrascht von der Würde des Königs und der Schönheit der Königin, sagte er viel Verbindliches und Schmeichelhaftes, wobei er vorzüglich die Rede an sie richtete. Sie, ohne darauf zu achten, nahm das Wort, — bedauerte, daß die Treppe des Hauses, welches zu der Zusammenkunft gewählt war, für ihn unbequem sei, und erkundigte sich nach seinem Befinden in dem schon nördlichen und unfreundlichen Klima. Nachdem er, die Gerte in der Hand hin

und her bewegend, hierauf geantwortet, wandte er sich zum Könige und sagte: „Sire, ich bewundere die Größe und Stärke Ihrer Seele bei so vielem und großen Unglück.“ Und der König antwortete wahr, ruhig und fest: „Die Stärke und Ruhe der Seele gibt nur die Kraft eines guten Gewissens.“ Sei es nun, daß Napoleon durch diese treffende Antwort gereizt wurde, oder daß er seiner stolzen Natur übermütig folgte, genug, er sagte, was in Gegenwart der Königin unzart war: „Aber wie konnten Sie es wagen, mit mir, der ich schon mächtigere Nationen besiegt, Krieg anzufangen?“. Der König, wohl fühlend, daß in dieser Frage viele andere lagen, und daß jede Antwort weitläufige Debatten mit sich führen würde, sah ihn fest und scharf an; die gewandte Königin antwortete dagegen mit Würde: „Sire, dem Ruhm Friedrichs des Großen war es wohl erlaubt, über unsere Kräfte uns zu täuschen. Wir haben uns getäuscht, so war es beschlossen.“ Die Königin brach dieses dornige Gespräch ab und gab ihm eine leichtere Wendung. Man ging darauf zu Tische. Bei dem prächtigen Mahle machte Napoleon den Wirt. Die Königin saß zu rechten, der König zur linken Seite des Siegers. Der König, ernst und in sich gekehrt, sprach wenig, aber treffend und gut. Er blieb bei seiner Wahrhaftigkeit in jedem Augenblicke, auch dem verhängnisvollen, sich selbst treu. Er überließ lieber die Unterhaltung seiner gewandten Gemahlin, die bei aller Treue und Unschuld des Charakters mehr die Sprache in ihrer Gewalt hatte und sich leichter und gewandter in beliebte Formen schmiegen konnte. Mit vieler Klugheit vermied sie politische Seiten, und ohne dem mächtigen französischen Kaiser zu schmeicheln, was sie nicht konnte und wollte, sprach sie viel und ihrer Überzeugung gemäß mit Achtung und Wohlwollen von der damaligen Kaiserin Josephine. Der Kaiser war von der Königin ganz eingenommen. Eine solche weibliche Anmut und Würde war ihm noch nicht vorgekommen. Seine Bewunderung wuchs mit jedem Augenblicke, und er sagte nachher zu Talleyrand: „Ich wußte, daß ich eine schöne Königin sehen würde, und ich habe die schönste Königin und zugleich die interessanteste Frau gefunden.“ Dieses Urteil des Mannes, der zuvor die Königin bei jeder Gelegenheit verhöhnte, sie als ränkevoll schilderte und lächerlich machte, ist ein Beweis, daß sie etwas besaß und daß etwas in ihr lag, was auch Feinde versöhnen und gewinnen konnte.

Alle, die den König in diesen verhängnisvollen Tagen beobachteten, stimmen darin überein, daß er nicht aus seiner Fassung gekommen sei. Der nächsten Umgebung des französischen Kaisers war dieses Verhalten des Königs von Preußen so befremdend und auffallend, daß sie äußerten: „Er benimmt sich, als wenn er Sieger und wir die Besiegten wären.“ Die so urteilten, wußten freilich nicht, daß es eine stille Größe der Seele gibt, die mächtiger ist als das Glück, wenn es erhebt, und das Unglück, wenn es stürzt. In beiden, da wo der König besiegt in Tilsit, und wo er siegreich in Paris weilte, war und blieb er derselbe; seine Grundsätze waren stärker und fester als die Erscheinungen der Zeit.

Rulemann Friedrich Eylert.

71. Vor Rauchs Büste der Königin Luise.

Du schläfst so sanft! — Die stillen Züge hauchen
Noch deines Lebens schöne Träume wieder;
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,
Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen.

So schlummre fort, bis deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter.

Tief führt der Herr durch Nacht und durch Verderben;
So wollen wir im Kampf das Heil erwerben,
Daß unsre Enkel freie Männer sterben.

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache:
Dann ruft dein Volk; dann, Deutsche Frau! erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache! Theodor Körner.

---

72. Andreas Hofer.

1. Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt' ihn der Feinde Schar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tirol.

2. Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering,
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt ins Tal
Im heil'gen Land Tirol.

3. Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit euch,
Mit dem verratnen Deutschen Reich
Und mit dem Land Tirol!"

4. Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Tor; —
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tirol.

5. Dort soll er niederknien;
Er sprach: „Das tu ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz';
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tirol!"

6. Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal;
Andreas Hofer betet
Allhier zum letztenmal;
Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!"

Julius Mosen.

---

73. Der Soldat.

1. Es geht bei gedämpfter Trommel Klang;
Wie weit noch die Stätte! der Weg wie lang!
O, wär' er zur Ruh und alles vorbei!
Ich glaub', es bricht mir das Herz entzwei!

2. Ich hab' in der Welt nur ihn geliebt,
Nur ihn, dem jetzt man den Tod doch gibt.
Bei klingendem Spiele wird paradiert,
Dazu bin auch ich kommandiert.

3. Nun schaut er auf zum letztenmal
In Gottes Sonne freudigen Strahl, —
Nun binden sie ihm die Augen zu —
Dir schenke Gott die ewige Ruh!

4. Es haben die neun wohl angelegt,
Acht Kugeln haben vorbeigefegt;
Sie zitterten alle vor Jammer und Schmerz —
Ich aber, ich traf ihn mitten ins Herz.

Adalbert von Chamisso.

---

74. Ein Brief Körners.

Jauer, den 30. März 1813.

Eben erhalten wir die Nachricht, daß wir binnen acht Tagen vor dem Feinde stehen. Die Franzosen haben Dresden stark besetzt, machen Miene, es zu halten, und sollen ihre Vorposten bis Bautzen vorgerückt haben. Wir werden mit aller Eile vorgeworfen, und ich halte es für eine kleine Gunst des Schicksals, daß ich entweder die heilige Erde meiner Heimat befreien helfen darf oder doch vor den Mauern meiner väterlichen Stadt wie ein ehrliches deutsches Herz verbluten kann. Das walte Gott, ich bin bereit!

Eine große, herrliche Stunde habe ich am Sonnabend verlebt. Wir zogen in Parade aus Zobten nach Rogau, einem lutherischen Dorfe, wo die Kirche zur feierlichen Einsegnung der Freischar einfach, aber geziemend ausgeschmückt war. Nach Absingung eines Liedes, das Ihr Freund zu der Gelegenheit verfertigt hatte, hielt der Prediger des Orts, Peters mit Namen, eine kräftige, allgemein ergreifende Rede. Kein Auge blieb trocken. Zuletzt ließ er uns den Eid schwören, für die Sache der Menschheit, des Vaterlandes und der Religion weder Gut noch Blut zu schonen und zu siegen oder zu sterben für die gerechte Sache. Wir schworen! — Darauf warf er sich auf die Knie und flehte

Gott um Segen für seine Kämpfer an. Bei dem Allmächtigen! es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihe flammend zuckte, wo alle Herzen heldenmütig schlugen. Der feierlich vorgesagte und von allen nachgesprochene Kriegseid, auf die Schwerter der Offiziere geschworen, und „Eine feste Burg ist unser Gott" machten das Ende der herrlichen Feierlichkeit, die zuletzt noch mit einem donnernden Vivat, das die Krieger der deutschen Freiheit ausbrachten, gekrönt wurde, wobei alle Klingen aus der Scheide flogen und helle Funken das Gotteshaus durchsprühten. Diese Stunde hatte um so mehr Ergreifendes für uns, da die meisten mit dem Gefühl hinausgehen, es sei ihr letzter Gang. Ich weiß auch einige Gesichter in meinem Zuge, von denen ich's ganz deutlich voraus weiß, sie sind unter den ersten, die der Würgengel fordert. Es gleicht wohl nichts dem klaren, bestimmten Gefühle der Freiheit, das dem Besonnenen im Augenblicke der Gefahr lächelnd entgegentritt. Kein Tod ist so mild wie der unter den Kugeln der Feinde; denn was den Tod sonst verbittern mag, der Gedanke des Abschieds von dem, was einem das Liebste, das Teuerste dieser Erde war, das verliert seinen Wermut in der schönen Überzeugung, daß die Heiligkeit des Untergangs jedes verwundete, befreundete Herz bald heilen werde.

---

75. Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Freikorps

in der Kirche zu Rogau in Schlesien am 27. März 1813.

1. Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn, was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

2. Der Herr ist unsre Zuversicht,
Wie schwer der Kampf auch werde;
Wir streiten ja für Recht und Pflicht
Und für die heil'ge Erde.
Drum, retten wir das Vaterland,
So tat's der Herr durch unsre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre!

3. Es bricht der freche Übermut
Der Tyrannei zusammen;
Es soll der Freiheit heil'ge Glut
In allen Herzen flammen.
Drum frisch in Kampfes Ungestüm!
Gott ist mit uns und wir mit ihm!
Dem Herrn allein die Ehre!

4. Er weckt uns jetzt mit Siegerlust
Für die gerechte Sache;
Er rief es selbst in unsre Brust:
„Auf, deutsches Volk, erwache!"
Und führt uns, wär's auch durch den Tod,
Zu seiner Freiheit Morgenrot.
Dem Herrn allein die Ehre!

Theodor Körner.

---

76. Lützows wilde Jagd.

1. Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reihn,
Und gellende Hörner schallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

2. Was zieht sich dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurra jauchzt, und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

3. Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wütrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein
Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

4. Was braust dort im Tale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

5. Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht;
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefall'nen fragt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

6. Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt!
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Theodor Körner.

77. Abschied vom Leben.

(Als ich schwer verwundet und hilflos in einem Gehölze lag und zu sterben meinte.)

Die Wunde brennt; — die bleichen Lippen beben. —
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage:
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage. —
Gott, wie du willst! Dir hab' ich mich ergeben. —

Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben;
Das schöne Traumbild wird zur Totenklage. —
Mut! Mut! — was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben! —

Und was ich hier als Heiligtum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:

Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen; —
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenroten Höhen.

Theodor Körner.

---

78. Freiheit.

1. Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelbild.

2. Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?

3. Auch bei grünen Bäumen
In dem luft'gen Wald,
Unter Blütenträumen
Ist dein Aufenthalt.

4. Ach! das ist ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn dein stilles Weben
Wonnig uns durchdringt!

5. Wo sich Gottes Flamme
In ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;

6. Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Mutig sich verbinden,
Weilt ein frei Geschlecht.

7. Wolltest auf uns lenken
Gottes Lieb und Lust,
Wolltest gern dich senken
In die deutsche Brust!

8. Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart,
Hast ja lang erlesen
Dir die deutsche Art.

Max von Schenkendorf. (Gekürzt.)

---

79. Aus der Kriegszeit.

Ich soll euch erzählen, ihr Kinder, was ich noch von dem großen Kriege weiß, der zu meiner Jünglingszeit hereinbrach und unser liebes deutsches Vaterland von den Franzosen befreite? So hört denn eurem Großvater zu. Heute sollt ihr wissen, was mir begegnete, bevor ich selbst in den Kampf zog.

Der Herbst des Jahres 1813 war gekommen, und jedermann wußte, daß mit ihm auch der Tag der Entscheidung kommen mußte. Es war eine Zeit der höchsten Spannung und banger Erwartung. Ein Gerücht drängte das andere, und eins widersprach dem andern. Blücher hat die Franzosen geschlagen; Ney ist in Berlin eingerückt; Vandamme hat bereits Prag erreicht; Napoleon ist geschlagen, bei Erfurt hat er sein Heer wieder gesammelt und die Verbündeten zurückgeschlagen; — solche Nachrichten folgten, drängten und verdrängten einander. Das gewöhnliche Leben war fast zum Stillstand gekommen. Die Leute standen auf den Straßen. Spät abends ging man zur Ruhe, früh stand man wieder auf. Wenn der Postwagen durchkam, oder wenn ein Postillon mit dem Brieffelleisen durchritt, wurde er angehalten und gefragt, ob er nichts Neues wisse. Dem Boten, der die Zeitungen brachte, ging man entgegen, und die widersprechenden Nachrichten, die sie brachten, vermehrten nur die Aufregung und Verwirrung. Es war etwas in der Luft wie ein Gewitter. Man sah die schwarze Wolke noch nicht, aber man wußte gewiß, daß sie heranzog, und daß sie in der Nähe sei.

Eines Tages kommt die Nachricht, auf einem benachbarten Berge höre man aus weiter Ferne Kanonendonner. Viele gingen hin, ich mit ihnen. Man legte sich auf die Erde und lauschte auf den Schall. Die Herzen erbebten, als man wirklich den entfernten Donner des herannahenden Kriegsungewitters vernahm. Man mochte sich den Abend kaum niederlegen. Am frühen Morgen war alles schon lebendig. Im Hause hatte man keine Ruhe. Man ging zueinander, man lief auf die Straße und auf den Markt, wo immer Menschen in Gruppen beieinander standen und sich ihre Vermutungen mitteilten. So stand ich auch eines Nachmittags mit einigen Freunden auf dem Markte. Da hieß es plötzlich: „Franzosen kommen!“ Und sie kamen wirklich. Aber es waren nur drei, und bald standen sie in unserer Mitte, aber nicht als die stolzen Weltüberwinder. Sie hatten die Waffen weggeworfen, ihre Uniform war schmutzig und zerrissen; sie zitterten, als die Volksmenge sich um sie drängte und einige Worte laut wurden, die eben nicht freundlich waren. Aber es ging hier, wie gottlob überall in Deutschland. Man vergriff sich nicht an den Wehrlosen; man übte keine Rache an dem geschlagenen Feinde. Man wies den Armen den Weg, nach dem sie fragten, und wünschte ihnen glückliche Reise mit dem beigefügten Wunsch: Auf Nimmerwiedersehen! Ihnen folgte bald ein größerer Trupp, der ebenso aussah und sich ebenso schnell entfernte. Sie hatten große Eile. Man merkte, daß sie auf der Flucht und die verfolgenden Feinde nicht fern waren. Das tat denn bald der

folgende Tag kund. Von den Türmen und hochgelegenen Häusern der Stadt konnte man nach der einen Seite der Landstraße, die durch Tiefen und Höhen sich hinzog, mit den Blicken weithin folgen. Da hatte man denn in der Ferne etwas gesehen, das wie eine blitzende Wolke heranzog. „Die Russen kommen!" der Ruf ertönte laut auf den Straßen, und alles eilte jubelnd ihnen entgegen. Der ganze Marktplatz war bald voll Menschen, und die ersten Kosaken wurden mit Hurra empfangen. Man gab ihnen die Hände wie lang erwarteten Freunden, man reichte ihnen Erquickungen. Es herrschte ein unbeschreiblicher Jubel ringsherum. Keiner dachte daran, daß schwere Tage jetzt kommen mußten. Jeder freute sich nur, daß das Joch zerbrochen, daß das arme, zertretene Vaterland befreit war. Mitten in den Jubel hinein tönte plötzlich ein nie gehörter, ernster, melancholischer Gesang. Ein Regiment Kosaken zog mit einem Sängerchor an der Spitze daher und bezog vor der Stadt ein Lager. Bald nach ihnen hörte man Trommeln wirbeln, und ein Wald von Bajonetten zog heran, aber nicht vorüber. Nun füllten russische Soldaten, Glied an Glied gedrängt, den ganzen Platz. Die Bewohner mußten zurückweichen, und nun kam die Sorge nach der Freude. Alle, Arme und Reiche, mußten sich bereit machen, ungeladene Gäste zu empfangen, und ehe der Tag sich neigte, war Unruhe und Sorge in allen Häusern, und schmerzlich und mit Grauen erfuhr man, was es heißt, nicht mehr Herr in seinem Hause zu sein und Menschen verpflegen zu müssen, mit denen man nicht reden kann, deren Sitten uns fremd, und die in einem langen Kriegsleben verwildert sind.

Mir selbst erging es sonderbar an dem Abend dieses Tages. Wir hatten auch einen Russen im Quartier, nur einen Mann, aber der aß für zwei und trank für drei. Es mußte den Abend noch etwas geholt werden, aber niemand mochte sich auf die Straße wagen. Es war überall unheimlich und unruhig; es kamen fortwährend Truppen an, die in die benachbarten Dörfer verlegt wurden. Ich ging nun selber, das Nötige zu holen, aber ich hatte noch nicht das Haus des Krämers erreicht, da ward ich plötzlich von Soldaten umringt und ergriffen. Einer hielt mir einen Zettel vor, aber es war dunkle Nacht, ich konnte nicht lesen. Das bedeutete ich ihm, aber bald war eine Laterne herbeigeschafft; da las ich denn auf dem Zettel den Namen eines nahegelegenen Dorfes, und ich wußte nun ihr Begehren: ich sollte ihr Bote sein. Da half kein Sträuben. Einer ging voran mit der Laterne, zwei nahmen mich in den Arm. So fest und sicher bin ich nie geführt worden. Hinter uns stolperten in der dunklen Nacht etwa dreißig Soldaten, die alle sehr still waren, denn sie waren todmüde. Nur einer meiner Führer erzählte mir sehr beredt von der Leipziger Schlacht, und aus den drei Worten: Franzuski, Leipzig, kaputt — erriet ich den Inhalt seiner unverständlichen Rede, und als ich die drei Worte wiederholte und ein Hurra hinzufügte, da war ich plötzlich der gute Kamerad meiner ganzen Begleitung geworden.

Die Bewohner des armen Dörfchens hatten ihre Häuser verschlossen und ihre Läden vorgemacht. Man sah nirgends ein Licht. Wie leid tat es mir, in die friedlichen Wohnungen die ersten Schrecken des Krieges

bringen zu müssen! Ich klopfte an ein Haus und bat die Leute aufzumachen. Aber schwerlich würde jemand die Tür geöffnet haben, wenn die Russen nicht den schrecklichen Hausschlüssel mitgebracht hätten. Die Gewehrkolben donnerten an die Türen, und bald waren alle geöffnet. Ich tröstete die erschreckten Bewohner so gut ich konnte, und blieb, bis die Einquartierung vollzogen war. Meine guten Freunde ließen mich nicht eher fort, aber zuletzt erhielt ich einen kräftigen Händedruck und vielen Dank; die Laterne gaben sie mir auch wieder mit. So schied ich von ihnen in Frieden. Aber ich hatte keine Lust, zum zweiten Male in solche Hände zu fallen. Ich löschte daher gleich meine Laterne aus, und versteckt unter dem Dunkel der Nacht eilte ich nach Hause. Es war überall unsicher. Kosaken und einzelne Soldaten schwärmten umher. Einmal mußte ich mich hinter einer Hecke verstecken, aber endlich kam ich doch glücklich nach Hause, wo man eine große Angst um mich gehabt hatte.

Aber von nun an kamen schwere, schwere Tage. Niemand weiß, welch ein Glück es ist, Herr in seinem Hause zu sein, wenn das Haus auch nur eine kleine, arme Hütte ist. Keine andere Sorge zu haben als die süße Sorge für Frau und Kind, und nach der Tagesarbeit und ihren Mühen ausruhen und sich mit den Seinigen des Lebens und des Friedens freuen zu können — wer dieses Glück immer genossen hat, der weiß nicht, welch ein Gut das ist. Mit der russischen Einquartierung hatte sich auf einmal der ganze Zustand verändert. Man war plötzlich einer rohen, fremden Gewalt dienstbar geworden. Überall war das stille häusliche Leben getrübt, wenn nicht ganz gestört. Alle die täglichen süßen Liebessorgen für die eigenen Angehörigen, sogar die für die kleinen Kinder, mußten der Sorge für den Fremden weichen, mit dem man nicht sprechen konnte, und der in mannigfacher Weise ein Störenfried und eine schwere, schwere Last war. Diejenigen Familien, die nur ihr nötiges Auskommen hatten und dabei in ihrer Weise anständig leben konnten, mußten sich bald auf das Allernotwendigste und Unentbehrlichste beschränken, um nur die Bedürfnisse des fremden Gastes und seine nicht selten unverschämten Forderungen zu befriedigen. Viele Familien darbten, während der Fremde täglich verzehrte, was sie sonst nur an Sonn- und Festtagen auf ihrem Tische gesehen hatten, und man freute sich noch, wenn dadurch Ausschreitungen verhütet wurden, die nicht selten bei den betrunkenen Soldaten waren. In unserem Hause erlebte ich freilich nichts der Art, aber mehrmals wurde ich in Nachbarhäuser zu Hülfe gerufen, wobei ich denn auch einmal in der Verzweiflung tüchtig auf einen betrunkenen Unfugmacher losschlug und dadurch auch wirklich augenblicklich den Frieden herstellte.

Die Einquartierung wechselte oft. Infanterie, Artillerie und Dragoner zogen durch und hielten Rasttage. Wenn man einmal einen ganzen oder halben Tag frei war, dann fühlte man sich wie in eine andere Welt versetzt. Man kann es gar nicht beschreiben, wie wohl einem dann war in dem stillen Hause, in dem ungestörten Beisammensein, in der wenn auch nur kurzen Befreiung von täglichen, fast unerträglichen Sorgen und Ängsten. Es war, als sei man aus einem wilden Lager endlich wieder in der lieben, süßen Heimat angekommen. Wie oft sagte man da zu-

einander: „O, welch ein Glück ist die Ruhe und der Friede eines Hauses, auch wenn man nur Wasser und Brot hat!"

In vielen Häusern hatte man auch wirklich nicht viel mehr und freute sich, daß man es noch hatte. Ja, ein Wunder war's vor vieler Augen, daß die Armut nicht größer ward, daß sie nicht in eine wirkliche Hungersnot überging. Der barmherzige Gott hatte in diesem Jahre die Kartoffeln besonders gut geraten lassen. Sie waren die Helfer in dieser Not, und sie nahmen kein Ende. In vielen Häusern waren sie die tägliche und einzige Nahrung geworden. Aber man verlangte nach nichts anderem. Man verlangte nur nach Erlösung von dieser Knechtschaft, man sehnte sich nur danach, das Haus wieder sein eigen nennen zu können.

Auch in dem Hause meiner lieben Mutter war es so. Unsere tägliche Nahrung war Kartoffelsuppe. Einmal sagte meine Mutter zu uns Kindern: „Wie dauert's mich, daß ich euch immer dasselbe Gericht vorsetzen muß!" Ich antwortete: „O, darüber machen Sie sich keine Sorge! Es schmeckt täglich besser." Das sagte ich nicht nur so, es war wirklich so. Es war ein verborgener Segen dabei. Der durch viel und wenig helfen kann, der kann auch mit viel und wenig speisen. Der verheißen hat: „Ich will dich erhalten in der Teurung," der kann das Brot der Teurung in ein festliches Mahl verwandeln. Das habe ich mit vielen anderen in jenen Tagen erfahren.

Die Zeit der russischen Einquartierung wurde mir auch dadurch so schwer, daß sie mich ans Haus fesselte. Ich wollte fort. Tausende von jungen Leuten hatten sich dazu verbunden, dem Rufe des Vaterlandes zu folgen; aber solange die Russen bei uns hausten, mußte ich zum Schutze der Meinigen dableiben. Doch endlich hieß es: „Die Preußen kommen!" Das waren liebe, herrliche Leute. Wie Freunde wurden sie aufgenommen, und so erwiesen sie sich auch. Nun war meines Bleibens nicht länger: ich verließ mit einem schweren Abschied mein elterliches Haus an einem frühen, dunklen Morgen, und an demselben Abend konnte ich schon singen: „Du Schwert an meiner Linken, was soll dein heitres Blinken?"

Wenn ich jetzt daran gedenke, meine lieben Kinder, dann ist es mir, als hätte ich es geträumt. Und ihr selbst seht es eurem alten Großvater nicht an, daß er einst ein Soldat gewesen ist, freilich nicht aus Lust, sondern aus Not des Vaterlandes. Friedrich Mallet.

80. Wer ist ein Mann?

1. Wer ist ein Mann? Wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Wann alles bricht, er zaget nicht:
Dem Frommen nimmer graut.

2. Wer ist ein Mann? Wer glauben kann
Inbrünstig, wahr und frei;
Denn diese Wehr bricht nimmermehr,
Sie bricht kein Mensch entzwei.

3. Wer ist ein Mann? Wer lieben kann
Von Herzen fromm und warm:
Die heil'ge Glut gibt hohen Mut
Und stärkt mit Stahl den Arm.

4. Dies ist der Mann, der streiten kann
Für Weib und liebes Kind;
Der kalten Brust fehlt Kraft und Lust,
Und ihre Tat wird Wind.

5. Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Freiheit, Pflicht und Recht:
Dem frommen Mut deucht alles gut,
Es geht ihm nimmer schlecht.

6. Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Gott und Vaterland,
Er läßt nicht ab bis an das Grab
Mit Herz und Mund und Hand.

7. So, deutscher Mann, so, freier Mann,
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein kann Helfer sein,
Von Gott kommt Glück und Sieg.

Ernst Moritz Arndt.

---

81. Die Leipziger Schlacht.

1. Wo kommst du her in dem roten Kleid
Und färbst das Gras auf dem grünen Plan?
Ich komm' aus blutigem Männerstreit,
Ich komme rot von der Ehrenbahn.
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
Drob müssen die Mütter und Bräute klagen,
Da ward ich so rot.

2. Sag an, Gesell, und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo ihr schlugt die Schlacht?
Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
Das manches Auge voll Tränen macht,
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken,
Und Tausenden mußte der Atem stocken
Bei Leipzig, der Stadt.

3. Wie heißen, die zogen ins Todesfeld
Und ließen fliegende Banner aus?
Es kamen Völker aus aller Welt,
Die zogen gegen Franzoſen aus;
Die Ruſſen, die Schweden, die tapfern Preußen
Und die nach dem glorreichen Öſtreich heißen,
Die zogen all aus.

4. Wem ward der Sieg in dem harten Streit,
Wem ward der Preis mit der Eiſenhand?
Die Welſchen hat Gott wie die Spreu zerſtreut,
Die Welſchen hat Gott verweht wie den Sand;
Viel Tauſende decken den grünen Raſen,
Die Übriggebliebnen entflohen wie Haſen,
Napoleon mit.

5. Nimm Gottes Lohn! Habe Dank, Geſell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut;
Das klang wie himmliſche Zimbeln hell,
Habe Dank der Mär von dem blutigen Streit!
Laß Witwen und Bräute die Toten klagen;
Wir ſingen noch fröhlich in ſpäteſten Tagen
Die Leipziger Schlacht.

6. O Leipzig, freundliche Lindenſtadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal:
Solange rollet der Jahre Rad,
Solange ſcheinet der Sonnenſtrahl,
Solange die Ströme zum Meere reiſen,
Wird noch der ſpäteſte Enkel preiſen
Die Leipziger Schlacht.

Ernſt Moritz Arndt.

---

82. Deutſcher Troſt.

1. Deutſches Herz, verzage nicht,
Tu, was dein Gewiſſen ſpricht,
Dieſer Strahl des Himmelslichts,
Tue recht und fürchte nichts!

2. Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug iſt dir zu fein,
Schlecht gerät dir Liſt und Kunſt,
Feinheit wird dir eitel Dunſt.

3. Doch die Treue ehrenfeſt
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demut, Redlichkeit
Stehn dir wohl, o Sohn vom Teut.

4. Wohl ſteht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht
Und von vorn die Bruſt durchſticht.

5. Laß den Welschen Meuchelei,
Du sei redlich, fromm und frei;
Laß den Welschen Sklavenzier,
Schlichte Treue sei mit dir.

6. Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

7. Diese stehn wie Felsenburg,
Diese fechten alles durch,
Diese halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

8. Deutsches Herz, verzage nicht,
Tu, was dein Gewissen spricht;
Redlich folge seiner Spur,
Redlich hält es seinen Schwur.

Ernst Moritz Arndt.

---

83. Leben und Verkehr am Ausgang des 18. Jahrhunderts.

Wer in den Jahren am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts die Straßen einer mäßig großen Stadt durchwanderte, die er vor etwa dreißig Jahren gekannt hatte, der mochte wohl erstaunen über die große Veränderung, welche er überall wahrnahm. Noch stehen die alten Mauern und Tore, aber es wird darüber verhandelt, die Eingänge, welche für Menschen und Lastwagen zu enge sind, von dem alten Ziegeljoch zu befreien, mit leichtem Gitterwerk zu schließen, an anderen Stellen der Mauer neue Pforten zu öffnen. Der Wall um den Stadtgraben ist mit breitgegipfelten Bäumen bepflanzt, und in dem dichten Schatten der Linden und Kastanien halten jetzt die Städter ihren Spaziergang, atmet das Kindervolk frische Sommerluft. Auch die kleinen Gärten an der Stadtmauer sind verschönert; neue, fremde Blüten glänzen zwischen den alten und umgeben den künstlichen Stumpf einer Säule oder einen kleinen Genius von Holz, der mit weißer Ölfarbe überzogen ist; hier und da erhebt sich ein Sommerhaus, entweder als antiker Tempel oder auch als Hütte von bemooster Rinde, zur Erinnerung an die unschuldsvollen Urzustände des Menschengeschlechts.

Aber das Triebwerk der Stadt hat sich über die alten Mauern ausgedehnt; wo eine Landstraße zur Stadt führt, strecken die Vorstädte ihre Häuserreihen weit in die Ebene hinaus. Viele neue Gebäude mit roten Ziegeldächern erfreuen dort unter tragenden Obstbäumen das Auge. Auch in der Stadt hat sich die Zahl der Häuser vermehrt; mit breiter Front, Giebel an Giebel gelehnt, stehen sie da, große Fenster, helle Treppen, weite Räume umschließend. Noch sind die Zieraten ihrer Vorderseite von Gips und Kalk nüchtern angeklebt, helle Kalkfarben in allen Abstufungen sind fast das

einzige Unterscheidende und geben den Straßen ein buntes Aussehen. Die Erbauer sind meist Kaufleute und Fabrikanten, welche emporgekommen sind, fast überall jetzt die vermögenden Leute der Stadt.

Das gewöhnliche gesellschaftliche Vergnügen war genügsam, es war der Besuch öffentlicher Kaffeegärten. Bei anspruchsloser Musik und einigen bunten Lampen drängten sich dort Adel, Offiziere, Beamte und Kaufmannschaft. Oft wurde die große Ergötzlichkeit des schattigen Kaffeetrinkens in Versen und Prosa gefeiert, und der Kaffeegarten blieb bezeichnend für die deutsche Geselligkeit durch fast 150 Jahre. Zwar saßen die Familien nach Tischen geschieden, aber man ließ sich sehen und konnte beobachten, auch die liebe Kinderwelt wurde zu sittsamer Haltung gewöhnt. Sparsame Hausfrauen brachten wohl auch Düten Kaffee und Kuchen von Hause mit.

In dem Hause des gebildeten Bürgers war die Gastlichkeit zwar bequemer, die Bewirtung reichlicher geworden, aber in dem Familienleben hatte sich noch vieles von der strengen Zucht der Ahnen erhalten. Die Gewalt des Gatten und Vaters trat kräftig hervor, Hausherr und Hausfrau forderten behende Unterwürfigkeit, Befehlende und Gehorchende waren schärfer geschieden. Nur die Gatten hatten gelernt, einander das herzliche Du zu geben; die Kinder der Angesehenen, oft auch der Handwerker, nannten die Eltern Sie; die Dienstboten wurden nur von ihrer Herrschaft geduzt, von Fremden erhielten sie die dritte Person des Singularis. Ebenso gab das „Er“ ein Meister dem Gesellen, der Gutsherr dem Schulzen, der Gymnasiallehrer dem Schüler der oberen Klassen. Diese ernste Zucht und feste Ordnung des häuslichen Lebens trat besonders hervor im Hause des tüchtigen Handwerkers und erhielt sich in diesen Kreisen bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Gehülfen und Lehrlinge lebten ganz im Hause des Meisters, als gehörten sie zu der Familie, fügten sich aber auch willig der strengen Ordnung des Hauses. Pünktlich fanden zur festgesetzten Stunde die gemeinsamen Mahlzeiten statt. Den Ehrenplatz nahm der Meister ein, dem sich in bestimmter Reihenfolge Gesellen und Lehrlinge anschlossen; ihm zur Seite saß die „Frau Meisterin“ und neben ihr die Kinder des Hauses und die weiblichen Dienstboten. An den Festtagen des Jahres war der lange Tisch besonders festlich gedeckt, und alle Hausgenossen nahmen teil an den außergewöhnlichen Genüssen dieser Tage. Als Zugehörige der Familie halfen die Arbeitsgenossen denn auch gern in der Feierabendstunde den vor der Stadt gelegenen Obst- und Gemüsegarten in Ordnung halten und schmückten zu Pfingsten Haus und Werkstatt mit Blumen und frischen Maien. Dieses patriarchalische Verhältnis gereichte allen Beteiligten zum Segen

und gab namentlich den Gehülfen, die in jener Zeit nach den Gesetzen ihres Gewerkes sich noch einige Jahre in der Fremde aufhalten mußten, ein festes Heim.

Häufiger als vor vierzig Jahren verließ der Deutsche Haus und Stadt, um ein bescheidenes Stück seines Vaterlandes zu durchreisen. Noch waren die Verkehrsmittel schlechter, als bei dem Aufschwunge des Handels und der vermehrten Reiselust erträglich war. Es gab erst wenige und kurze Kunststraßen; als die beste Chaussee Deutschlands wurde die Straße von Frankfurt nach Mainz gerühmt, mit Bäumen, Steinreihen und getrennten Seitenpfaden für Fußgänger. Die großen alten Völkerwege vom Rhein nach dem Osten waren breite Lehmpfade. Wer irgend Ansprüche machte, reiste mit Lohnkutsche oder Extrapost, denn die Wagen der gewöhnlichen Post waren auf den Hauptstraßen zwar bedeckt, aber ohne Federn, mehr für Lasten als Personen berechnet; sie hatten keine Seitentüren, man mußte unter der Decke oder über die Deichsel hineinkriechen. Im Hintergrunde des Wagens wurden die Pakete bis an die Decke mit Stricken befestigt, Pakete lagen auch unter den Sitzbänken, Heringstönnchen, geräucherter Lachs und Wild kollerten unermüdlich auf die Bänke der Passagiere, welche eine fortdauernde Beschäftigung darin fanden, die anspruchsvollen Begleiter zurückzudrängen; da man die Füße wegen des Gepäcks nicht ausstrecken konnte, ließen verzweifelte Passagiere wohl gar die Beine zur Seite des Wagens heraushängen. Unerträglich war immer noch der lange Aufenthalt auf den Stationen, unter zwei Stunden wurde der Wagen nicht abgefertigt; von Cleve nach Berlin fuhr man elf Tage und elf Nächte in tödlicher Langeweile, zerstoßen und verlahmt. Wer etwas bequemer reisen will, nimmt daher Extrapost, sorgfältig wird darauf gehalten, zu größerer Geldersparnis alle Plätze zu besetzen, und in den Lokalblättern, welche jetzt wenigstens einige Male in der Woche in den meisten größeren Städten erscheinen, wird zuweilen ein Reisegefährte gesucht. Wer nicht so wohlhabend ist, Extrapost zu nehmen, sucht einen „Retourwagen“, auch solche Reisegelegenheiten werden mehrere Tage vorher angekündigt. Ist zwischen zwei Orten starke Verbindung, so gehen außer der gewöhnlichen Post und einer schnelleren Postkutsche auch noch schwerfällige Landkutschen oder Omnibusse an bestimmten Tagen; sie vorzugsweise vermitteln den Personenverkehr des Volkes. Man reiste auch mit der besten Fuhre langsam; zwei Stunden die Meile war der gewöhnliche Fortschritt. Eine Entfernung von zwanzig Meilen, z. B. eine Reise von Bremen nach Hannover, erforderte mindestens drei, gewöhnlich vier Tage. Waren aber die Landstraßen schlecht, was in der Regenzeit des Frühlings und Herbstes regelmäßig eintrat, so vermied man die Reise, be-

trachtete die unvermeidliche als ein Wagnis, bei dem es ohne schmerzliche Abenteuer selten abging.

So war eine Reise immer noch ein wohl zu überlegendes Unternehmen, welches schwerlich ohne längere Vorbereitung durchgeführt werden konnte. Der Reisende wurde nicht nur durch die lebhafte Teilnahme seiner Freunde begleitet, er wurde auch für ihre Geschäfte in Anspruch genommen, wie denn überall unter Bekannten das Hingeben und Zumuten weit unbefangener war als jetzt. Er wurde reichlich mit warmen Kleidern, Empfehlungsbriefen, kalter Küche und klugen Regeln ausgestattet, aber er wurde auch mit „Kommissionen" belastet, mit Einkäufen jeder Art, Eintreiben von Schuldforderungen, Anwerben eines Hauslehrers usw. Wer vollends zu einer großen Messe reiste, der mochte für besondere Koffer und Kisten sorgen, um die Wünsche seiner Bekannten zu befriedigen. Zu dergleichen Dienst und Gegendienst zwang aber auch die Not, denn noch waren Geld- und Paketsendungen auf der Post sehr teuer, und nicht überall wurde das Institut für zuverlässig gehalten. Zwischen Nachbarstädten war deshalb ein regelmäßiger Botendienst eingerichtet, wie z. B. zwischen Jena und Weimar, wie er in abgelegenen Ortschaften bis zur Gegenwart bestanden hat. Solche Boten, nicht selten Frauen, trugen durch Schnee und Sonnenglut die Briefe und Aufträge an bestimmten Tagen hin und zurück; sie besorgten jede Art von Einkäufen, genossen als zuverlässige Leute sogar das Vertrauen der Behörde, welche ihnen Amtsbriefe und Akten übergab, und hatten am Zielpunkt ihrer Reise einen festen Stand, wo wieder Briefe und Rücksendungen an ihren Heimatsort abgegeben wurden. War der Verkehr zweier Orte sehr lebhaft, so ging auch wohl ein „Kästelwagen" hin und her mit Schubfächern, zu denen je zwei verbündete Familien in den beiden Orten die Schlüssel hatten.

Mehr Bequemlichkeit für den Verkehr boten die großen Ströme. Zwar die Donau stromab fuhr noch das altertümliche Bretterschiff, ohne Mast und Segel, von Pferden gezogen, aber auf dem Rhein fand schon die regelmäßige Fahrt der Rheinschiffe statt. Ihre vortreffliche Einrichtung wird gerühmt, sie hatten Mast und Segel und gebrauchten die Pferde nur zur Aushülfe; sie hatten auch ein ebenes Verdeck mit Geländer, so daß man förmlich darauf spazieren konnte, und Kajüten mit Fenstern und einigen Möbeln. Auf ihnen fand sich bereits eine wechselnde, oft anmutige Reisegesellschaft zusammen.

Welch ein Unterschied zwischen dem Verkehr jener Zeit und demjenigen unserer Tage! Eisenbahnwagen und Dampfschiffe tragen uns im Fluge von Ort zu Ort und lassen uns in ihrer bequemen, behaglichen Einrichtung von den Unannehmlichkeiten des Reisens nichts empfinden. Tönt an einem

weltabgelegenen Ort noch einmal der Klang des Posthorns an unser Ohr, so gemahnt er uns an eine Zeit, von der unsre heutige Jugend sich kaum eine Vorstellung machen kann, und die dennoch keineswegs so gar weit hinter uns liegt.

Nach Gustav Freytag.

---

84. Der 19. Juli 1870.

1. Zu Charlottenburg im Garten
In den düstern Fichtenhain
Tritt, gesenkt das Haupt, das greise,
Preußens teurer König ein.

2. Und er steht in der Kapelle,
Seine Seele ist voll Schmerz,
Drin zu seiner Eltern Füßen
Liegt des frommen Bruders Herz.

3. An des Vaters Sarkophage
Lehnet König Wilhelm mild,
Und sein feuchtes Auge ruhet
Auf der Mutter Marmorbild.

4. „Heute war's vor sechzig Jahren,"
Leise seine Lippe spricht,
„Als ich sah zum letzten Male
Meiner Mutter Angesicht!

5. Heute war's vor sechzig Jahren,
Als ihr deutsches Herze brach
Um den Hohn des bösen Feindes,
Um des Vaterlandes Schmach!

6. Jene Schmach hast du gerochen
Längst, mein tapfrer Vater du,
Aber Frankreich wirft aufs neue
Heute uns den Handschuh zu.

7. Wieder sitzt ein Bonaparte
Ränkevoll auf Frankreichs Thron,
Und zum Kampfe zwingt uns heute
Wieder ein Napoleon.

8. Tret' ich denn zum neuen Kampfe
Wider alte Feinde ein,
Dann soll's mit dem alten Zeichen,
Mit dem Kreuz von Eisen sein!

9. Der Erlösung heilig Zeichen
Leuchte vor im heil'gen Krieg,
Und der alte Gott im Himmel
Schenk' dem alten König Sieg!

10. Blicke segnend, Mutterauge!
Vater, sieh! dein Sohn ist hier!
Und auch du, verklärter Bruder,
Heute ist dein Herz bei mir!"

11. Leise weht es durch die Halle —
König Wilhelm hebt die Hand,
All die goldnen Sprüche funkeln
Siegverheißend von der Wand. —

12. Zu Charlottenburg im Garten
Aus dem düstern Fichtenhain
Tritt der König groß und mächtig,
Um sein Antlitz Sonnenschein.

Georg Hesekiel.

---

85. Die Wacht am Rhein.

1. Es brauſt ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutſchen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter ſein?
Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!

2. Durch Hunderttauſend zuckt es ſchnell,
Und aller Augen blitzen hell;
Der deutſche Jüngling, fromm und ſtark,
Beſchirmt die heil'ge Landesmark.
Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!

3. Er blickt hinauf in Himmelsau'n,
Da Heldenväter niederſchaun,
Und ſchwört mit ſtolzer Kampfesluſt:
„Du, Rhein, bleibſt deutſch wie meine Bruſt!“
Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!

4. „Und ob mein Herz im Tode bricht,
Wirſt du doch drum ein Welſcher nicht;
Reich wie an Waſſer deine Flut
Iſt Deutſchland ja an Heldenblut.“
Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!

5. „Solang ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Fauſt den Degen zieht
Und noch ein Arm die Büchſe ſpannt,
Betritt kein Welſcher deinen Strand.“
Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!

6. Der Schwur erſchallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutſchen Rhein,
Wir alle wollen Hüter ſein!
Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!

Max Schneckenburger.

86. Eine deutsche Samariterin.

Die letzten ruhmreichen Kämpfe unseres Volkes haben uns nicht nur leuchtende Vorbilder des Heldentums gegeben, wir erblickten auch die schönsten Züge stillwaltender Wohltätigkeit und opferfreudiger Hülfe überall da, wohin der Krieg seine dunklen Schatten warf: von dem Verbandplatze des flammenbeleuchteten Schlachtfeldes bis in die stille, düstere Ecke des heimatlichen Lazaretts. Hinter dem siegreichen deutschen Heere stand einmütig das opferfreudige deutsche Volk, hinter dem kämpfenden deutschen Manne das hülfsbereite, sorgende Weib, und zwar von der mächtigen Herrscherin des Reiches bis zu der Arbeiterin, die ihre von der Mühe des Tages angegriffenen Augen noch bei Nacht anstrengte, um ihren einzigen Schatz, das abgetragene Leinen, in Charpie zu zerzupfen für die verwundeten Söhne des Vaterlandes. Das leuchtende Beispiel, welches die an der Spitze mildtätiger und patriotischer Frauenvereine stehenden deutschen Fürstinnen boten, wirkte geradezu belebend und begeisternd auf alle deutschen Frauen und ganz besonders auf diejenigen unter ihnen, welche, von edler Menschenliebe getrieben, hinauseilten auf den Schauplatz des Krieges, um inmitten aller Schrecknisse desselben eine segensreiche Tätigkeit zu entfalten. Unter diesen opferfreudigen Krankenpflegerinnen zeichnete sich ganz besonders Frau Marie Simon aus, deren Tatkraft, Umsicht und Aufopferung ihr die Anerkennung Europas und unter den Kriegern den schönen, sie hoch ehrenden Namen „Mutter Simon" erwarben.

Marie Simon wurde am 26. August 1824 zu Doberschau, einem wendischen Dorfe in der sächsischen Oberlausitz, geboren. Früh verwaist, lernte sie schon in ihrer Jugend den Ernst des Lebens kennen und bildete dadurch jene Willens- und Tatkraft aus, welche für die leidende Menschheit so segenbringend werden sollte. Als die pflichttreue und tätige Gattin eines Weißwarenhändlers lebte sie mehr als zwanzig Jahre zu Dresden in einfach bürgerlichen Verhältnissen. Als aber der Krieg von 1866 hereinbrach, eilte sie, von ihrem edlen Herzen getrieben, nach Böhmen zu den Tausenden von hülflosen Verwundeten, und ihrer beispiellos uneigennützigen und opferbereiten Menschenliebe, ihrem festen Willen und ihrem praktischen Verstande gelang es bald, überall Linderung der Not zu bringen und auch in den schwierigsten Fällen Rat zu schaffen. Die schlichte deutsche Frau in dem einfachen Gewande mit dem roten Kreuz am Arm war den Leidenden eine gar tröstliche, lichtvolle Erscheinung, denn überall wußte sie das Rechte zu treffen, ob es sich um Herbeischaffung von Lebensmitteln und Stärkungen handelte, ob es die Pflege der Verwundeten und Cholerakranken betraf. Und als die schwere Zeit des Krieges vorüber war, da kehrte die edle, bescheidene Frau zu ihrer stillen häuslichen Tätigkeit zurück, als hätte nie eine schwerere Wirksamkeit auf ihren Schultern gelegen.

Ihre außerordentlichen Verdienste und der hohe Wert ihres Charakters aber fanden überall die höchste Anerkennung und veranlaßten die damalige Kronprinzessin, spätere Königin von Sachsen, Marie Simon an

die Spitze eines neugegründeten Vereins für Krankenpflege, des Albert-Vereins, zu berufen und sie so dauernd für das schöne Werk der Humanität zu gewinnen.

Die Kriegsstürme des Jahres 1870 waren entfesselt; mit unglaublicher Schnelligkeit eilte das Heer über den Rhein, um die bedrohten Grenzen des Vaterlandes zu schützen. Ihm auf dem Fuße folgte die freiwillige Krankenpflege. Wohlausgerüstet und zu ihrer ernsten Tätigkeit mit vielem Hülfsmaterial und Verbandzeug versehen, begab sich auch Frau Simon am dritten August als Abgeordnete des Albert-Vereins und Führerin seiner sechs Pflegerinnen auf den Kriegsschauplatz. Welche außerordentliche Tätigkeit sie hier entwickelte, wie segensreich sie hier wirkte, das sehen wir am besten aus ihren Briefen. Während der blutigen Kämpfe um Metz wurde sie nach Pont à Mousson berufen. Der Weg durch das Kriegsgetümmel war voll der größten Mühseligkeiten, so daß sie auf Leiterwagen im Finstern mit ihren Pflegerinnen gerade in dem Augenblick anlangte, als die Verwundeten aus der Schlacht am 16. August scharenweise dort ankamen. Sie schreibt darüber:

„Hier durchzukommen, war lebensgefährlich, die ganze Stadt war alarmiert; man brachte Verwundete, welche die Einwohner nicht aufnehmen wollten; man schlug die Türen ein; grenzenlos war der Wirrwarr. Unsere Wagen waren in einer schmalen Gasse aufgefahren bis dicht an die Häuser heran, um der vorüberfahrenden Artillerie Platz zu bieten. Die Pferde mußten ausgespannt werden, während wir auf den Leiterwagen sitzen blieben. Inzwischen war es Mitternacht geworden; es wurde Generalmarsch geschlagen; Prinz Friedrich Karl rückte mit seinen in der Stadt befindlichen Truppen aus — dann aber wurde es etwas freier auf den Straßen, und wir konnten ans Helfen denken. Das Seminar lag voll von Verwundeten, und Massen von Wagen mit Unglücklichen, die nicht untergebracht werden konnten, standen noch auf den Straßen herum. Wir besannen uns nicht, brachen die Kirche auf, da man sie uns nicht gutwillig öffnete, und suchten nun hier die Armen unterzubringen. Zunächst sahen wir uns nach Stroh und sonstigem Material um, worauf wir sie betten konnten. In dem Seminar lagen mehr als tausend Verwundete, und eine ebenso große Anzahl mußte die Nacht noch untergebracht werden. Die Kaiserswerther Diakonissen waren bereits im Seminar in Tätigkeit; meine Albertinerinnen aber übernahmen in Gemeinschaft mit den Wiesbadener Diakonen die Pflege der Verwundeten in der Kirche; es war hier kein Plätzchen leer, alle Gänge waren belegt. Wir suchten ein Faß Wein zu bekommen, und das war das einzige, was wir, mit Wasser vermischt, den armen erschöpften Menschen geben konnten. Es war eine schreckliche Nacht; in dieser einen Nacht habe ich mehr als fünfzig Jahre gelebt und gelitten; ich hatte nur eine Bitte zu Gott: um Kraft zum Ausdauern; mir ahnte, es käme noch Schlimmeres.

Meine armen Pflegerinnen waren sehr erschöpft; ich konnte ihnen nicht einmal etwas bieten, um ihre Kräfte aufzufrischen; denn der letzte Rest von den Mundvorräten, die ich für unsern eigenen Bedarf mit-

genommen hatte, war in der Nacht auf den Straßen verteilt worden. Ohne irgend etwas genossen zu haben, mußten sie mit mir vom Verbinden fort und auf unseren mit Kisten bepackten Leiterwagen weiter nach Metz vor. Wir fuhren gegen zwölf Uhr mittags ab. Die Hitze war grenzenlos. Die Kolonnen wirbelten einen Staub auf, daß wir kaum die Augen öffnen konnten. Alle Ortschaften, durch die wir kamen, waren in größter Aufregung; wir hörten Kanonendonner und sahen Feuerschein, der von brennenden Dörfern herrührte. Um acht Uhr abends erreichten wir eine Anhöhe, wo wir in gerader Linie kaum eine Stunde vom Schlachtfelde entfernt waren. Wir vernahmen ganz deutlich das Kleingewehrfeuer und sahen das Aufblitzen der einzelnen Schüsse; der Himmel war rot vom Feuerschein. Unsere Wagen wurden auf ein Feld gefahren, und wir mußten dort eine feuchte, kalte Nacht zubringen. Unser aller hatte sich eine große Verzweiflung bemächtigt, daß wir hier still liegen bleiben mußten, anstatt Hülfe bringen zu können; auch war es sehr beängstigend, nichts über den Ausgang der Schlacht zu wissen. Einzelne Soldaten, welche sich im Getümmel der Schlacht von ihren Truppenteilen getrennt hatten, gesellten sich zu uns, viele darunter leicht verwundet; — sie brachten keine guten Nachrichten. Da endlich hörten wir Hurra rufen, und nun wußten wir, daß der Sieg für uns entschieden war.

Als der Tag zu grauen begann, brachen wir nach dem Schlachtfelde auf, konnten aber erst um Mittag St. Privat erreichen. Es stand noch in hellen Flammen; fast alles, auch die Kirche, war ausgebrannt, nur wenige Häuser waren verschont geblieben. Nach langem Hin- und Herirren fand ich eine große Scheune und mehrere daranstoßende Gebäude, in welchen man die Verwundeten unterbringen konnte. Die Scheunen waren voll Geröll; ich hielt jeden Soldaten, der noch gesunde Glieder hatte, an, beim Ausräumen mit behülflich zu sein, und ich habe keinen vergebens um Beistand gebeten. Auch das gegenüberliegende Pfarrhaus richteten wir zum Lazarett ein. Zum Abladen und Aufstellen unserer Kisten war kein Plätzchen frei, und wir mußten dieselben auf den Wagen öffnen. Wir hatten nicht wenig mitgebracht, und doch war es so gut wie nichts dem gegenüber, was wir brauchten. Außer Verbandzeug, Arzneimitteln und den nötigsten Erquickungen enthielten unsere Kisten zum Glück Olivenöl, Laternen und kleine Lichtchen; hätten wir diese nicht gehabt, so hätten wir mit Tausenden von Verwundeten die Nacht im Finstern zubringen müssen, denn die Ortschaften waren verlassen, und es war Mangel am Nötigsten. Wir hatten kein Wasser und kein Brot; um nur etwas Fleischextrakt oder Tee zubereiten zu können, mußten wir jedes Tröpfchen Wasser, das sich in den Cisternen zusammengezogen hatte, benutzen; stundenweit im Umkreise war kein Wasser zu finden. Die Zahl der Verwundeten war unübersehbar. Eine grausenhafte Nacht! Brennende Häuser, tote Menschen und Pferde, wo man ging und stand; fortwährendes Ab- und Durchmarschieren der Truppen; dazu das Jammern der Verwundeten. Die Stunden der Nacht brachten die Bilder des Tages mit doppelt grellen Farben wieder vor die Seele. Welchen Jammer werden manche Nachrichten in viele Familien bringen! Wie mancher

brave Soldat wurde heute der Erde übergeben! Wie freudig schlug sonst meine Brust bei unserer Volkshymne; — heute haben mir ihre Klänge fast das Herz zerrissen, als sie über die Gräber der Gefallenen hin erschallten und die Fahnen sich darüber neigten. Ich dankte Gott, als die Nacht vorüber war.

Am andern Morgen ging jede von uns mit mehr Mut daran, Hülfe zu bringen. Die Verwundeten mußten zuerst erfrischt und genährt werden. Wiederum wandte ich mich hierbei an jeden gesunden Soldaten, der mir unter die Hände kam, und stets wurde meine Bitte erfüllt. Endlich kamen auch Wagenreihen, um die transportfähigen Verwundeten abzuholen. Ich fühlte Boden unter den Füßen; es war, als wenn Gottes Segen auf allem ruhte, was wir begannen. Offiziere und Soldaten kamen uns entgegen; selbst erschöpft, waren sie doch immer zur Hülfe bereit. Eine Kammer mit Mehl wurde entdeckt, Sauerteig herbeigeschafft, und nun wurde geschlachtet, gebacken, gekocht und unsere Tätigkeit bald geregelt wie eine Maschine; alles griff ineinander und wirkte Hand in Hand."

Kaum hatte die tätige Samariterin in St. Privat die größten Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, als sie schon andern Tages nach dem kaum drei Viertelstunden entfernten St. Marie berufen wurde, um dieselbe Riesenarbeit hier von neuem zu beginnen. Auch hier gab es kein Wasser, Eis noch viel weniger, und die Hitze war groß. Dazu überstieg der Krankenbestand an diesem kleinen Ort anfänglich 6000 Mann; die Kirche war mit Verwundeten überfüllt, Frau Simon schreibt darüber:

„Es ist rührend, wie die Ärzte und das ganze Sanitätspersonal es sich angelegen sein lassen, die Leidenden aus der Kirche herauszutragen auf den Friedhof in die frische, milde Luft, an ein sonniges Plätzchen — und sie sorgsam in ihre Decken hüllen oder letztere neben ihnen aufhängen, damit sie vor jedem Zug geschützt sind. Manchem haben sie das Lager auf einem Leichensteine zurechtgemacht. Da liegen nun Deutsche und Franzosen, die sich eben noch wütend bekämpft haben, friedlich nebeneinander auf einem Friedhofe, sie, die Lebenden, die erst ihr Leben so freudig eingesetzt und es jetzt doch nicht lassen möchten, unter den Toten. Vorüber ist alle irdische Leidenschaft; hier herrscht Friede und Versöhnung."

So setzte die mutvolle Frau während des ganzen Krieges ihre opferwillige Tätigkeit fort, vor Sedan wie vor Paris, überall zur rechten Zeit eingreifend, überall mit klarem Blick die nächsten Bedürfnisse erkennend, für deren Befriedigung ihr praktischer Sinn und ihre rasche Entschlossenheit auch stets Mittel und Wege zu finden wußte. Den größten Gefahren trotzte sie mit unerschrockenem Mut. Von dem Umfange ihrer Arbeiten und Pflichten kann man sich kaum eine Vorstellung machen. In der Nähe von Paris hatte sie eine Verpflegungsstation errichtet und versah hier in der Zeit vom 10. Oktober bis zum 25. November mehr als 63000 Mann mit Suppe und Fleisch und 17500 Mann mit Kaffee. Außerdem aber errichtete sie noch Passantenlazarette, in denen während derselben Zeit 4941 Kranke und Verwundete aufgenommen und verpflegt wurden.

Als endlich der Friede geschlossen wurde und auch Frau Simon, begleitet von den heißen Segenswünschen Tausender, in die Heimat zurückkehrte, da ging sie sogleich an die Ausführung des Planes, den ihre edle Seele inmitten aller Schrecken des Krieges gefaßt hatte: sie gründete eine Heilstätte für deutsche Invaliden und alleinstehende Kranke, zugleich eine Lehranstalt für Krankenpflegerinnen. Das dankbare Vaterland unterstützte freudig das Werk. Allein nur kurze Zeit war es ihr vergönnt, ihre Schöpfung emporblühen zu sehen. Am 20. Februar 1877 entriß der Tod sie ihrem schönen Wirkungskreise. Noch am Tage vor ihrem Tode hatte die edle Königin Carola von Sachsen an ihrem Krankenlager gestanden, und die Träne im Auge der hohen Frau bezeugte, wieviel sie in der Sterbenden verlor. „Nicht müde werden!“ — hatte diese so oft auf den Schlachtfeldern wie an den Krankenbetten des Lazaretts ihren braven Albertinerinnen zugerufen, und nun war für sie selbst die Nacht gekommen, da sie müde das Haupt neigte. Ihr Andenken aber bleibt in Segen, denn an ihr erfüllte sich das Wort der Schrift, daß die Edlen „ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach“. Rudolf Bunge.

87. Der tote Soldat.

1. Auf ferner, fremder Aue,
Da liegt ein toter Soldat,
Ein Ungezählter, Vergess'ner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

2. Es reiten viel Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei;
Denkt keiner, daß, der da lieget,
Auch wert eines Kreuzleins sei.

3. Es ist um manchen Gefall'nen
Viel Frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Träne noch Wort.

4. Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt beim Abendbrot
Ein Vater voll banger Ahnung
Und sagt: „Gewiß, er ist tot!“

5. Da sitzt eine weinende Mutter
Und schluchzet laut: „Gott helf!
Er hat sich angemeldet:
Die Uhr blieb stehn um elf!“

6. Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus ins Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht!“

7. Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen toten Soldaten
Ihre Tränen zum Himmel hinan.

8. Und der Himmel nimmt die Tränen
In einem Wölkchen auf
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber im raschen Lauf;

9. Und gießt aus der Wolke die Tränen
Aufs Haupt des Toten als Tau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner fremder Au'! Johann Gabriel Seidl.

88. Die Trompete von Vionville.

1. Sie haben Tod und Verderben gespien —
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien —
Wir haben sie niedergeritten.

2. Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen, und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt —
Küraſſiere wir und Ulanen.

3. Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

4. Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

5. Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein;
Da — die mutig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein,
Der Trompete versagte die Stimme!

6. Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz,
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz —
Um die Toten klagte die wunde.

7. Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heute gefallen,
Um sie alle — es ging uns durch Mark und Bein —
Erhub sie gebrochenes Lallen.

8. Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann,
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Toten, der Toten!

Ferdinand Freiligrath.

89. Der Kaisertag in Versailles.

Während die kriegerischen Ereignisse in raschem Fortschritt die gänzliche Niederwerfung Frankreichs beschleunigten, brach in Versailles ein Tag heran, der dem Werke der vereinten Kraft Deutschlands das Siegel aufdrückte durch die feierliche Erneuerung des deutschen Kaisertums, das die deutschen Fürsten und Völker dem greisen König Wilhelm schon im Dezember 1870 dargeboten hatten.

In dem Schlosse Ludwigs XIV., jenes gottlosen französischen Fürsten, dessen ganzes Sinnen und Trachten auf Deutschlands Zersplitterung und Erniedrigung gegangen war, ward am 18. Januar 1871 durch eine feierliche Handlung König Wilhelm als Deutscher Kaiser ausgerufen.

Unter all der prahlerischen Eitelkeit in dem berühmten großen Spiegelsaale des Versailler Schlosses steht ein bescheidener Altar mit zwei brennenden, goldenen Kronleuchtern und davor ein preußischer Geistlicher in seinem schmucklosen, einfachen Anzuge. Ihm gegenüber haben der König, der Kronprinz und viele fürstliche Gäste Platz genommen. Bismarck und Moltke standen in der Nähe des Königs.

Ein Soldatensängerchor leitete die kirchliche Feier durch „Jauchzet dem Herrn alle Welt" mit Posaunenbegleitung ein und sang die Liturgie. Ein kriegerisches „Helme ab zum Gebet!" und die Predigt des Hofpredigers Rogge aus Potsdam über den gerade auf die Feier so passenden 21. Psalm folgte: „Du überschüttest ihn mit gutem Segen, du setzest eine goldene Krone auf sein Haupt . . . du setzest ihn zum Segen ewiglich . . . denn der König hofft auf den Herrn und wird durch die Güte des Höchsten fest bleiben . . . Sie gedachten dir Übles zu tun und machten Anschläge, die sie nicht konnten ausführen . . ." Mit einem brausenden „Nun danket alle Gott!" schloß die kirchliche Feier.

Der König erhob sich und schritt, gefolgt von allen Prinzen und Fürsten und dem Grafen Bismarck, durch die Galerie gerade auf die Erhöhung zu, wo alle Fahnenträger standen. Am Rande der Erhöhung stand der greise, fast 74jährige König, zu seiner Rechten der Kronprinz, links der Bundeskanzler; die Fürsten traten hinter den König. Mit bewegter Stimme sagte der König, wie ihm die Kaiserkrone von allen deutschen Fürsten und freien Reichsstädten und den Vertretern des Norddeutschen Bundes angetragen worden sei, und daß er sie annehme und in diesem Sinne heute eine Bekanntmachung an das ganze deutsche Volk erlasse, die der Bundeskanzler jetzt verlesen werde. — Dieselbe lautet:

„An das deutsche Volk!

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen,

nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die

entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und freien Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen.

Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußens fortan den kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen.

Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß es dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren.

Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung!"

Nach dem Verlesen der Bekanntmachung durch den Bundeskanzler trat der Großherzog von Baden vor und rief mit lauter Stimme: „Es lebe hoch König Wilhelm, der Deutsche Kaiser!"

Unter dem langen Jubelrufe der großen Versammlung ward manches Auge naß, und dem greisen König-Kaiser stürzten die hellen Tränen aus den Augen. Man sah, wie die stattliche Gestalt erschüttert war vor Rührung. Der Kronprinz von Preußen huldigte dem Kaiser durch Handkuß — aber der Vater schloß ihn in die Arme und küßte ihn wieder und immer wieder unter glücklichen Tränen. Auch seinen Bruder Karl und seinen Vetter, Admiral Adalbert, seinen Schwager, den Großherzog von Weimar, und seinen Schwiegersohn, den Großherzog von Baden, schloß der König in die Arme; die älteren Fürsten brachten ihren huldigenden Glückwunsch durch Handschütteln, die jungen Prinzen durch Handkuß dar. Die ganze übrige Versammlung huldigte dem Kaiser durch Vortreten und tiefe Verbeugung, die der Kaiser durch freundliches Kopfneigen erwiderte.

Als der Kaiser das Königsschloß der Ludwige verließ, sank die Hohenzollernfahne nieder, und die neue deutsche Kaiserfahne rauschte in die Höhe. Während der ganzen herzerhebenden deutschen Kaiserfeier donnerten die deutschen Kanonen gegen Frankreichs Hauptstadt.

Robert Koenig.

90. Auferstehung des Reiches.

1. Der Sonntagmorgen war blau und klar,
Welch wundersames Geläute!
In jauchzenden Scharen wogt das Volk —
Welch freudiger Tag tagt heute?

2. Und jeder trägt sein Feierkleid,
Die wallenden Fahnen wehen,
Sie kommen von nah und fern herbei,
Sag' an, was ist geschehen?

3. Der Sonntagmorgen ist blau und klar,
Es rauschen die Wälder im Winde,
Und ein Altar ist aufgebaut
Hoch unter der grünenden Linde.

4. Dort wird in freier, wogender Flur
Das Siegesfest gehalten;
„Hoch lebe der Kaiser und hoch das Reich!"
So rufen die Jungen und Alten.

5. Und Glockenschall und Trompetenklang,
Das ist hier jubelnd erklungen,
Und die hier stehen — sie haben im Blut
Das Vaterland wieder errungen.

6. Die alte Linde — sie schauert leis,
Und all ihre Wipfel beben: —
Gern hab' ich gelebt um diesen Tag
Mein tausendjähriges Leben!

Karl Stieler.

---

91. Rotbarts Abschied.

1. Der Kaiser Barbarossa
Ruht schlummernd tief im Schloß,
Und um ihn liegen, trunken
Vom Zauber, Mann und Roß.

2. Seit siebenhundert Jahren
Lehnt er im Dämmerschein
Am Tisch; sein Bart umwuchert
Wie graues Moos den Stein.

3. Da stürmt in raschem Laufe
Zum Saal herein der Zwerg.
„Herr Kaiser, auf! die Raben
Verlassen Burg und Berg!"

4. Das Haupt, das müde, hebet
Halb träumend noch der Stauf;
Er reibt den Schlaf vom Auge,
Er springt vom Sessel auf,

5. Er faßt das Schwert und schlägt es
An seinen Schild von Gold,
Daß weithin durch die Wölbung
Ein Schlachtendonnner rollt.

6. Die Ritter und die Knappen,
Sie fahren rasselnd auf;
Sie springen in den Sattel
Und sammeln sich zuhauf.

7. Es flattern stolze Banner;
Drommeten geben Schall.
Über die Brücke reiten
Sie fort mit dumpfem Hall.

8. Doch plötzlich hemmt der Kaiser
Das Roß und blickt ins Tal.
Umblitzt von Waffen, wogen
Dort Männer ohne Zahl.

9. Zu Fuß, zu Roß, mit Wagen
Und Feuerschlünden zieht
Der Deutschen Heer vorüber
Und singt ein Siegeslied.

10. Aus tausend Kehlen brauset
Wie Sturm zum Himmelsdom
Das Lied vom Rhein, der völlig
Geworden Deutschlands Strom.

11. Heerkönig ist Herr Wilhelm,
Der Greis dort hoch zu Roß;
Es sprengt ihm kühn zur Seite
Sein Sohn, der Heldensproß.

12. Lang schaut zu Tal der Rotbart,
Das Haupt gedankenschwer;
Dann nimmt er ab die Krone,
Den Herold winkt er her

13. Und spricht: „Die Krone sendet
Der Stauf dem Zoller dort.
In ihm hat Deutschland endlich
Gefunden seinen Hort.

14. Mit starkem Arm zusammen
Hat er das Reich gerafft,
Indes ich bei den Welschen
Zersplittert meine Kraft.

15. Ich war ein röm'scher Kaiser;
Er wird ein deutscher sein.
Sein Adler steigt zur Sonne;
Mich lockte Irrlichtschein."

16. Er winkt; da rollt ein Donner,
Da gähnt des Berges Schlund,
Mit Roß und Rittern sinket
Der Kaiser in den Grund.

Karl August Mayer.

92. Heimgang des Kaisers Wilhelm I.

Für Millionen waren es Tage und Stunden des bänglichsten Ringens zwischen Furcht und Hoffnung, seitdem sich in der ersten Woche des März 1888 die Kunde von der schweren Erkrankung des vielgeliebten greisen Herrschers verbreitet hatte und die Gefahr immer drohender herannahte, daß er bald seinem Volke und der Welt entrissen werde. Von solchem Gefühle legten nicht bloß Zeugnis ab die unzähligen Menschenmassen, die sich trotz des rauhen, kalten Wetters am Abend vor dem Tode des großen Fürsten dicht um seinen Palast zusammendrängten, Stunde auf Stunde sehnsüchtig harrend auf die gehoffte Nachricht von einer günstigeren Wendung der Krankheit; es sprach sich nicht bloß aus in den vielfältigen sonstigen Zeichen der Liebe und Verehrung, die bei den Bewohnern der Reichshauptstadt in diesen ernsten Stunden so ergreifend hervortraten: an Kaiser Wilhelms Krankenlager stand, in einem Gefühle der Sorge, Wehmut und unwandelbaren Dankbarkeit vereinigt, das ganze deutsche

Volk. Wo nur Deutsche einander trafen, da drängte sich eine Frage auf aller Lippen, da war ein Gedanke der Gegenstand der Rede: wie geht es unserem Kaiser, wird er uns erhalten bleiben? In allen deutschen Herzen lebte ja voll und ganz das Bewußtsein, dem auch der Dichter (Ernst Scherenberg) Ausdruck gibt, wenn er vom Kaiser Wilhelm sagt:

Ihm war's, ein zweiter Siegfried, vorbehalten,
Den lang versunknen Nibelungenhort,
Des Deutschen Reichs verlorne Herrlichkeit,
Zu heben aus dem Bann der finstern Mächte
Und mitten im besiegten Feindeslager,
Umringt von rat- und tatgewalt'gen Helden,
Neidlos umjauchzt von all den andern Fürsten
Und Stämmen des geeinten Vaterlandes,
Die Kaiserkrone auf das greise Haupt
In frommer Demut sich zu setzen, — der
Geliebt wie keiner je von seinem Volke,
Und dessen Stirn der Eichenkranz des Friedens
Und schlichter Bürgertugend schöner noch
Als selbst der Siege reicher Lorbeer schmückte.

Hätten heiße Wünsche und inbrünstige Gebete vermocht, das Leben des teuren Fürsten zu erhalten, er wäre dem Ziele des Daseins fern genug geblieben; aber die höhere Hand, die über Fürsten und Völkern waltet, winkte nun auch ihm zum Heimgange, nachdem sie ihn zum Segen für sein Volk zu einer Höhe des Lebens geführt, welche das Ziel weit hinter sich läßt, das der Sänger des Psalms dem Menschen setzt.

So senkte denn der Todesengel seine dunkle Schwinge herab auf das einfache Palais unter den Linden, an dessen Fenster das dichtgescharte Volk so oft, und mehrfach an so bedeutungsvollen Tagen unserer Geschichte, seinen König und Kaiser jubelnd begrüßt hatte. — In seinem bescheidenen Feldbette erwartete Kaiser Wilhelm den letzten schweren Kampf, der hienieden gerungen werden muß. Wie in seinen gesunden Tagen, so offenbarte sich auch in den Stunden seiner Krankheit seiner Umgebung gegenüber die ganze Freundlichkeit und Leutseligkeit seines Wesens, die stets jeder empfand, der um ihn war, und ebenso blieb in ihm bis zu seinem letzten Atemzuge unwandelbar lebendig das ernste Pflichtgefühl, womit er allezeit sein Herrscheramt geführt hatte. Er „durfte ja nicht müde werden", nach seinem eigenen Worte, bis zum Erlöschen der letzten Kraft; so schrieb denn zitternd die fast versagende Hand noch den vollen Namen unter die Ordre, welche der Reichskanzler ihm unterbreitete; vergebens hatte dieser den Kaiser gebeten, nur mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens zu unterzeichnen. — Die tiefe, warme Herzensfrömmigkeit aber, welche Kaiser Wilhelm von den Tagen seiner Jugend an beseelte, sie verlieh ihm auch Kraft in seinen letzten Stunden. Voll Teilnahme vernahm er die Worte des Trostes von den Lippen des Geistlichen, und den Spruch des siebenundzwanzigsten Psalms, den dieser seinem Gebet

einflocht: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft; vor wem sollte mir grauen?“ begleitete er noch vernehmlich mit dem Worte: „Das ist schön.“ — So ist er denn eingegangen zu seines Herrn Freude, der teure, unvergeßliche Fürst, Freitag, den 9. März 1888 morgens halb neun Uhr, im fast vollendeten einundneunzigsten Jahre seines Lebens. Er starb, umgeben von den Mitgliedern der kaiserlichen Familie und einer Anzahl bewährter, langjähriger Diener. Sein letzter Blick galt der Kaiserin; in ihrer Hand ruhte die seinige, bis er entschlafen war. —

Die Kunde, daß Kaiser Wilhelm I., der Siegreiche und Friedensfürst, seine Augen für diese Welt geschlossen habe, verbreitete sich mit Blitzesschnelle über das gesamte deutsche Land und über alle Länder der Erde. Jeder Deutsche empfand den Verlust so, als sei aus seinem eigenen Leben ein unersetzliches Kleinod herausgebrochen, man vermochte anfangs das Geschehene kaum zu fassen, und erst allmählich verklärte das Bewußtsein, daß die Liebe, Verehrung und Dankbarkeit der gesamten Nation dem Wiederbegründer ihrer Einheit und Größe gegenüber nimmer ersterben werde, den herben Schmerz in sanftere Wehmut. Das ganze deutsche Volk ward plötzlich eine einzige große Familie, einig in Leid und Trauer, aber auch in stolzem und dankbarem Hinblick auf den Vollendeten und in dem freudigen Gefühle der durch ihn gewonnenen festen Zusammengehörigkeit. Wo nur Deutsche wohnten auf dem weiten Erdenrund, von den entlegensten Landen und Inseln her, wurden Kundgebungen solchen Sinnes laut. Doch auch fast alle fremden Nationen nahmen lebhaften Anteil an dem Ableben eines Fürsten, in welchem sie einen edlen und weisen Herrscher und den sicheren Hort des Friedens erkannten.

In der Nacht vom Sonntag zum Montag (11. bis 12. März) wurde die irdische Hülle des Kaisers zum Dom übergeführt und hier feierlich aufgebahrt. Unzählige betraten, oft erst nach stundenlangem Harren, die Räume des Gotteshauses, um dem verewigten Herrn auch hier noch eine stille Huldigung darzubringen.

Vom Dome über die Schloßbrücke, die Straße Unter den Linden hinunter und zum Brandenburger Tore hinaus, durch welches Kaiser Wilhelm als Sieger dreimal in seine Haupt- und Residenzstadt eingezogen, bewegte sich am Mittag des 16. März der glänzendste Leichenzug, welchen jemals die Welt gesehen hat, nach dem Mausoleum in Charlottenburg, das die letzte Ruhestätte Kaiser Wilhelms werden sollte. Wie diese stolze Häuserreihe sich stets herrlich geschmückt hatte, wenn der Kaiser an der Spitze seiner siegreichen Krieger seinen Einzug hielt, so hatte sie auch jetzt ein Festgewand angelegt. Aber nicht im prächtigen Schmuck der Farben prangten die Häuser, von denen sonst die bunten Fahnen fröhlich im Winde spielten; in die ernste Farbe der Trauer hatte sich die Straße gehüllt, und wo dennoch ein purpurner Baldachin, ein schwer herniederwallender Hermelin oder eine Krone von leuchtendem Golde daran gemahnte, daß der, den ein weinendes Volk zur letzten Ruhe geleitete, der mächtigste Kaiser der Welt gewesen, da dämpften Hüllen von schwarzem Flor den Glanz zu der ernsten Trauerstimmung des Tages herab. Zu

beiden Seiten der Mittelallee waren mächtige, mit schwarzem Sammet ausgeschlagene und durch dunkles Tannengrün miteinander verbundene Trauerpfeiler errichtet, auf deren großen Opferschalen Feuer glühten, die ihre dichten Rauchwolken in die schneidend kalte Winterluft sandten. Einen gewaltigen Abschluß der Trauerstraße innerhalb Berlins bot das Brandenburger Tor, dessen mächtige Säulenschäfte ebenso wie das Gebälk schwarz umhüllt waren; stumm grüßte die Inschrift am Sims in großen weißschimmernden Buchstaben:

VALE SENEX IMPERATOR!

den für immer scheidenden Heldenkaiser.

Die Trauersalven geben den Hunderttausenden, welche Unter den Linden und längs der Charlottenburger Chaussee harrten, von dem Augenblicke Kunde, in welchem der kaiserliche Sarg nach beendigter Trauerfeier im Dome auf den Leichenwagen gehoben wurde und der Leichenzug sich in Bewegung setzte. An allen Orten, an denen der Trauerwagen vorbeikam, entblößten die Massen ehrfurchtsvoll das Haupt; es senkten sich die Fahnen, gedämpfter Trommelwirbel und feierliche Trauerchoräle sprachen die Ehrfurcht vor der Majestät des Todes und die Verehrung für den dahingeschiedenen Fürsten aus.

Nie hatte ein Trauerzug eine erlauchtere Versammlung vereinigt als das Gefolge, welches hinter Kaiser Wilhelms Leichenwagen einherschritt. Außer dem Kronprinzen Wilhelm und den anderen Prinzen des kaiserlichen Hauses folgten drei Könige, die Herrscher Sachsens und Belgiens — die altbewährten Freunde Kaiser Wilhelms — und der König von Rumänien, der Fürst aus dem Hohenzollerngeschlechte, ferner die Kronprinzen von Österreich-Ungarn, Italien, England, Schweden, Rußland, Belgien, Dänemark und Griechenland und fast alle deutschen Bundesfürsten oder deren Thronfolger. An sie schlossen sich eine große Anzahl anderer Fürsten, die diplomatischen Vertreter fast aller Nationen, ausgezeichnete Würdenträger, Abgeordnete und Mitglieder hochangesehener Genossenschaften, bewährte Diener des Kaisers und andere mehr. In dem Augenblicke, als der Zug das Charlottenburger Schloß erreichte, erschien am Mittelfenster des Kuppelsaals in voller Uniform Kaiser Friedrich und blickte ernst und sinnend auf den Sarg herab, welcher die irdische Hülle seines kaiserlichen Vaters barg. Er hatte zu seinem Schmerze den dringenden Bitten der Ärzte nachgeben und auf sein Vorhaben, am Gefolge persönlich teilzunehmen, verzichten müssen.

Bald nahm das Mausoleum, in dem sich schon die Kaiserin Viktoria mit den Prinzessinnen und anderen hohen Frauen eingefunden hatte, den Sarg des Kaisers auf, und das fürstliche Gefolge trat ein. Noch ein kurzes Gebet des Geistlichen; eine dreifache Salve der vor dem Mausoleum aufgestellten Leichenparade; einige Minuten stiller Andacht und Wehmut — und die hohe Trauerversammlung löste sich auf. Es schlossen sich die Pforten des Mausoleums, der Ruhestätte des ersten deutschen Hohenzollernkaisers, die geweiht ist für alle Zeiten.

Kaiser Wilhelm I. ist von uns geschieden. Seine Werke überleben ihn, und wie sie werden Geschichte und Sage, Dichtung und Kunst noch in den fernsten Jahrhunderten von ihm zeugen. Die Worte aber, welche Fürst Bismarck, der dem kaiserlichen Herrn jahrzehntelang wie wenige nahe gestanden, tieferschüttert nach dessen Tode an den Reichstag richtete, sie enthalten ein teures Vermächtnis für uns alle, die wir Deutsche heißen. Uns allen gilt es, jedem in seinem besonderen Lebens- und Wirkungskreise: „Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren — mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unseres Volkes sein, das der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat! Das hoffe ich zu Gott, daß dieses Erbteil von uns allen, die wir an den Geschäften des Vaterlandes mitzuwirken haben, in Hingebung, Arbeitsamkeit und Pflichttreue treu bewahrt wird." — Möge im Andenken an den großen Kaiser ein jeder seines Volkes des Gelöbnisses inne sein:

Es walte segnend sein Gedächtnis
Unsterblich fruchtend um uns her;
Das ist an uns sein groß Vermächtnis,
So treu und deutsch zu sein wie er.

August Kippenberg.

---

93. Ein Brief Kaiser Wilhelms I. an Bismarck.

Berlin, 1. April 1885.

Mein lieber Fürst! Wenn sich in dem Deutschen Lande und Volke das warme Verlangen zeigt, Ihnen bei der Feier Ihres 70. Geburtstages zu betätigen, daß die Erinnerung an alles, was Sie für die Größe des Vaterlandes getan haben, in so vielen Dankbaren lebt, so ist es mir ein tiefgefühltes Bedürfnis, Ihnen heute auszusprechen, wie hoch es mich freut, daß ein solcher Zug des Dankes und der Verehrung für Sie durch die Nation geht. Es freut mich das für Sie als eine wahrlich im höchsten Maße verdiente Anerkennung; und es erwärmt mir das Herz, daß solche Gesinnungen sich in so großer Verbreitung kundtun, denn es ziert die Nation in der Gegenwart, und es stärkt die Hoffnung auf ihre Zukunft, wenn sie Erkenntnis für das Wahre und Große zeigt, und wenn sie ihre hochverdienten Männer feiert und ehrt. An einer solchen Feier teilzunehmen, ist mir und meinem Hause eine besondere Freude, und wünschen wir Ihnen durch beifolgendes Bild (die Kaiserproklamation in Versailles) auszudrücken, mit welchen Empfindungen dankbarer Erinnerung wir dies tun. Denn dasselbe vergegen-

wärtigt einen der größten Momente der Geschichte des Hohenzollernhauses, dessen niemals gedacht werden kann, ohne sich zugleich auch Ihrer Verdienste zu erinnern. Sie, mein lieber Fürst, wissen, wie in mir jederzeit das vollste Vertrauen, die aufrichtigste Zuneigung und das wärmste Dankgefühl für Sie leben wird! Ihnen sage ich daher mit diesem nichts, was ich Ihnen nicht oft genug ausgesprochen habe, und ich denke, daß dieses Bild noch Ihren späten Nachkommen vor Augen stellen wird, daß Ihr Kaiser und König und sein Haus sich dessen wohl bewußt waren, was wir Ihnen zu danken haben. Mit diesen Gesinnungen und Gefühlen endige ich diese Zeilen als, über das Grab hinausdauernd,

Ihr dankbarer treu ergebener Kaiser und König

Wilhelm.

---

94. Muttersprache.

1. Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort!

2. Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß!

3. Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht;
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

4. Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig empor aus tiefen Grüften,
Längst vorschollnes altes Lied,
Leb aufs neu in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

5. Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken:
Sprech' ich wie der Mutter Mund.

Max von Schenkendorf.

IV. Natur und Naturfreude.

95. Frühlingssehnen.

1. Überall ist uns der Winter zuleide:
Fahl ist der Wald nun schon lang und die Heide,
Wo sonst lieblicher Sang uns erfreute.
Spielten erst Ball auf Straßen die Maide,
Sängen auch Vöglein im lieblichen Streite!

2. Möcht' ich verschlafen des Winters Zeit!
Wach' ich die Weile, so plagt mich der Neid,
Daß er Gewalt hat so breit und so weit.
Endlich doch weicht er dem Maien im Streit,
Der statt des Reifes uns Blumen verleiht.

Walther von der Vogelweide.

96. Vorfrühling.

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Tale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter in seiner Schwäche
Zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dorther sendet er fliehend nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur;
Aber die Sonne duldet kein Weißes,
Überall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sie mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt geputzte Menschen dafür.
Kehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurückzusehen,
Aus dem hohlen, finstern Tor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern.
Sie feiern die Auferstehung des Herrn;
Denn sie sind selber auferstanden:
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbes-Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht.

Sieh nur! sieh! wie behend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt,
Wie der Fluß, in Breit' und Länge,
So manchen lustigen Nachen bewegt,
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des Dorfs Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!

Johann Wolfgang von Goethe.

97. Maienwonne.

1. Jetzt im Maien mögt ihr schauen:
Wunders man gewahrt!
Seht die Herren, seht die Frauen,
Wie das stolz gebahrt!
Ja, er hat Gewalt!
Ob er Zauberlist ersonnen?
Wo er naht mit seinen Wonnen,
Da ist niemand alt.

2. Und wird alles wohl gelingen:
Laßt uns diese Zeit
Lustig tanzen, lachen, singen,
Nur mit Höflichkeit.
Ei, wer wär' nicht froh?
Da die Vögelein nun alle
Singen mit dem schönsten Schalle,
Täten wir nicht so?

3. Wohl dir, Mai, wie du beglückest
Alles weit und breit,
Wie du schön die Bäume schmückest,
Gabst der Heid' ein Kleid.
War sie bunter je?
„Du bist kurzer, ich bin langer,"
Also streiten auf dem Anger
Blumen mit dem Klee.

Walther von der Vogelweide.

98. Im Frühling.

1. Der Frühling kam, der Frühling rief
Vom Berg ins Tal hinunter:
„Wär' euer Schlaf auch noch so tief,
Ihr Schläfer, werdet munter!"

2. Da regten tausend Keime sich
Und wurden stark und stärker
Und dehnten sich und streckten sich
Und sprengten ihre Kerker.

3. Da traten Blätter, zart und weich,
Aus kleinen, braunen Wiegen,
Um schüchtern an den schlanken Zweig
Sich innig anzuschmiegen.

4. Da sprang Schneeglöckchen pfeilgeschwind
Aus seinem grünen Bette;
Es glaubte schon das schöne Kind,
Daß es verschlafen hätte.

5. Da öffneten sich allzumal
Die Särg' der Winterschläfer;
Da spielten in der Sonne Strahl
Die Mücken und die Käfer.

6. Da wurden auch die Veilchen wach,
Die tief im Grase wohnen,
Und bunte Primeln folgten nach
Und weiße Anemonen.

7. Da fing mein Herz zu klopfen an
So schmerzlich und so bange;
Ein Strom von bittern Tränen rann
Heiß über meine Wange.

8. Der Lieben hab' ich still gedacht,
Die grüne Hügel decken,
Und die der Lenz mit seiner Macht
Nicht kann vom Schlaf erwecken.

Julius Sturm.

---

99. Des Lebens Mai.

1. Noch ist die blühende, goldene Zeit,
O du schöne Welt, wie bist du so weit!
Und so weit ist mein Herz, und so froh wie der Tag,
Wie die Lüfte, durchjubelt vom Lerchenschlag!
Ihr Fröhlichen, singt, weil das Leben noch mait:
Noch ist die schöne, die blühende Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!

2. Ja, im Herzen tief innen ist alles daheim,
Der Freude Saaten, der Schmerzen Keim.
Drum frisch sei das Herz und lebendig der Sinn,
Dann brauset, ihr Stürme, daher und dahin!
Wir aber sind allzeit zu singen bereit:
Noch ist die blühende, goldene Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!

Otto Roquette.

---

100. Wie die Vögel leben und wohnen.

1.

Kein anderes Geschöpf versteht so viel zu leben, wie der Vogel lebt; kein anderes Geschöpf weiß so ausgezeichnet hauszuhalten mit der Zeit wie er. Ihm ist der längste Tag kaum lang, die kürzeste Nacht kaum kurz genug; seine beständige Regsamkeit gestattet ihm nicht, die Hälfte seines Lebens zu verträumen und zu verschlafen: er will wach, munter, fröhlich die Zeit durchmessen, welche ihm gegönnt ist.

Alle Vögel erwachen früh aus dem kurzen Schlafe der Nacht. Die meisten sind rege, noch ehe das Morgenrot den Himmel säumt. In den Ländern jenseit des Polarkreises bemerkt man an ihnen kaum, daß sie einen Unterschied machen zwischen den Stunden des Tages und denen der Nacht. Ich habe den Kuckuck noch in der zwölften Abendstunde und bereits in der ersten Morgenstunde wieder rufen hören und während des ganzen dazwischen liegenden Tages in Tätigkeit gesehen.

Wer bei uns im Hochsommer früh in den Wald geht, vernimmt schon mit dem ersten Grauen der Dämmerung die Stimmen der Vögel und dieselben ebenso noch nach Sonnenuntergang. Eine kurze Zeit in der Nacht, einige Minuten dann und wann am Tage scheinen ihnen zum Schlafen zu genügen. Unsere Hühner setzen sich zwar schon vor Sonnenuntergang zur Nachtruhe auf, schlafen jedoch noch nicht und beweisen durch ihren Weckruf am Morgen, daß kaum drei Stunden erforderlich waren, um sie für die lange Tagesarbeit zu stärken. Ähnlich ist es bei den meisten; nur die größeren Raubvögel, insbesondere die Geier, scheinen hiervon eine Ausnahme zu machen.

Der Vogel, dem Stimme und Klang geworden, begrüßt den kommenden Morgen mit seinem Gesange; erst dann beginnt er Nahrung zu suchen. Fast alle nehmen zwei Mahlzeiten zu sich, eine am Morgen, eine gegen Abend, und widmen die Mittagsstunden der Ruhe, der Reinigung des Gefieders, der Ordnung ihrer Federn. Ausnahmen von dieser Regel bemerken wir bei allen Vögeln, welche hinsichtlich ihrer Nahrung mehr als andere auf einen günstigen Zufall angewiesen sind. Die Raubvögel fressen gewöhnlich nur einmal täglich; diejenigen unter ihnen, welche nicht selbst Beute machen, sondern einfach tote Tiere aufnehmen, sind keineswegs immer so glücklich, jeden Tag fressen zu können, sondern müssen oft tagelang hungern. In den meisten Fällen wird nur diejenige Speise verzehrt, welche der Tag erwerben ließ; einzelne aber, beispielsweise Würger, Spechte und Kleiber, tragen sich Speiseschätze zusammen und bewahren diese an gewissen Orten auf, legen sich also förmlich Vorräte an, auch solche für den Winter. Nach der Mahlzeit wird ein Trunk und dann ein Bad genommen, falls nicht Sand, Staub oder Schnee das Wasser ersetzen muß. Nach dieser Erquickung pflegt der Vogel in behaglicher Ruhe der Verdauung; gegen das Ende derselben nestelt und putzt er seine Federn; dann tritt er einen zweiten Jagdzug an. Fiel auch dieser günstig aus, so verfügt er sich gegen Abend nach bestimmten Plätzen, um sich hier der Gesellschaft anderer zu widmen, oder der Singvogel läßt noch einmal seine Lieder mit vollem Feuer ertönen; dann endlich begibt er sich zur Ruhe, entweder gemeinschaftlich mit anderen nach bestimmten Schlafplätzen, oder während der Brutzeit in die Nähe seines Nestes zur brütenden Gattin oder zu den unmündigen Kindern, falls er nicht diese mit sich führt. Das Zubettgehen geschieht nicht ohne weiteres, vielmehr erst nach längeren Beratungen, nach vielfachem Schwatzen, Lärmen und Plärren, bis endlich die Müdigkeit ihr Recht verlangt. Ungünstige Witterung stört und ändert die Regelmäßigkeit der Lebensweise, da das Wetter auf den Vogel überhaupt den größten Einfluß übt.

In der Regel steht das Nest ungefähr im Mittelpunkte des Wohnkreises, nach der Art selbstverständlich verschieden. Streng genommen findet jeder passende Platz in der Höhe wie in der Tiefe, auf dem Wasser wie auf dem Lande, im Walde wie auf dem Felde seine Liebhaber.

Die Raubvögel bevorzugen die Höhe zur Anlage ihres Horstes und lassen sich selten herbei, auf dem Boden zu nisten; fast alle Laufvögel hingegen bringen hier das Nest an; die Wald- und Baumvögel stellen es in die Zweige, auf die Äste, in vorgefundene oder von ihnen ausgemeißelte Höhlen, in das Moos am Boden, die Sumpfvögel zwischen das Schilf und Röhricht, das Ried und Gras am Ufer auf kleinen Inselchen oder schwimmend auf das Wasser selbst; einzelne Meervögel verbergen es in Klüften, selbstgegrabenen Höhlen und an ähnlichen Orten: kurz, der Stand ist so verschieden, daß man im allgemeinen nur sagen kann, jedes Nest steht entweder verborgen und entzieht sich dadurch den Blicken der Feinde oder ist, wenn es frei steht, so gebaut, daß es nicht leicht bemerkt werden kann, oder steht endlich an Orten, welche dem in Frage kommenden Feinde unzugänglich sind.

2.

Wie der Ort, den die Vögel für ihre Nester wählen, so ist auch die Art und Weise des Baues sehr verschieden. Während einige Vögel ihre Eier ohne jegliche Vorbereitung auf den Boden legen oder im Sande eine kleine Mulde für die Eier scharren, bauen andere die kunstvollsten Nester. Man hat wohl die Schwalbe den Maurer, den Specht den Zimmermann unter den Vögeln genannt; es gibt aber auch Vögel, die das Handwerk des Webers und sogar des Schneiders treiben.

Die Webervögel, deren Heimat Afrika und Südasien ist, fertigen zuerst beim Aufbau des Nestes das Gerippe, das an die äußerste Spitze langer, biegsamer Zweige befestigt wird. Man erkennt in ihm die Gestalt des Nestes bereits deutlich; doch ist dasselbe noch überall durchsichtig. Nun wird es weiter ausgebaut und namentlich an den Wänden mit großer Sorgfalt verdichtet. Die ersten Halme werden von oben nach unten gezogen, um so ein möglichst wasserdichtes Dach herzustellen, die später verwandten auch quer durch das Gerippe gestickt. Auf der einen Seite bleibt das kreisrunde Eingangsloch offen. Noch ist das Nest jedoch nicht vollendet; es wird nun zunächst die Eingangsröhre angefertigt. Diese heftet sich in das Schlupfloch an, läuft an der ganzen Wandung herab und wird mit ihr fest verbunden. An ihrem unteren Ende befindet sich das Einflugloch. Ganz zuletzt wird auch das Innere vollends ausgebaut und mit einer Unterlage von äußerst feinen Grashalmen ausgefüttert. Erscheint dem Männchen, welches der alleinige Baumeister des Nestes ist, ein Zweig nicht haltbar genug, so verbindet es zunächst deren zwei durch eine Brücke, welche dann zur Ansatzstelle der schaukelnden Wiege dient. Wenn erst das Rippenwerk hergestellt ist, schreitet die Arbeit sehr rasch fort, so schwierig es dem Vogel zuletzt auch wird, noch einen Halm mehr zwischen die bereits verbauten einzuschieben. Nachdem das Nest vollendet ist, schlüpft das Weibchen aus und ein, um innen nachzubessern, wo es nötig scheint.

Nester der Webervögel verleihen gewissen Bäumen Mittelafrikas und Südasiens einen prächtigen Schmuck. Diese eigentümlichen Künstler brüten in größerer Gesellschaft, und so ist ein Webervogelnest an einem Baum eine Seltenheit; gewöhnlich findet man ihrer zwanzig, dreißig, selbst hundert und mehr. Die ungemeine Festigkeit dieser künstlichen Nester läßt sie jahrelang Wind und Wetter Trotz bieten, und so kann es kommen, daß man an demselben Baume, welcher eben von einer Ansiedelung der Vögel bevölkert ist, noch die Nester von drei und vier früheren Jahrgängen hängen sieht.

Besonders kunstvoll baut der Schneidervogel, der überall in Südasien, wo die Gegend nicht gänzlich des Baumwuchses entbehrt, zu finden ist. Zwei grüne Blätter nahe der Spitze eines Zweiges schiebt der Vogel mit Hülfe des Schnabels und der Füße der Länge nach zusammen, durchsticht die Blattränder mit dem Schnabel und näht mit starken Fäden, die er aus roher Baumwolle gedreht hat, beide Blätter zusammen, so daß der Eingang zum Neste am oberen Ende zwischen den Blattstielen frei bleibt. In den so entstandenen Beutel baut er aus Baumwolle, Wollfäden, Pferdehaaren, die dicht ineinander verwoben werden, ein gar zierliches Nest.

In der Regel dient den Vögeln das Nest nur zur Aufnahme der Eier; einige Vögel aber erbauen sich auch Spiel- oder Vergnügungsnester und Winterherbergen oder benutzen die Nester wenigstens als solche. Manche gesellige Vögel errichten sich gemeinschaftliche Nester oder teilen einen gesellschaftlich ausgeführten Hauptbau in verschiedene Kämmerchen, von denen je eins einer Familie zur Wohnung dient. Das letztere gilt besonders von dem Siedelsperling, der in Südafrika lebt. Wenn diese merkwürdigen Vögel einen Nistplatz gefunden haben, beginnen sie gemeinschaftlich das allen dienende Dach zu errichten. Jedes Pärchen baut und bedacht das eigene Nest, aber eins baut dicht neben das andere, und wenn alle fertig sind, glaubt man nur ein Nest zu sehen, mit einem Dache oben und unzähligen kreisrunden Löchern auf der Unterseite. Zum zweiten Male werden dieselben Nester nicht zum Brüten benutzt, sondern dann unten an die alten neue angehängt, so daß nun Dach und alte Nester die Bedeckung der neuen bilden. So nimmt die Masse von Jahr zu Jahr an Größe und Gewicht zu, bis sie endlich zu schwer wird, den Ast, an welchem sie hängt, zerbricht und herabfällt.

Wer mit aufmerksamem Auge das Leben und Wohnen der Vögel, auch der unscheinbarsten, beobachtet, findet immer aufs neue seine Teilnahme angeregt. Die Vögel besitzen von jeher des Menschen Wohlwollen und Liebe. Die Anmut ihrer Gestalt, die Schönheit der Farben, die Schnelligkeit und Behendigkeit ihrer Bewegungen, der Wohllaut ihrer Stimme, die Liebenswürdigkeit ihres Wesens zieht uns unwiderstehlich an. Ihr Leben, ihre Stimme, ihr Flug, ihre ersichtliche Zufriedenheit mit dem Dasein erhebt und erbaut uns, und gern gewähren wir ihnen Gastfreundschaft am Hause und im Garten. Unter allen Tieren erwählen wir am liebsten ein hellblickendes, fröhlich singendes Vöglein zu unserm Haus- und Zimmergenossen.

Alfred Brehm.

101. Blumen und Insekten.

Zahlreich und innig sind die Beziehungen zwischen Blumen und Insekten. Schon ihr Äußeres zeigt häufig eine Ähnlichkeit, welche diese an sich ganz verschiedenen Gebilde der Natur für uns miteinander verbindet. Die prächtigen, bunten Farben der Schmetterlinge erinnern an das liebliche Gewand, mit welchem die Blumen sich schmücken, und die bilderreiche Sprache des Morgenlandes hat denn auch gewisse besonders schön gefärbte Falter „geflügelte Blumen" genannt. Doch nicht bloß in der Farbe, sondern selbst auch in der Gestalt ähneln manche Blumen den Insekten. Eine der in unseren Treibhäusern in äußerst vielen Gattungen gezogenen ausländischen Orchideen-Gattungen, welche besonders auf der Insel Trinidad heimisch ist, hat sehr große und schöne Blüten, die einem Schmetterlinge in so hohem Grade gleichen, daß man die Pflanze den vegetabilischen Schmetterling genannt hat. Andere derselben Familie angehörende Gewächse zeichnen sich durch Blütenformen aus, welche die Gestalten von Fliegen, Bienen oder Spinnen gewissermaßen täuschend nachahmen. Die Damen der Tropengegenden, in denen jene vorkommen, pflegen ihr Haar mit diesen „sitzenden Schmetterlingen" zu schmücken.

Daß die Insekten die Blumen lieben und sie häufig besuchen, ja, in deren Kronen und Kelchen oft einen länger dauernden Aufenthalt nehmen, läßt sich täglich beobachten. Die wasserklare, sehr süße Flüssigkeit, welche die Blumen ausscheiden, und die wir Honigsaft oder Nektar nennen, bietet, wie auch der Blütenstaub, den Insekten geeignete Nahrungsstoffe dar. Meistens kennen die Tierchen die Blumen gar wohl, die ihnen nützen, oder sie lernen sie doch bald von den anderen unterscheiden. Stehen honigführende und honiglose Blumen zwischeneinander, so sieht man bisweilen die Bienen in die Kronen beider hineinkriechen, bemerkt aber bald, daß sie sich auf die nektarspendenden Arten beschränken, wenn sie die honiglosen mehrfach vergeblich durchsucht haben. Den Blütenstaub pflegen die Käfer innerhalb der Blüte selbst zu verzehren; andere Insekten tragen denselben in ihren Bau, wie von den Bienen allgemein bekannt ist. Eine große Anzahl von Insekten vermag ohne die ihnen von den Blumen gebotene Nahrung nicht zu leben.

Blumen mit lebhaften, schimmernden Farben locken die Insekten vorzüglich an und werden besonders gern von ihnen besucht. Im allgemeinen sind das freilich zugleich die reiche Nahrung spendenden Pflanzen, allein wie die Menschen sich des Anblicks schön gefärbter Blumen freuen, so scheinen auch einige Insekten in ähnlicher Weise sich an deren Farbenpracht zu ergötzen. Größere Arten von Schwebfliegen sieht man

längere Zeit vor den prächtig gelb gefärbten, mit orangefarbenen Staubbeuteln und blau behaarten Staubfäden versehenen Blüten der Königskerze schweben, als ob sie von dem Farbenschimmer angezogen würden. Ebenso verfährt eine andere kleine Art von Schwebfliegen bei der schön himmelblauen, mit dunkleren Streifen gezierten Krone des Ehrenpreis. Höchst interessant und eigentümlich tritt uns der bei manchen Tagfaltern beobachtete Umstand entgegen, daß sie vorwiegend solche Blumen aufsuchen, welche dieselbe Farbe wie ihre Flügel besitzen. Viele unserer Bläulinge saugen vornehmlich an blauen Wiesenblumen; auf den Alpen werden feuerfarbene Lilienblüten und hochrote Korbblütler vorzugsweise von feuerfarbenen Schmetterlingen besucht. Offenbar werden die Schmetterlinge auf Blumen, die in der Farbe mit ihnen übereinstimmen, weit weniger bemerkt und entgehen so leichter den Nachstellungen ihrer Feinde. So halten sich auch die Nachtfalter, bei Tage schlafend, mit Vorliebe an solchen Baumstämmen auf, deren Rinde der Farbe ihrer Flügel, oft täuschend ähnlich, entspricht.

Ganz besonders werden die Insekten auch durch den Geruch zu den Blumen hingelockt. So übt der Duft des Veilchens auf die Bienen eine besondere Anziehung aus, und die Nachtschmetterlinge fliegen vorzüglich den Blumen zu, die sich ihnen durch starken, durchdringenden Wohlgeruch bemerkbar machen. Von den bekannteren Pflanzen sind es namentlich die weiße Lichtnelke, die Nachtviole, das Geißblatt und die Waldhyazinthe, deren weithin duftende Blumen die Nachtfalter anlocken.

Nach allen diesen Seiten sind die Insekten von den Blumen abhängig, aber sie vergelten diesen die Liebesdienste, welche sie von ihnen empfangen, vielfältig wieder. Es ist bekannt, daß die Blütenpflanzen nur dann reifen Samen hervorbringen, wenn der Blütenstaub auf die Narbe des Stempels gelangt, in Narbe und Griffel hineinwächst und schließlich mit dem Samenkeim sich vereinigt. Dabei ist festgestellt, daß bei gemischten Blüten gewöhnlich nur dann kräftiger Same gebildet wird, wenn die Pollenkörner auf die Narbe einer andern Blüte derselben Art, nicht auf die Narbe ihrer eigenen Blüte gelangen. Die Übertragung der Staubkörner von einer Blüte zur Narbe einer andern oder die Kreuzung geschieht nun entweder durch Luftströmungen in der Atmosphäre, oder durch Insekten. Es begründet dies den Unterschied zwischen den sogenannten windblütigen und insektenblütigen Pflanzen. Während die ersteren durchweg kleine, unscheinbare und grünlich gefärbte Blüten haben, zeichnen sich die Insektenblütler durch große und schönfarbige Blüten aus, welche gemeiniglich Blumen genannt werden. Es sind fast ausschließlich die Ordnungen der Schmetterlinge, Zweiflügler und Hautflügler, daneben auch die Käfer, welche die Überführung des Blütenstaubes vollziehen. So

wenig also wie die Insekten ohne Blumen, so wenig können diese sich ohne jene erhalten, zumal die Zahl der insektenblütigen Gewächse die der windblütigen weit übertrifft. Es kommen bei diesem Dienste, den die Tierchen den Pflanzen leisten, eine Fülle überraschender Erscheinungen vor. So kriechen bei der gelbblütigen Osterluzei sehr kleine, mückenartige Fliegen in die weite Blütenöffnung hinein und die lange Blütenröhre hinab bis zu ihrer unteren, kesselartigen Erweiterung, welche dem Fruchtknoten aufsitzt. Die Innenseite der Röhre ist zwar mit Härchen besetzt, da diese aber nach unten gerichtet sind und leicht nach rechts und links ausweichen, treten sie den Tierchen nicht hinderlich in den Weg, so daß sie glücklich in den Kessel gelangen können. Nachdem sie hier nun ihre Nahrungsstoffe verzehrt haben, versuchen sie wieder aus der Blüte zu gelangen, allein die Haare in der Röhre, die bei ihrem Eindringen vor ihnen seitwärts auswichen, verschließen ihnen jetzt, in umgekehrter Richtung, den Weg. So werden die Fliegen in dem Kessel etwa in derselben Weise gefangen gehalten wie die Fische in einer Reuse. Nun laufen die Tierchen ungeduldig in ihrem engen, dunklen Gefängnisse umher und streifen dabei auch die große Narbe, an der sie nun den Blütenstaub absetzen, welchen sie bereits früher von einer andern Osterluzei mit angenommen haben. Bald aber beginnt die Röhre sich zu verändern; die in ihr befindlichen Haare fangen an zu welken und schrumpfen ein. Die kleinen Gefangenen spazieren ungehindert von dannen und begeben sich nun vielleicht zu einer andern Pflanze derselben Art, der sie den Blütenstaub zutragen, den sie von den Staubgefäßen der eben verlassenen Blüte angenommen haben. Hier werden sie wieder gefangen, setzen die mitgebrachten Pollenkörnchen ab, bürsten die Staubbeutel aus und werden schließlich aus ihrem Gefängnis entlassen. So kann sich mit ihnen derselbe Vorgang mehrfach wiederholen. Schlimmer als die Osterluzei meinen es verschiedene andere Pflanzen mit den Insekten. Die Venus-Fliegenfalle Nordamerikas schlägt, wenn ein Insekt die Blattoberseite berührt, rasch die beiden klappenartigen Flächen der Blattspreite nach oben zusammen, wobei die langen Stachelzähne des Randes wie die Finger gefalteter Hände ineinander greifen. Sie schließt auf diese Weise die Fliegen oder andere Insekten so lange ein, bis der durch deren Bewegung hervorgebrachte Reiz aufhört und die Insekten tot sind. In ähnlicher Weise hält eine ganz nahe verwandte Pflanze, unser kleiner rundblättriger Sonnentau, die Insekten durch eine klebrige Ausschwitzung und ihre Drüsenhaare fest. Manche andere Gewächse, vorzüglich der Tropengegenden, zeigen dieselben Erscheinungen. Werden durch die ausscheidende wässerige oder klebrige Flüssigkeit die Weichteile des Insektes aufgelöst

und diese Stoffe von der Pflanze aufgenommen, so spricht man wohl von insektenfressenden Pflanzen.

Die Emsigkeit der Biene beim Einsammeln von Honig aus den Blüten ist zum Sprichwort geworden, und der Schmetterling, welcher von Blume zu Blume flattert, ist häufig von Dichtern besungen worden. Daß diese Tiere und ihre Verwandten bei diesen Blumenbesuchen aber für die Pflanzen auch sehr wichtige Geschäfte besorgen, das pflegt unbeachtet zu bleiben. Das Zusammenleben von Blumen und Insekten in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit ist eine der merkwürdigsten und wichtigsten Erscheinungen der organischen Welt.

Nach Wilhelm Julius Behrens.

102. Mondnacht.

1. Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blütenschimmer
Von ihm nur träumen müßt'.

2. Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.

3. Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

Joseph v Eichendorff.

103. Reiselied.

1. Durch Feld und Buchenhallen,
Bald singend, bald fröhlich still,
Recht lustig sei vor allen,
Wer's Reisen wählen will!

2. Wenn's kaum im Osten glühte,
Die Welt noch still und weit,
Da weht recht durchs Gemüte
Die schöne Blütenzeit.

3. Die Lerch' als Morgenbote
Sich in die Lüfte schwingt,
Eine frische Reisenote
Durch Wald und Herz erklingt.

4. O Lust, vom Berg zu schauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen,
Tiefklaren Himmelsdom!

5. Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken so geschwind,
Gedanken überfliegen
Die Vögel und den Wind.

6. Die Wolken ziehn hernieder,
Das Vöglein senkt sich gleich,
Gedanken gehn und Lieder
Fort bis ins Himmelsreich.

Joseph v. Eichendorff.

104. Die Linde.

Ein Baum ist von alters her besonders des deutschen Volkes Lieblingsbaum. Von ihm sangen seine Dichter am süßesten; von ihm redet die deutsche Volkssage am liebsten; in seine Schatten hat unser Volk vor allem des Lebens Freude und Ernst verlegt. Dieser echt deutsche Baum ist die Linde. Sie hatte der Deutsche sich vor allen Bäumen auserkoren, wie sich aus seinen Überlieferungen, aus alter Sitte und Gewohnheit, aus der ganzen Literatur des Mittelalters klar erkennen läßt. Nicht erst Goethe läßt das Volk sich um die Linde reihen; seit alten Zeiten war es so:

Der Schäfer putzte sich zum Tanz
Mit bunter Jacke, Band und Kranz:
Schmuck war er angezogen.
Schon um die Linde war es voll,
Und alles tanzte schon wie toll.

Sie ist der Baum, der immer wiederkehrt im deutschen Lied und Volksleben. In dem Nibelungenliede wird sie allein bedeutungsvoll erwähnt, wo „ein Lindenblatt gar breit" auf des gehörnten Siegfried Schulter fällt, nachdem er unter ihr den Drachen erschlagen hat; und der Brunnen im Odenwalde, wo Hagen den Siegfried erschlug, wurde von einer Linde beschattet. Walther von der Vogelweide erwähnt in all seinen Liedern die Eiche nicht, sondern weiß immer und immer nur die Linde zu preisen. Eins seiner schönsten Minnelieder beginnt:

Unter der Linden, an der Heiden,
Wo ich mit meiner Trauten saß.

Und ähnliches Lob derselben klingt aus dem Munde aller anderen Dichter jener und der späteren Zeit. So bezeugen es auch die Lieder in des „Knaben Wunderhorn", wovon Heine sagt: „Dieses Buch enthält die holdseligsten Blüten des deutschen Geistes, und wer das deutsche Volk von seiner liebenswürdigsten Seite kennen lernen will, der lese die Volkslieder. In diesem Augenblicke liegt dieses Buch vor mir, und es ist mir, als spürte ich den Duft der deutschen Linden, die eine Hauptrolle in diesen Liedern spielen." — Dem Baume klagt die Trauernde ihr Leid; an der Linde hofft man mit dem lieben Freunde zusammenzutreffen; auf ihren Zweigen lassen die Vögel am süßesten ihre Stimmen ertönen, und dort denkt man am innigsten der frohen vergangenen Tage:

Am Brunnen vor dem Tore,
Da steht ein Lindenbaum;
Ich träumt' in seinem Schatten
Gar manchen süßen Traum.

Wie ist dazu der süße, betäubende Duft der Blüten tiefinnerlich verstanden worden, daß, wie das alte Heldenbuch es aus dem Glauben jener Zeit erzählt, unter dem Laubschatten der Linde gern die Zwerge ihr Wesen haben und die Helden in Zauberschlaf fallen. Auch die Reformationszeit redet zu uns fast nur von Lutherlinden, unter denen der gewaltige Volksmann gepredigt. Insbesondere aber ist sie auch der Baum des deutschen Hauses. In den Burghöfen der Ritter wurde sie gehegt,

und auch vor den Burgen liebte man ihren Schatten. In den Städten prangte sie stolz und prächtig auf den Marktplätzen und vor den Toren, und Bürger und Bauer war in gleicher Weise bedacht, sie vor sein Haus zu pflanzen. Im deutschen Familienidyll pflegt selten die behagliche Lindenlaube zu fehlen, von jener Zeit an, wo Voß sang:

Draußen in luftiger Kühle der zwo breitlaubigen Linden,
Die, von gelblicher Blüte verschönt, voll Bienengesurres,
Schattend der Mittagsstub', hinsäuselten über das Moosdach,
Hielt der redliche Pfarrer von Grünau heiter ein Gastmahl.

So ist die Linde im deutschen Lande ein Baum, der sich dem Menschen stets freundlich zugesellt. Nie steht sie in unserem Vaterlande fern von der Wohnung des Menschen, nur mit ihren Schwestern vereint, wie in Rußland, wo sie weit ausgedehnte Wälder bildet. Im Dorfe, auf dem Burghofe, vor den Toren der Städte, da ist ihre Stelle. Die Linde, welche schützend auch den Blitzstrahl abwandte, war der Hausbaum, der Freud und Leid der Geschlechter teilnehmend mit ansah, und den man auch über das letzte kleine Haus unter grünem Hügel seine Zweige breiten ließ. Fällt doch der Schatten aller der heutigen ältesten Linden noch auf die Dächer der Häuser oder die Kreuze der Kirchhöfe. Es schloß sich das Christentum der überlieferten heidnischen Vorliebe an, die den lieblichsten der Bäume der Göttin der Schönheit und des blühenden Lebens, der Freya, gewidmet hatte. In die der Göttin geweihte Linde setzte man besonders gern Heiligen- und Christusbilder, und manche sinnige alte Legende knüpfte sich an solche Linden. Wie von alters her bei diesen heiligen uralten Linden Kapellen gebaut wurden und dort Wallfahrtsorte entstanden, so hat man späterhin den Baum auch wieder an heiligen Plätzen, vor Kirchen und Kapellen angepflanzt, und die Verehrung der Linde ist so als ein Vermächtnis der alten heidnischen Zeit dem Christentum überkommen. Jetzt noch steht ausschließlich sie in uralter Herrlichkeit um die Kirchen her.

Die Linde war der Dingbaum, unter dessen weitem Gezweige besonders in den sächsischen Landen die wichtigsten Begebenheiten, Beratungen und Beschlüsse der Gemeinde besorgt und auch die Rechtsurtel über Leben und Tod gesprochen wurden. Solche alte Linden stehen noch heute an vielen Orten. Und die Unterschrift: „Gegeben unter der Linde", welche sich unter vielen noch vorhandenen Verordnungen des Kurfürsten August von Sachsen aus der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts findet, bezieht sich auf einen vor dem Schlosse Augustusburg noch vor nicht gar langer Zeit vorhandenen Baum. Ja, es kommen in mittelalterlichen Urkunden die Ausdrücke häufig vor: „unter der Linden vor der Kirch" oder „bei der Kirchen unter den Linden". Die Femgerichte auf roter Erde, durch welche die Gemeinden ihre Rechtspflege mit kühnem Mute selber besorgten, wurden auch unter der Linde abgehalten, wovon die beiden Dortmunder Linden noch Zeugnis geben.

Die Linde ist unseren Ahnen aber auch der Baum der Freiheit und des Sieges gewesen. Wenn der Feind überwunden war, pflanzte man sie zur heiligen Erinnerung; so wird z. B. von einer Linde in der Stadt

Freiburg berichtet, daß sie von den Einwohnern gepflanzt sei, als die Nachricht vom Siege der Schweizer bei Murten gekommen war. Zur Zeit der Liga pflanzte jede Partei, wenn sie einen Ort erobert hatte, eine Linde auf den Hauptplatz; wurde der Ort von der gegnerischen Partei wiedergenommen, so hieb diese die Linde des Feindes um und pflanzte eine neue Siegeslinde. Und von einer Linde bei Süderheistadt im Lande der alten Dithmarschen, die der „Wunderbaum" genannt wurde, erzählt die alte Chronik, daß sie bis zur Eroberung Dithmarschens gegrünt habe, aber nach dem Verluste der Unabhängigkeit verdorrt sei; dann aber werde sie wieder ausschlagen, wenn eine Elster in ihrem Gezweige fünf weiße Junge ausbrüte, und dann werde das Land auch wieder seine Freiheit erlangen.

Der Baum oder doch sein Blatt findet sich darum auch auf vielen Wappen und Siegeln, wie auch der Name Linde aus vielen deutschen Ortsnamen herausklingt, z. B. Lindau, Lindenau. Der slavische Name Lipa für Linde liegt anderen Ortern zugrunde. Leipzig ist die „Lindenstadt", und die Dorfnamen Lips, Lepte und ähnliche, welche vielfach vorkommen, haben gleiche Bedeutung. Alles Hohe und Herrliche wurde der Linde nachgesagt, und eine uralte Meinung unserer Ahnen war, daß sie selbst Gold in ihrem Innern trage, welches allein sie dem Erdboden zu entnehmen vermöge.

Nicht die rohe Kraft und die ungestüme Gewalt war das innerste Wesen unserer Vorfahren; vielmehr verkünden die alten Lieder und Sagen neben Heldentum und heißen Kämpfen sinnige Beschaulichkeit und Innigkeit des Gemüts. So ist die Linde mehr als die Eiche der Baum des deutschen Volkes gewesen. Bezeichnend ist, daß das Grab Klopstocks in Ottensen, des Sängers der deutschen Eichen, nicht von einer Eiche, sondern von einer Linde beschattet wird:

Zu Ottensen, von Linden
Beschattet, auf dem Plan,
Ist noch ein Grab zu finden;
Dem soll, wer trauert, nahn.
Dort in der Linden Schauer
Soll lesen er am Stein
Die Inschrift, daß die Trauer
Ihm mag gelindert sein.

Manches vereinigt sich in der Linde, um sie zu dem Lieblingsbaume zu machen, der sie für unser Volk und die slavischen Nationen geworden ist. In ihr ist Kraft und Schönheit, Macht und Anmut beisammen. Stolz strebt der Stamm empor, mit der Eiche wetteifernd, und trägt die schön gewölbte Krone mit der Fülle von Blättern, deren jedes ein leicht bewegtes grünes Herz darstellt. An warmen Juliabenden entquillt den Blüten ein köstlicher Wohlgeruch, der an den Duft der Orangeblüten des Südens erinnert, und manche Linde trotzt der Zeit, wie nur irgend ein Baum es vermag; so jene hochberühmte Linde zu Neustadt am Kocher, die schon im Jahre 1229 ein stattlicher Baum war, dessen Durchmesser jetzt fast zehn Fuß mißt, und dessen von mehr als hundert Steinsäulen gestützte Äste einen Umfang von vierhundert Fuß beschreiben.

Nach Paul Kummer.

105. Aus dem Walde.

1. Mit dem alten Förſter heut
Bin ich durch den Wald gegangen,
Während hell im Feſtgeläut
Aus dem Dorf die Glocken klangen.

2. Golden floß ins Laub der Tag,
Vöglein ſangen Gottes Ehre,
Faſt, als ob der ganze Hag
Wüßte, daß es Sonntag wäre.

3. Und wir kamen ins Revier,
Wo, umrauſcht von alten Bäumen,
Junge Stämmlein ſonder Zier
Sproßten auf beſonnten Räumen.

4. Feierlich der Alte ſprach:
„Siehſt du über unſern Wegen
Hochgewölbt das grüne Dach?
Das iſt unſrer Ahnen Segen.

5. Denn es gilt ein ewig Recht,
Wo die hohen Wipfel rauſchen;
Von Geſchlechte zu Geſchlecht
Geht im Wald ein heilig Tauſchen.

6. Was uns not iſt, uns zum Heil
Ward's gegründet von den Vätern;
Aber das iſt unſer Teil,
Daß wir gründen für die Spätern.

7. Drum im Forſt auf meinem Stand
Iſt mir's oft, als böt' ich linde
Meinem Ahnherrn dieſe Hand,
Jene meinem Kindeskinde.

8. Und ſobald ich pflanzen will,
Pocht das Herz mir, daß ich's merke,
Und ein frommes Sprüchlein ſtill
Muß ich beten zu dem Werke:

9. Schütz'euch Gott, ihr Reiſer ſchwank!
Mögen unter euren Kronen,
Rauſcht ihr einſt den Wald entlang,
Gottesfurcht und Freiheit wohnen!

10. Und ihr Enkel, ſtill erfreut
Mögt ihr dann mein Segnen ahnen,
Wie's mit frommem Dank mich heut
An die Väter will gemahnen."

11. Wie verſtummend im Gebet
Schwieg der Mann, der tiefergraute,
Klaren Auges ein Prophet,
Welcher vorwärts, rückwärts ſchaute.

12. Segnend auf die Stämmlein rings
Sah ich dann die Händ' ihn breiten:
Aber in den Wipfeln ging's
Wie ein Gruß aus alten Zeiten.

Emanuel Geibel.

---

106. Ausfahrt.

1. Berggipfel erglühen,
Waldwipfel erblühen,
Vom Lenzhauch geſchwellt;
Zugvögel mit Singen
Erhebt ſeine Schwingen,
Ich fahr' in die Welt.

2. Mir iſt zum Geleite
In lichtgoldnem Kleide
Frau Sonne beſtellt;
Sie wirft meinen Schatten
Auf blumige Matten,
Ich fahr' in die Welt.

3. Mein Hutſchmuck die Roſe,
Mein Lager im Mooſe,
Der Himmel mein Zelt:
Mag lauern und trauern,
Wer will, hinter Mauern,
Ich fahr' in die Welt!

Viktor v. Scheffel.

---

107. Letzter Herbstgang.

Noch einmal lockt es uns hinaus zum Lebewohl an den scheidenden Herbst. Der Abendwind jagt düsteres Gewölk über den blauen Himmelsplan und treibt die letzten vergilbten Blätter aus den kahlen Wipfeln über die noch immer grünenden Wiesen. Ein ewiger Wechsel herrscht über uns in der Höhe, wo bald die Sonne, bald das verhüllende Gewölk die Beleuchtung der Gegend bestimmt. Aus leuchtender Helle werden wir in graue Schatten gerissen, bald wühlt der Wind in den Falten unserer Kleider, bald duldet er, daß ein fallendes Blatt senkrecht niederfällt. Er neckt uns; denn wenn wir eine Strecke weit im Gehen gegen ihn ankämpften, so daß wir uns fast auf ihn legen konnten, so steht er dann plötzlich still, so daß wir beinahe umstürzen. Mag er doch! Wir halten unsern Hut und lassen uns gern gefallen, daß er das letzte Stäubchen aus unseren Kleidern kehrt.

Jetzt hat der Wind eine Regenwolke im Fluge zerzaust und peitscht ihr Naß uns stechend ins Gesicht. Doch gleich darauf folgt wieder Sonnenschein und Ruhe.

So haben wir ein lichtes Buschholz gewonnen, in welchem kleine freie Wiesenplätze mit niedrigem Buschwerk und Baumgruppen sich mischen. Hier und da ragt auch eine grauverwitterte Steinklippe über den fast ebenen Boden hervor, und in einigen kleinen, flachen Einsenkungen desselben stehen kleine Wasserlachen, von Weidengebüsch umgeben. Links grenzt diese buschige Fläche an eine weite Feldflur und geht vor uns allmählich in einen hohen Fichtenbestand über, welcher am Rande, wie gewöhnlich in Feldhölzern, mancherlei Laubbäume in sich faßt. Der Kampf in der Luft scheint beendet zu sein oder in den höheren Luftschichten fortgesetzt zu werden. Denn nur noch hoch über uns sehen wir lockeres, zerrissenes Gewölk langsam gen Morgen fliehen. Um uns strahlt das blendende Abendsonnenlicht, nur auf Augenblicke von einer vorüberziehenden Wolke verhüllt.

Die hohen Pappeln, welche uns zur Rechten den Feldweg einfassen, haben nur noch an der höchsten Spitze des schlanken Wipfels einen Busch gelber Blätter. Fast nur die noch immer neue Blätter treibenden Gräser und die dauerhaften Farnwedel grünen noch. Doch nein; auch die Maßliebe hat noch einige ihrer Blümchen für heute übrig behalten, und eine unserer zierlichsten deutschen Pflanzen hat uns auf heute den Anblick ihrer schönen rosenroten Sternblümchen aufbehalten: das vom Volke hoch in Ehren gehaltene Tausendgüldenkraut. Es steht versteckt zwischen den verbleichenden Halmen hoher Gräser. An mehr trockenen Stellen steht, zur Mumie geworden, aber ganz die lebende Gestalt beibehaltend, die distelähnliche, mit zahllosen stechenden Spitzen bewehrte gemeine Eberwurz. Sie ist aus derbem Stoffe gewoben und wird noch ganz so aussehen wie heute, wenn ihr Nachkomme neben ihr schon wieder aufsprießt.

Im Grase versteckt finden wir sogar noch ein blühendes Doldengewächs. Freilich zeigt es nur kleine Dolden auf dem kaum fußhohen

Stengel. Es ist die Pimpinelle. Auch die Prünelle bekleidet, wie ihre Gewohnheit ist, noch hier und da fußgroße Plätzchen und versucht noch einmal zu blühen.

Aber die Tierwelt ist bis auf einige kleine Vögel, die verlassen in den kahlen Büschen umherschlüpfen, so ziemlich erstorben. Hier und da fährt noch eine Feldmaus vor unserem Nahen eilig in ihr Loch, und jetzt erschrecken wir selbst vor einem Hasen, der uns ganz nahe an sein Lager kommen ließ und nun unter Geräusch das Weite sucht.

Längs dem Felde zu unserer Rechten begrenzt eine natürliche Hecke das halb buschige, halb offene Gebiet, in welchem unsere Kreuz- und Querzüge sich bewegen. Wie prangend muß sie vor einigen Monaten ausgesehen haben. Jetzt gleicht sie einer Schaubühne, von welcher die Kulissen weggenommen sind, so daß man nur die dürren Latten und Gerüste sieht, an denen sie befestigt waren. An dem bunt verschlungenen Gezweige der Büsche hängen nur noch wenige Blätter; sie sind durchflochten mit Stengeln und Halmen mancherlei Art. Wir blicken in das innere Gefüge eines Pflanzengewirrs, das uns früher als Wahrzeichen des Sommers erschien, und dessen Zweiggeflecht bisher unter einer Fülle von Blättern und Blüten verborgen war. Rotbraune Schnuren, die entblätterten windenden Stengel des wilden Hopfens, durchflechten das Dickicht, aus welchem die noch fast alle ihre Blätter besitzenden Brombeerranken in schönen Bogen sich auswärts biegen. Die Heckenweide hat bloß ihre gebleichten Stengel übrig gelassen, welche die Zweige der Büsche so fest umwinden, als hätten sie diese erdrosselt. Am Schlehdorn treten nun die immer noch hängenden schwarzblauen Schlehen zutage, da das Laub bis auf einen geringen Rest abgefallen ist. Jetzt dürfen wir es wagen, sie zu kosten, denn es hat schon einige Nachfröste gegeben, und sie werden nun nicht übel schmecken. Das letzte selbstgepflückte Obst in diesem Jahre!

Daneben hängen auch an dem schon ganz entlaubten Weißdorn die purpurroten Äpfelchen noch, zu zwei oder drei kleine Gruppen bildend. Hier zeigt sich ein mächtiger Haselbusch, ein Bild der Beharrlichkeit und der Erwartung. Um seinen Fuß schlingen sich Efeuranken mit ihren sich ewig gleich bleibenden, immergrünen, weißgeaderten Blättern, und oben an seinen Trieben sind bereits, des neuen Lenzes wartend, die männlichen Blütenkätzchen zu sehen.

Den Rand einer Lache, auf die wir jetzt stoßen, finden wir mit hohem Schilfrohr eingefaßt. Sind auch nur noch wenige Spuren von Grün an seinen Blättern vorhanden, so ist seine Gestalt doch unverändert, und es trägt jeder Halm an seiner Spitze die große, von feinen Haarbüscheln durchflochtene violettbraune Rispe, die erst im nächsten Frühjahre ihre Samen fliegen lassen wird. Ein Luftzug streicht durch die Rohre und weckt ihre heiser flüsternde Stimme.

Auf dem Wasserspiegel schwimmen nun anstatt der grünen Blätter der Laichkräuter tote Baumblätter aller Art, um hier begraben zu werden. Es wird lange dauern, ehe sie sich so vollgesogen haben, daß sie zu Boden sinken, und dann werden sie noch jahrelang unten liegen, ehe sie vollkommen in nährenden Schlamm aufgelöst sind, um als Blätter der Laich-

kräuter und anderer Wasserpflanzen wieder aufzustehen und das Auge der Sonne wieder zu schauen.

In stiller Wanderung, denn das Rascheln der saftleeren Pflanzen unter unseren Tritten bildet den einzigen Laut in der zur Ruhe gehenden Natur, sind wir an den Rand des Fichtenholzes gekommen.

Schon von weitem leuchten uns einige große Birkenstämme entgegen, deren Kronen nur noch von wenigen gelben Blättern, die in der Luft zu schweben scheinen, auf dem dunkelgrünen Hintergrund angedeutet werden. Traurig steht die Lärche da, denn mit dem Stamm- und Astbau der immergrünen Nadelhölzer sieht sie nach dem Abfall ihrer feinen Nadeln wie eine verdorrte Fichte aus. Und ein verdorrter, aller seiner Nadeln beraubter Fichten- oder Tannenbaum macht wahrscheinlich deshalb einen noch traurigeren Eindruck als ein verdorrter Laubbaum, weil wir uns daran gewöhnt haben, ihn in seinem immergrünen Schmuck als ein Bild unvergänglicher Lebenskraft zu betrachten.

Eben ist die Sonne hinter den Fichten untergegangen. Wir bemerken nun erst, daß oben am Himmel Frieden herrscht. Keine Wolke ist mehr zu sehen. Im Morgen funkeln bereits die ersten Sterne über einem matten Widerschein des Abendhimmels.

Es wird wohl recht kalt werden diese Nacht. Wahrscheinlich war es unser letzter Herbsttag. Doch wer kann es wissen! Es ist oft ein langer Kampf, ehe der Winter die Oberhand behält. Das sind dann die Tage vom Jahre, die uns am wenigsten gefallen.

Emil Adolf Roßmäßler.

---

108. Herbstlied.

1. Nun strömet klar von oben
Der Tag ins Land herein,
Von tiefem Blau gewoben
Und lichtem Sonnenschein.

2. Es will noch einmal blühen
Der Wald, bevor er starb;
Er prangt in goldnem Glühen
Und lächelt purpurfarb'.

3. Und fern im Glanze schließet
Sich Berg an Berg gereiht,
Und Sabbatstille fließet
Im Tale weit und breit.

4. Was will dich's wundernehmen,
O Freund, zu dieser Frist,
Daß deine Brust ihr Grämen
Wie einen Traum vergißt?

5. Daß du der alten Sorgen
Mit Lächeln nur gedenkst
Und in den goldnen Morgen
Dich voll und froh versenkst?

6. O, gib dich hin dem Frieden
Und sauge diesen Glanz,
Der aller Welt beschieden,
In deine Seele ganz.

Emanuel Geibel.

---

109. Abendlied.

1. Ich ſtand auf Berges Halde,
Als heim die Sonne ging,
Und ſah, wie überm Walde
Des Abends Goldnetz hing.

2. Des Himmels Wolken tauten
Der Erde Frieden zu,
Beim Abendglockenlauten
Ging die Natur zur Ruh.

3. Ich ſprach: O Herz, empfinde
Der Schöpfung Stille nun
Und ſchick mit jedem Kinde
Der Flur dich auch, zu ruhn.

4. Die Blumen alle ſchließen
Die Augen allgemach,
Und alle Wellen fließen
Beſänftiget im Bach.

5. Nun hat der müde Sylphe
Sich unters Blatt geſetzt,
Und die Libell' am Schilfe
Entſchlummert taubenetzt.

6. Es ward dem goldnen Käfer
Zur Wieg' ein Roſenblatt;
Die Herde mit dem Schäfer
Sucht ihre Lagerſtatt.

7. Die Lerche ſucht aus Lüften
Ihr feuchtes Neſt im Klee,
Und in des Waldes Schlüften
Ihr Lager Hirſch und Reh.

8. Wer ſein ein Hüttchen nennet,
Ruht nun darin ſich aus;
Und wen die Fremde trennet,
Den trägt ein Traum nach Haus.

9. Mich faſſet ein Verlangen,
Daß ich zu dieſer Friſt
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimat iſt.

Friedrich Rückert.

---

110. Unſere drei wichtigſten Mineralien.

In den Tiefen des Meeres und im Schoße der Erde ruhen wertvolle Schätze, die des Menſchen Hand, oft mit harter Mühe, an das Tageslicht fördert und zu ſeinem Nutzen verwendet. Noch köſtlicher aber als das edle Gold, deſſen Glanz nimmer erbleicht, als die leuchtenden Perlen, welche den fernen Meeresfluten entſteigen, und als die im reichſten Farbenglanze ſprühenden Diamanten Indiens und Braſiliens — köſtlicher als alle dieſe Güter, welche die Augen der Menſchen blenden, ſind drei an ſich unſcheinbare Gaben des Mineralreiches, an welche die Wohlfahrt, ja, ſogar das Leben der Völker geknüpft iſt: es ſind Salz, Eiſen und Steinkohle. Sind jene Schätze die ſchönen Zierden des menſchlichen Geſchlechts, ſo bilden dieſe ſeine notwendigen Bedürfniſſe.

1.

Doch über alles preiſ' ich den gekörnten Schnee,
Die erſt' und letzte Würze jedes Wohlgeſchmacks:
Das reine Salz, dem jede Tafel huldigt —

ſagt unſer großer Dichter Goethe. Aber nicht nur als Gewürz und erſte und letzte Bedingung jedes Wohlgeſchmacks, ſondern auch als ein ebenſo notwendiges Nahrungsmittel, wie Brot und Fleiſch es ſind, und als eine

der wesentlichsten Grundlagen des ganzen heutigen Gewerbfleißes, der uns mit unzähligen Gegenständen des Schmuckes und des tagtäglichen Bedürfnisses umgibt, ist der „gekörnte Schnee" zu nennen.

Das Salz ist zur Erhaltung unseres Körpers unentbehrlich. Von allen Entbehrungen, die den Menschen treffen, ist der Mangel an Salz die größte und empfindlichste. „Salz und Brot macht die Wangen rot." Ohne Salz würden diese welken; der Mensch würde verhungern, wenn er kein Salz — auch keins im Wasser, in den Früchten, in seinen Getränken — genösse. Ebenso ist es mit den höheren Tieren. Begierig läuft das Wild unserer Wälder nach der Salzlecke; dem Kamel in der Wüste ist ein Stückchen Steinsalz der liebste Leckerbissen, und die unbändigen Büffel kommen scharenweise aus den Waldungen an die salzigen Ufer des Missouri, wo ihnen der Jäger auflauert. Bekanntlich gibt es auch eine große Anzahl von Pflanzen und Tieren, welche ausschließlich im Salzwasser leben, und denen das Süßwasser den Tod bringt.

Wie vielseitig wird das Salz gebraucht! Es dient nicht bloß als Gewürz und gewissermaßen als Nahrungsmittel, indem es dem Körper wesentliche Bestandteile zuführt und erst eine vollkommene Verdauung der Speisen im Magen bewirkt, sondern auch zum Salzen der Butter und Aufbewahren von Gemüse, wie Sauerkraut, grüne Bohnen, Gurken u. dergl. m., ferner zum Einpökeln des Fleisches und der Fische, deren Zersetzung es aufhält. Im Solbade empfindet der Schwache seine stärkende Wirkung; als Düngungsmittel vermehrt es den Segen unserer Felder; es wirkt mit bei der Bereitung der Seife und des Glases wie bei der Herstellung verschiedener Farbenabstufungen; ja, es lassen sich aus reinem Steinsalze sogar Halsperlen und Knöpfe, Dosen und Salzfässer drechseln, welche dann mit Olivenöl eingerieben werden, um das Zerschmelzen an feuchter Luft zu verhindern. Mit Schnee oder gepulvertem Eis in Berührung gebracht, bringt es diese zum Schmelzen und erzeugt eine Mischung von solcher Kälte, daß man leicht selbst im Sommer Gefrorenes damit herstellen kann.

Das Salz, gewöhnlich Kochsalz genannt — die Verbindung eines sehr leichten Metalls, Natrium, mit einer eigentümlichen giftigen Gasart, dem Chlor, daher auch Chlornatrium geheißen —, ist seit den ältesten Zeiten von den Menschen gewonnen. Dem deutschen Boden entspringen unzählige salzhaltige Quellen, die wahrscheinlich schon von den Ureinbewohnern benutzt wurden; so fanden sich z. B. bei Bad Nauheim in der Wetterau die Reste ausgedehnter alter Salinen, tönerne Kochkessel, Röhrenleitungen, steinerne und bronzene Geräte, bedeckt von Erdlagen mit germanischen und römischen Begräbnisstätten und Waffen. Die Herstellung des Salzes war bei den Germanen anfangs sehr einfach und roh. Sie schütteten das Solwasser auf Haufen glühender Kohlen und erhielten dadurch schwarze, unreine, salzige Krusten, die sie zum Würzen ihrer Speisen gebrauchten. Die Salzquellen waren unseren Vorfahren heilig; man umgab sie deshalb mit Befestigungen, von denen sich oft noch Spuren finden. Die jetzige Gewinnung des Salzes aus den Quellen ist sehr umständlich und kostspieliger als die anderen Weisen, Salz zu erlangen.

Die Römer, welche vor fast zwei Jahrtausenden in Deutschland neben den Germanen wohnten, brauchten nicht so wie diese das Salz zu gewinnen. Sie bezogen es aus den Meersalinen Italiens und Südgalliens. Das Meer, welches sieben Zehntel der Oberfläche des Erdkörpers bedeckt, ist bekanntlich überall salzig, wenngleich manche Binnenmeere, z. B. das Schwarze Meer, nur wenig Salzgehalt haben. Durchschnittlich kommen im Seewasser auf hundert Teile Wasser drei bis fünf Teile Salz. Man gewinnt dieses aus dem Meerwasser vorzüglich durch die Sonnenwärme, welche das Wasser verdampft und das Salz zurückläßt. Damit das rasch geschehen kann, wird das Seewasser in große, flache Behälter geleitet, die mit Dämmen umgeben und in viele kleine Abteilungen geteilt sind. Bald verdunstet nun das Wasser an der Sonne, so daß die Salzmassen mit Beilen ausgehauen werden können. Durch sorgsame Behandlung läßt sich aus dem grauen Seesalze ein sehr reines, weißes und feinkörniges Salz herstellen, das ebensogut als Quellsalz ist. Für den Gebrauch als Tafelsalz und zum Einpökeln der Fische wird es besonders fein gemahlen.

Wir gewinnen das Salz aus dem Innern der Erde aber nicht bloß durch die Quellen, in denen es sich aufgelöst hat, sondern es tritt uns auch in gewaltigen Lagern entgegen, die meistens tief im Boden verborgen sind und nun durch Bohren und Graben erschlossen werden. Oft lagert das Steinsalz, abwechselnd mit Gips, in außerordentlicher Mächtigkeit; nicht selten befinden sich zehn und mehrere Lager von zehn bis fünfzehn Meter Dicke übereinander. Im Kalkstein der Alpen eingebettet, zieht sich ein Steinsalzlager von Oberösterreich nach Steiermark und durch das Salzkammergut bis nach Bayern hinein. Die Salzwerke von Ischl, Hallein, Hallstadt, Berchtesgaden, Rosenheim, Reichenhall, Traunstein u. s. w. sind alle mit seiner Ausbeutung beschäftigt. Weltbekannt sind die galizischen Steinsalzbergwerke von Wieliczka, in deren Tiefen sich sogar eine Kapelle mit Pfeilern, Kanzeln, Heiligenbildsäulen und Verzierungen und einem großen Saal mit Orchestergalerie und einem Kronleuchter von sechs Meter Umfang befindet, alles aus dem reinsten Salzstein gehauen. Im Norden unseres Vaterlandes, wo man verschiedene Steinsalzlager aufgeschlossen hat, haben die Bohrarbeiten bei Staßfurt die großartigsten Erfolge ergeben. Hier fand man in einer Tiefe von 250 Metern ein Salzlager von einer so bedeutenden Mächtigkeit, daß es fast unerschöpflich erscheint. — Gegen die ungeheuren Massen Salzes, welche im Schoße der Erde schlummern und des Augenblicks harren, wo sie emporgehoben und zum Nutzen des Menschen verwandt werden, kommen die Salzkrusten gar nicht in Betracht, die sich häufig an der Oberfläche der Erde finden, und die für die Kochsalzgewinnung ganz ohne Wert sind. Man findet diese Salzsteppen, wo der Boden sich auf weite Entfernungen hin mit Salzkörnchen bedeckt und, weil die wenigsten Pflanzen das Kochsalz ertragen können, zur Wüste ward, in den heißen und sehr trockenen Landschaften Tibets, Arabiens, Afrikas und Australiens und in den Steppenländern Südamerikas.

So unscheinbar das Salz auch ist, die Völker der ganzen Welt wissen es doch seinem großen Werte nach wohl zu schätzen. Salz und

Brot, des Lebens wichtigste und notwendigste Bedürfnisse, trägt der Russe als Zeichen gastlichen Willkommens selbst seinem Kaiser entgegen. In manchem sinnigen Spruche der Völker wird das Salz sinnbildlich erwähnt; was der Rede Reiz und Schärfe verleiht, das nannte der kluge Athener das Salz der Rede. Und selbst der Herr verschmäht nicht, das schmucklose Mineral als Bild zu verwenden, wenn er seine Jünger auffordert, das Salz der Erde zu sein.

2.

Das Salz ist unumgänglich notwendig für das menschliche Dasein; nicht in demselben Grade das Eisen. Aber der Fortschritt des Menschengeschlechts ist doch unauflöslich an dieses Metall geknüpft.

Wie weit steht es äußerlich zurück hinter dem sonnigleuchtenden Golde und dem in reinem Weiß schimmernden Silber, ja, hinter dem Kupfer, dem Zinn und manchen anderen Metallen! Und wie weit übertrifft es sie in den Eigenschaften, welche die Metalle für den Gebrauch des Menschen geschickt machen! Sonst hart und fest, wird es bei bedeutenden Hitzegraden weich und formbar wie Wachs. Es läßt sich hämmern und schweißen, schmelzen und in Formen gießen. Dabei ist es auf der Erde in ungeheuren Massen und fast überall gegenwärtig, in Gesteinen und Erden, in Sand und Schlamm, in Sümpfen und Gewässern. Nirgends freilich — wenn wir die rätselhaften, höchst seltenen Eisenmassen ausnehmen, die hier und da aus der Luft gefallen sind — findet es sich gediegen, sondern stets mit anderen Körpern vermischt, aus deren Verbindung es gelöst werden muß.

Die Geschichte erzählt uns, daß in urältester Zeit die Völker weder Eisen noch ein anderes Metall kannten und sich ihre Äxte, Messer, Lanzenspitzen und Beile aus Steinen, ihre Nadeln aus Knochen herstellen mußten. Später traten an die Stelle der Geräte von Stein solche von Kupfer und Bronze, und das war schon ein ungeheurer Fortschritt; aber erst als man das Eisen kennen und gewinnen lernte, war das Richtige gefunden. Wann und wo diese wichtige Entdeckung gemacht wurde, darüber gibt es keine Kunde; wohl aber wissen wir, daß zu den Tagen, wo die Griechen vor Troja kämpften, das Eisen noch nicht in allgemeinerem Gebrauche, sondern ein seltener und in hohem Werte stehender Gegenstand war. Für die hellenischen Helden der Urzeit hatte ein Stückchen Eisen, für uns ein paar Pfennige wert, einen solchen Reiz, daß es als willkommener Siegespreis bei ihren Kampfspielen galt. Kein geringerer als Hephästos oder Vulkan, Zeus' erfindungsreicher Sohn, der Gott der Esse, war der Schutzgott der Schmiede, die es allmählich lernten, in mühseliger Arbeit das widerspenstige Metall bis zum guten Schwerte oder sonst einem schätzenswerten Gebrauchsgegenstand zu veredeln. Rasch hat sich dann die Eisenbearbeitung über die Welt verbreitet. Selbst unter den Negerstämmen Afrikas giebt es Schmiede, die mit Hülfe einiger Kohlen und eines Handblasebalges aus leicht zu schmelzenden Eisenerzen das nützliche Metall gewinnen und aus ihm die Gerätschaften des gewöhnlichen Bedarfs herzustellen wissen.

„Eisen," sagt der Römer Plinius, „ist das nützlichste, aber auch das schädlichste aller Metalle." Er dachte wohl daran, daß die Eisenbergwerke von Noricum, unserem jetzigen Steiermark und Kärnten, und die von der Insel Elba auch den Stoff zu den tötlichen Waffen liefern mußten. Nun werden wir alle gewiß lebhaft die Zeit herbeiwünschen, in der nur Frieden auf Erden herrscht und die Schwerter sich in Pflugschare verwandeln können. Solange das aber ein frommer Wunsch bleibt und das Wort des Dichters auch im Verkehr der Völker gilt: „Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt," so lange begrüßen wir auch das Eisen als ein Mittel, unsere Freiheit und Unabhängigkeit zu schirmen.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte.

Das nützlichste aller Metalle ist unstreitig das Eisen, und wir verwenden es heutigestags als Schmiedeeisen und als Gußeisen wie in seiner besonderen Zubereitung als Stahl in einem so ausgedehnten und vielfältigem Maße, daß unser Zeitalter wahrlich das eiserne genannt werden kann. Würde uns plötzlich alles Eisen entrückt, es wäre ein Weltunglück, das gar nicht auszudenken wäre. Die verschiedensten Maschinen von der einfachen Kaffeemühle an bis zur kunstvollsten Dampfmaschine hinauf sind aus Eisen verfertigt; nicht bloß Bogen, Säulen, Straßenpflaster und Türen, sondern auch ganze Häuser und Dampfschiffe bestehen aus diesem Metalle; aus ihm werden die größten Schienenwege wie die feinsten Schmucksachen hergestellt; es liefert der Hand des Menschen in tausend Werkzeugen die willigsten und geschicktesten Gehülfen. Das Eisen beflügelt das Roß in seinem Laufe und trägt am Telegraphendrahte unsere Gedanken blitzesschnell von Stadt zu Stadt, von Land zu Land; die Stahlnadel, welche die magnetische Kraft geheimnisvoll in sich birgt, leitet sicher den Schiffer auf den feuchten Pfaden des Meeres. Eisen ist eins der wenigen Metalle, welche wohltätig auf den menschlichen Körper wirken; es bietet den Schwachen und Kränkelnden in eisenhaltigen Gesundbrunnen oder besonderen Zubereitungen stärkende Heilmittel und färbt die bleichen Wangen wieder mit der Röte der Gesundheit. Aus allem diesen und aus noch vielfach anderer Anwendung des Metalls erkennen wir die Wahrheit des Wortes: „Eisen ist kostbarer als Gold."

3.

Der treueste Verbündete des Eisens ist die Steinkohle. Beide wirken innig zusammen, um unser Leben reich und angenehm zu gestalten. Die Kohle ist es, die in den großen, turmhohen Öfen, die man Hochofen nennt, aus den Erzen das Eisen hervorschmelzt —

Hier nähren früh und spät den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand,
Der Funke sprüht, die Bälge blasen,
Als gält es, Felsen zu verglasen.

Sie muß auch die mächtigen Hämmer in Bewegung setzen, welche die gewonnenen Eisenmassen in mancherlei Formen bilden:

Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Und wie sie hier durch den Dampf, den sie dem Wasser entlockt, das Eisen selbst unter Hülfe des Eisens bearbeitet, so wirkt sie mit Wasser und Eisen zusammen, um Dampfschiffe und Dampfwagen in Bewegung zu setzen und in den Fabriken tausend Arbeiten zu vollziehen.

Niemand hat einst geahnt, daß die rußigen, unschönen Kohlen die kostbaren „schwarzen Diamanten" werden könnten, nach deren Besitz sich jetzt alle Völker sehnen. Freilich waren die Kohlen und ihre Brennbarkeit schon seit den Zeiten der Hohenstaufen in Belgien und England bekannt, aber man achtete sie gar gering und mochte sich mit ihnen nicht befassen. Noch im vierzehnten Jahrhundert erließ die Stadtobrigkeit von London eine Verordnung, welche das Brennen der „unsauberen und übel qualmenden" Steinkohlen aufs strengste verbot; alle aber, welche trotz königlichen Verbotes fortfahren würden, sie zu verwenden, sollten mit hohen Geldstrafen belegt werden, und außerdem seien ihre Herde und Öfen zu zerstören. Erst mit der Erfindung der Dampfmaschine, einem der größten Fortschritte, den die Menschen je gemacht haben, sind die Steinkohlen in ihre volle Bedeutung eingetreten.

Eine seltsame, großartige Pflanzenwelt wuchs in der Urzeit, als noch keines Menschen Fuß auf der Erde wandelte, in heißer Luft aus feuchtem Boden hervor. Riesige Farnkräuter, Schachtelhalme und Bärlappe, ohne farbige Blüten, ohne saftige Früchte, schossen in einer Größe und Stärke auf, wie sie jetzt unsere höchsten Fichten zeigen. Dieses Riesengeschlecht von Pflanzen ist untergegangen. Meeresfluten haben die gewaltigen Stämme umgestürzt, sie in Buchten zusammengeschwemmt und mit Gestein und Erdmassen bedeckt. Durch die Wärmeausstrahlung des damals noch heißeren Erdbodens und den Druck der auf ihnen lagernden Lasten sind sie dann allmählich verkohlt. So haben sie die Steinkohlenlager gebildet. Scheinbar sind die Kohlen nichts als Mineralien, aber bald erkennt man, daß sie pflanzlichen Ursprungs sind. Häufig finden sich bei ihnen Abdrücke von Farnkräutern oder Stücke, die sofort als Teile solcher Gewächse zu erkennen sind, ja, manchmal noch deutlich wahrzunehmende ganze Baumstämme.

Wunderbar! Die Pflanzenwelt, welche vor vielleicht Millionen von Jahren unsere Erde schmückte, bildet jene unterirdischen Vorratskammern, die mit ihrem Überflusse da aushelfen, wo das Holz auf der Oberfläche

der Erde nicht mehr auszureichen vermag. — Alte Sagen erzählen uns von wohltätigen Geisterchen, die aus den dunklen Tiefen der Erde an das Tageslicht emporstiegen und den Menschen bei ihrer Arbeit mit Zauberhänden halfen. Die Kohlen, die schwarzen kleinen Gesellen aus der Unterwelt mit ihren rußigen Röcklein, sie sind die freundlichen und zu tausend Dingen geschickten Gnomen, welche uns rastlos helfen, die unendlich mannigfaltigen Erzeugnisse unseres heutigen Gewerbfleißes hervorzubringen. Sie führen unsere Dampfschiffe und Dampfwagen rasch über Meer und Land, so daß wir mit Leichtigkeit die weitesten Reisen unternehmen, oder, wenn wir in der Ferne weilen, bald die Heimat und unsere Lieben wiedersehen können. Sie erwärmen behaglich unsere Wohnräume; sie, die Kinder der Finsternis, verwandeln in unseren Zimmern und Läden, auf unseren Straßen und Märkten die dunkle Nacht in den leuchtenden Tag; ja, sie lassen in den mancherlei prächtigen Anilinfarben, die sie zauberisch schaffen, uns ihre schwarze Abkunft ganz vergessen. In den Steinkohlen reichen sich Vergangenheit und Gegenwart, Oberwelt und Unterwelt freundlich die Hand.

Wohl uns, daß die drei dem Menschen unentbehrlichsten Mineralien auf der Erde so weit verbreitet und in geradezu unerschöpflichen Mengen vorhanden sind! Unvermindert umspült wie vor Jahrtausenden so noch jetzt die salzige Meerflut die Länder, und im Innern der Erde wird ein mächtiges Salzlager nach dem andern erschlossen. — Großbritanniens, Schwedens, Norwegens, Deutschlands und anderer Länder Eisengruben sind noch lange nicht ausgebeutet, und ungeheure Schätze dieses Metalls schlummern noch im Gestein, des Augenblicks harrend, wo sie gehoben werden. — Die Steinkohlen endlich fehlen fast keinem Lande der Erde, obgleich hinsichtlich der Menge und Mächtigkeit der Kohlenlager der größte Unterschied obwaltet. Vor allen Ländern ist Großbritannien mit den schwarzen Diamanten gesegnet, aber auch Belgien, die Vereinigten Staaten von Amerika und verschiedene Gegenden unseres deutschen Vaterlandes haben weitausgedehnte, reiche Kohlenbecken. Weitbekannt sind die großen Kohlenlager von Saarbrücken am Fuße des Hunsrücks und die bedeutenden Kohlenfelder Westfalens um Dortmund. Die Steinkohle findet sich in der neuen wie in der alten Welt; sie steigt im Hochlande Südamerikas bis zu einer Höhe hinauf, wo in den Alpen bereits die Grenze des ewigen Schnees beginnt, und sie reicht an Englands Küsten Hunderte von Fuß unter den Meeresspiegel und zieht sich an einigen Orten selbst unter dem Seeboden hin. Wie viele Jahrtausende mögen vergehen, bis die letzte Kohle dem Schoße der Erde entnommen ist!

Was eben hat diese drei Mineralien zu dem gemacht, was sie für den Menschen geworden sind, was hat Einöden durch sie zu volkreichen Gefilden umgeschaffen? Es ist der Geist des Menschen, der ihr Wesen erkannte und sie in seinen Dienst stellte, der auch an diesen leblosen Stoffen glänzend das Wort bewahrheitete, daß der Mensch über die Erde herrscht und sie sich untertan macht.

August Kippenberg.

111. Die Einwirkung des Menschen auf die Natur.

1.

Der Mensch ist ein Teil der Natur, sie beeinflußt ihn und er ist ihren Gesetzen unterworfen. Aber der Mensch steht auch wieder gewissermaßen außerhalb der Natur. Auf eine ganz andere Weise als alle übrigen lebenden Geschöpfe vermag er auf sie einzuwirken und bis zu einem bestimmten Grade sie zu beherrschen. Seine geistige Entwicklung ist es, die dem Menschen die Mittel verleiht, durch welche er sich nach und nach von der unbedingten Herrschaft der Natur befreit und im Verhältnisse zu ihr nach wesentlichen Seiten hin die Stellung eines Dieners mit der eines Herrn und Gebieters vertauscht.

Durch den Wilden auf dem niedrigsten Standpunkte menschlicher Gesittung erleidet die Natur fast gar keine Veränderung. Ist er nicht etwa Höhlenbewohner, so geben ihm kunstlos zusammengeflochtene Baumzweige leicht das schützende Obdach; seine Nahrung sind Muscheln aus der See, kleinere Landtiere, die sich unschwer erbeuten lassen, oder die rohen Früchte des Waldes und der Flur; ein unzubereitetes Tierfell ist seine Kleidung, falls er deren nicht überhaupt entbehrt. Seine Nahrung, seine Bekleidung, seine Wohnung, überhaupt sein ganzes Leben, sind von den Naturvorgängen völlig abhängig, die außerhalb des Wirkungskreises seines Willens liegen. Der Mensch ist Naturmensch in vollster Bedeutung des Wortes.

Solange der Mensch nur noch Jäger oder Fischer ist, bleibt er mit seinem Dasein aufs engste an die Natur gefesselt, und sein Einfluß auf diese ist gering, zumal auf dieser Stufe menschlicher Entwicklung die Bevölkerung nur noch eine sehr dünne, auf weite Flächen sparsam verstreute ist. Die Einwirkung des Menschen auf seine Umgebung beschränkt sich wesentlich auf Ausrottung einzelner Tierarten in gewissen Gegenden und etwa auf zufällige Beschädigungen des Waldes durch unvorsichtigen Gebrauch des Feuers. Mehr als der Jäger oder der Fischer wirkt der Nomade auf die Natur ein. Einzelne Tiere werden gezähmt und wachsen unter der Pflege und Zucht des Menschen zu großen Scharen heran, die äußere Erscheinung und die ganze Lebensweise dieser Geschöpfe werden verändert, und anderseits werden die wilden Tiere bekämpft, vermindert oder ganz vertilgt. Die Weidestrecken einer Gegend werden abgenutzt, und man nimmt seine Zuflucht zu anderen; später werden wohl auch die Heide, die Steppe oder der Wald durch Hülfe des Feuers verheert, damit Raum für einen Graswuchs geschaffen werde, den die Asche üppig hervorsprießen läßt.

2.

Erst wenn der Mensch als Ackerbauer auftritt, beginnt seine großartige Einwirkung auf die Natur. Der Ackerbau ist die

Wiege aller höheren menschlichen Bildung. Indem sich in ihm die geistige Entwicklung des Menschen entschieden darstellt und wieder durch ihn die Kultur der Völker fortschreitet, tritt der umgestaltende Einfluß des Menschen auf die Natur in verschiedenen Richtungen großartig hervor.

Ohne Schonung wird der Wald ausgerottet, um zu Ackerland verwandelt zu werden, und noch in später geschichtlicher Zeit erinnern viele Ortsnamen daran, daß einst dort Baum an Baum stand, wo sich jetzt segensreiche Felder ausbreiten. Aber auch der Boden, welcher Grasarten oder andere ausdauernde Gewächse trägt, die mit ihren Wurzeln gleichsam die Erde durchweben und eine feste Rasendecke bilden, wird gerodet und unter die Herrschaft des Pfluges oder Spatens gebracht. Die gelockerte Erde wird in größeren oder kleineren Strecken mit einer bestimmten Pflanzenart besetzt, die gewöhnlich schon nach Verlauf weniger Monate oder eines Jahres ihre Ernte spendet. In immer größerem Maße greift die Ausrodung um sich, und die Landschaftsbilder gewinnen ein wesentlich anderes Aussehen. Eine Waldung nach der anderen wird verbrannt oder niedergeschlagen, wobei nicht selten die Baumstümpfe stehen bleiben, zwischen welchen man nun die Getreidekörner aussät. Ein solches Urbarmachen des Landes wird noch jetzt in Nordamerika, in Brasilien, in der indischen Inselgruppe und in vielen anderen tropischen Ländern, welche Europäer kolonisiert haben, in großartigem Maßstabe betrieben; sie ist in früheren Zeiten auf den Antillen, der Kanariengruppe, den Inseln des grünen Vorgebirges und auf Madeira mit solchem Erfolge vollzogen worden, daß die dortigen Wälder schnell verschwunden sind. Ähnlich wie dem Walde ergeht es der Heide. Auch sie zwingt der Mensch mit Feuers Hülfe zum Weichen, auch sie muß mit ihrer Asche den Boden düngen, damit der ausgestreuten Saat eine reichliche Ernte zuteil werde. Noch heute findet, wenn auch in einer weit geringeren Ausdehnung als in früheren Zeiten, der Heidebrand statt; viele Gegenden Jütlands und Nordwestdeutschlands, die noch gegenwärtig zur Frühlingszeit die Luft mit ihrem Moorrauche erfüllen, legen Zeugnis davon ab. Doch nicht bloß Wald und Heide, sondern auch feuchte Landstrecken werden für den Ackerbau zubereitet. Man trocknet Sümpfe und Seen aus, leitet das Wasser von den nassen Wiesen ab, beschränkt das Bett der Flüsse und Bäche oder weist ihrem Laufe neue Richtungen an. Selbst das Meer bleibt nicht unberührt. Man sichert nicht allein durch Erdwälle die Ufergegenden vor seinen Verheerungen, sondern man dämmt auch kleinere oder größere Meerbusen ein und wandelt dadurch wie durch Deiche, die auf dem flachen, zur Flutzeit von der See überschwemmten Gestade vorgeschoben werden, den Meeresboden zuerst in Wiese, später in Acker um, wie es noch heutigestags an unserem deutschen Nordseestrande vielfach geschieht.

Felder voll Korn, Obst und anderer Nutzpflanzen und wohlgepflegte Wiesen zeugen so vornehmlich von der schaffenden und die Natur umgestaltenden Hand des Menschen. Ihr weichen nicht bloß Wald und Heide, Sumpf und sonstiges Gewässer samt der Tierwelt, die mit ihrem Dasein an diese Formen der Erdoberfläche geknüpft ist: je mehr bei Zunahme der Bevölkerung und der Gesittung der sorgfältige Anbau des Landes fortschreitet, desto weniger Raum ist für die Gebilde der wildwachsenden Flora und für das Tierleben, das sie birgt und erhält. So verliert die Natur auch nach dieser Seite hin ihren ursprünglichen Charakter. Im dichtbevölkerten und gartenähnlich angebauten Tieflande Chinas ist der ganze Boden fast ausschließlich mit kultivierten Nutzpflanzen bedeckt.

Aber es sind nicht bloß die heimischen Gewächse seines Landes, seien diese nun wirklich ursprünglich oder seit Menschengedenken darin vorhanden, denen der Mensch das Vorrecht verleiht, die Oberfläche der Erde zu bedecken und die anderen Pflanzen nach Zahl und Mannigfaltigkeit zu beschränken oder ganz zu verdrängen; er bringt auch, wenn die klimatischen Verhältnisse seiner Heimat den Anbau fremder Nutzgewächse erlauben, diese selbst aus den entferntesten Gegenden der Erde herbei. Die meisten unserer Baumfrüchte und Gemüsearten sind, wie wohl auch die größte Zahl unserer Getreidepflanzen, aus Asien herübergenommen; die Kartoffel und den Tabak gab uns Amerika, die Baumwolle wurde aus Indien nach den Ländern der neuen Welt und nach Ägypten gebracht, der Kaffee von Abessinien und Arabien nach Java, Westindien, Brasilien und anderen Gegenden. Eine große Menge von Nutzpflanzen und Zierblumen gaben uns in neuesten Zeiten noch Nord- und Südamerika, Asien und die beiden anderen Erdteile. Schon der Götterbaum, die hängende Herzblume und der japanische Pirus unserer Anlagen und Gärten bieten hierzu Belege. Es gibt merkwürdige Beispiele, daß die aus fremden Ländern eingeführten Gewächse sich selbst ohne unmittelbare Einwirkung des Menschen bedeutend verbreiten, ja, zum Teil die ursprünglichen Pflanzen verdrängen. In solcher Weise haben sich die Artischocke und der Pfirsichbaum in den Pampas Südamerikas angesiedelt, und auf dem Eilande von St. Helena ist die ursprüngliche Flora durch die eingewanderten fremden Gewächse größtenteils ausgerottet. Einzelne Pflanzen heften sich gleichsam an den Fuß des Menschen; sie folgen ihm auf seinen Wanderungen, und plötzlich sieht der Ansiedler im fremden Lande zu seiner nicht geringen Überraschung ohne sein Zutun eine Pflanze seiner alten Heimat neben seiner Wohnung emporblühen. So haben verschiedene unserer Unkräuter eine Stätte in Nordamerika gefunden; so haben anderseits wir von dort die schöne Nachtviole erhalten.

Was von den Pflanzen gesagt ist, das gilt in ähnlicher Weise auch von den Tieren. Durch die Kultur sind nicht allein viele

Tierarten verdrängt oder ausgerottet worden, wie in Deutschland das Elen und der Auerochs, in England der Wolf, in Griechenland der Löwe, in Ägypten das Krokodil und das Flußpferd, sondern es haben sich auch Haustiere, Singvögel und andere Tiere durch den Menschen nach fremden Ländern und Erdteilen hin verbreitet und werden hier jetzt teilweise in großen Scharen angetroffen. Unzählbar sind die Mengen der Pferde und Rinder, welche — Abkömmlinge europäischer Geschlechter — heutigestags verwildert in den Steppen Südamerikas umherschweifen; Australien verdankt Europa all seine Haustiere, in neuesten Zeiten auch manche Singvögel, die sich über seine Fluren verbreiten, und Chinas wertvolle Seidenraupe ist schon seit vielen Jahrhunderten auch in den Ländern des Abendlandes heimisch geworden.

3.

Doch nicht bloß dadurch, daß der Mensch auf die Verbreitung der Pflanzen und Tiere einwirkte, hat er die Natur beeinflußt und in gewisser Weise umgestaltet, sondern er hat auch durch seine Zucht und Pflege viele Gegenstände der organischen Natur nicht unwesentlich verändert und so gleichsam der Natur Gesetze vorgeschrieben. Ohne die menschliche Kultur würden wir nicht die vielen Apfel- und Birnenarten haben, welche uns durch ihren Wohlgeschmack erfreuen, sondern uns mit den fast ungenießbaren Holzäpfeln und Holzbirnen begnügen müssen, von denen jene herstammen. Ebenso ist es mit den vielen Arten von Kohl und Rüben, den Tausend Sorten von Rosen und anderen Blumen. Die holzige Wurzel der Mohrrübe, die auf unseren Wiesen wild wächst, ist durch den Menschen zu der zuckersüßen, zarten Rübe veredelt worden, welche als wohlschmeckendes Gemüse auf unserem Mittagstisch erscheint; ohne die Kultur würden wir wie vor hundert Jahren nur die einfache Georgine *(Georgina variabilis)* besitzen, statt der an Größe, Blütenbau und Farbenschmuck so verschiedenen zahllosen Abarten, welche jetzt unsere Gärten zieren. Indem der Mensch die Tiere in seinen Dienst nahm, haben sie sich vielfach seinen Zwecken anpassen müssen. Wie verschieden ist das leichte, feingebaute und schnellfüßige arabische Reitpferd von dem schwerfälligen, starkknochigen und ausdauernden normannischen Karrengaule!

Auf die leblose Natur wirkt der Mensch nicht bloß durch jene Veränderungen des Erdbodens ein, welche der Ackerbau unmittelbar nach sich zieht, sondern auch durch andere Umgestaltungen der Erdoberfläche, die mit dem Fortschritte seiner Kultur sich vollziehen. Unzählige Landstraßen und Schienenwege weben ihre Linien in das Bild der Landschaft, großartige Tunnels durchbrechen die Gebirge, künstliche Wasserstraßen ziehen ihre schimmernden Furchen von einer Gegend zur andern. Auch das Klima vermag der Mensch in gewissem Grade zu verändern. Die

Ausrottung des Waldes übt, namentlich in wärmeren Ländern und zumal in deren gebirgigen Teilen, Einfluß auf die Feuchtigkeitsverhältnisse. In waldigen Gegenden bleiben der Boden und die Luft unter den Bäumen verhältnismäßig kühl, der Wasserdampf der Luft, durch die Verdunstung der wässerigen Bestandteile der Gewächse vermehrt, verdichtet sich leichter, bildet sich rasch zu Tau und Regen und läßt zahlreiche Quellen entstehen. Auch wird die Feuchtigkeit der Luft durch das Austrocknen der Sümpfe und Seen etwas vermindert. Mit den Feuchtigkeitsverhältnissen werden aber die Wärmegrade, die Windströmungen und die Fruchtbarkeit des Landes nicht unwesentlich geändert. Manche Gegenden Südeuropas, Nordafrikas und Vorderasiens, einst wegen der Ergiebigkeit ihres Bodens hochgepriesen, zeigen jetzt ein ganz anderes Bild; mit der Vernichtung der Wälder hat sich der Wasserreichtum der Bäche und Flüsse vermindert und die Trockenheit der Luft gesteigert, die Hitze des Sommers ist glühender und versengender geworden, und die Erde trägt nicht mehr jene herrlichen Ernten, mit denen sie im Altertum prangte. Anderseits sind Deutschland und andere Länder Mitteleuropas, die einst als rauh und unwirtlich gescholten wurden, unter der zunehmenden Kultur des Menschen milder an Klima und reicher an Erzeugnissen ihres Bodens geworden. „Wir haben diesen Boden uns erschaffen, die Nebeldecke haben wir zerrissen," sagt Stauffacher in Schillers Tell.

4.

Wenn es nach allem Ebengesagten klar ist, daß die Einwirkung des Menschen auf die Natur im ganzen und wesentlichen von den segensreichsten Folgen begleitet war, so ist doch wohl auch bedauert worden, daß der Mensch, indem er die Natur den Zwecken seines Nutzens unterwerfe, ihre ursprüngliche Schönheit vielfach zerstöre und den Genuß der freien ungekünstelten Schöpfung beeinträchtige. Mancherlei Klagen dieser Art werden laut: Statt malerischer, mit den verschiedenartigsten Kräutern und Blumen geschmückter, in reizendem Wechsel von Wald und Flur sich ausbreitender Gegenden treten uns einförmige Kornfelder und Kartoffeläcker entgegen; die natürlichen blumenreichen Wiesen sind von Kleefeldern oder von anderen eintönigen Futteranpflanzungen abgelöst worden; an vielen Orten darf sich nicht einmal das Vieh auf den Weiden ungehindert ergehen, es wird selbst während des Sommers im Stalle zurückgehalten, oder es wird reihenweise auf der Wiese angebunden. Die Straßen dürfen sich nicht mehr krümmen und schlängeln und dadurch Abwechslung in die Landschaft bringen, — auf schnurgeraden meilenlangen Linien werden wir vorwärts geführt, langsamer auf den Chausseen, schneller auf den Eisenbahnen, von wo aus die Landschaft verschwindet, bevor das Auge sie auffassen kann; schnurgerade Hecken, im Süden hohe Mauern zerschneiden das Land

in viereckige Abteilungen und beschränken die Aussicht. Den Bäumen erlaubt man nicht, in ihrer malerischen Regellosigkeit zu verweilen, sie werden vielmehr in bestimmten Abständen voneinander und geraden Linien gepflanzt, und man gestattet ihnen nicht, ihre natürliche Größe und Schönheit zu erreichen; die einzelnen Bäume auf dem Felde werden umgehauen, weil sie dem Landmann im Wege stehen. Die Hirsche und Rehe, ein so hübscher Anblick für den Wandernden, werden entweder ganz und gar verdrängt oder in abgeschlossene Tiergärten verbannt; der Gesang der Nachtigallen und vieler anderer Singvögel verstummt; überhaupt zeigt sich die belebte Natur nicht mehr in der Fülle und Mannigfaltigkeit, womit sie sonst das Auge erfreute.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Kultur den Reiz der freien Natur in gewissen Punkten beeinträchtigt, aber es ist das einmal doch nur in beschränktem Grade der Fall, und ferner wird der Verlust an Naturfreude reichlich ersetzt durch den Naturgenuß, den uns der Geist des Menschen neu schafft. So bedeutend auch der Einfluß des Menschen auf die Natur erscheint, so ist er doch bei weitem nicht so groß, wie man bei oberflächlicher Betrachtung leicht annimmt. Wenngleich der Erdboden mit der ihn bedeckenden Pflanzen- und Tierwelt durch den Menschen merklich umgestaltet wird, so bleiben uns doch unverändert die Sonne, der Mond und die Sterne samt allen Erscheinungen, die von ihnen ausgehen. Auch das Meer mit dem wechselnden Schauspiel, das es darbietet, behalten wir; selbst die größten dem Meere abgewonnenen Strecken sind doch nur verschwindend klein gegen die ungeheure Fläche der See. Ebenso bleiben uns die großen Landseen und die Flüsse wie die Linien der Gebirge mit allen den Abwechslungen, welche sie unter dem Einflusse des wechselnden Lichtes dem Auge darstellen. So erleidet das Bild der Landschaft in seinen Grundzügen keine Umgestaltung, wenn auch sein Charakter im einzelnen vielfachem Wechsel unterworfen ist. Der blaue, sanfte Taghimmel, der goldene Sonnenstrahl, die schimmernde Meerflut, das sternenbesäete Gezelt der Nacht, die anmutigen Formen der Hügelketten und Talmulden — sie alle erfüllen das Herz des Menschen wie vor Jahrtausenden so noch zur heutigen Stunde mit nimmer versiegender Freude. „Die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.“

Nicht vergessen werden darf, daß die durch die Hand des Menschen geordneten oder veränderten Naturgegenstände ihre besondere Schönheit besitzen, die wir ohne solche Kultur gar nicht genießen würden. Auch das wallende Kornfeld ist schön; schön sind nicht minder die langen Alleen der lombardischen Tiefebene mit ihren von Baum zu Baum sich schlingenden Rebengeländen. Schön ist ein Bogengang grünender Bäume oder eine Mauer mit blühenden Rosen, ein wohlangelegtes Blumenbeet oder ein hoch

emporsteigender Springquell, schön die Gruppe von Obstbäumen, wenn sie in der vollen Blüte des Frühlings prangt oder sich im Herbste mit goldenen Früchten schmückt, und der Lustgarten in der Vereinigung aller der mannigfaltigsten Gestalten, in welcher sich der Geist des Menschen offenbart. Die menschliche Kultur verschafft uns dazu den erfreuenden Anblick einer Menge schöner Naturgebilde, welche wir ohne sie niemals in unserer Heimat sehen würden, an denen wir aber nun Auge und Herz laben können. Gewiß sähen wir ohne die Kultur mehr malerisch schöne Eichen und Buchen, als unsere Gegend sie jetzt zeigt, aber wir würden nicht die Akazie und die Platane sehen, nicht so viele der blühenden Stauden und Gebüsche, nicht den Pfirsich- und Aprikosenbaum, welche jetzt unsere Anlagen und Gärten zieren. Des ganzen großen fremden Blumenflors, der uns im Freien und im Zimmer so viel Freude verschafft, würden wir entbehren, nicht zu gedenken der Gewächshäuser, die uns einen, freilich nur sehr unvollkommenen Begriff von der Pflanzenwelt der Tropengegenden geben. — Der menschliche Geist, welcher uns in unserer Heimat Naturgenüsse schafft, die wir sonst nicht haben würden, führt uns heutigestages auch leicht zu fernen Naturschönheiten hin, welche zu schauen einst nur wenigen in diesen Gegenden nicht Heimischen vergönnt war. Eisenbahnen und Dampfer tragen Tausende und aber Tausende alljährlich zu den Gletschern und Seen der Alpen, zu Norwegens felsumgürteten Meeresbuchten, zu Italiens Zitronenhainen und zu den wunderherrlichen Gestaden des grünen deutschen Stroms.

Und noch ein wesentlicher Gedanke am Schlusse dieser Darstellung. Derselbe Menschengeist, der durch die von ihm ausgehende Kultur umgestaltet und veredelt, und der durch den Austausch der Naturerzeugnisse und unter Anwendung der großen Verkehrsmittel der Neuzeit unseren Naturgenuß verzehnfacht, der erweckt auch mehr und mehr und in immer weiteren Kreisen des Volkes den Sinn für die Natur, die volle Empfänglichkeit für ihre Schönheiten. Bei wilden Stämmen trifft man diesen Natursinn fast gar nicht, auch ist er schwach bei dem gemeinen Manne unter den gebildeten Völkern. Je mehr aber die Kultur steigt, je weitblickender und feinfühliger der Mensch wird, je schärfer und je mehr er beobachtet und die Welt der Naturgestalten und Naturerscheinungen erforscht, desto mehr erwacht auch seine Liebe zur Natur und die reine Freude an ihren Schönheiten. Da begeistert denn auch die Natur das tiefer empfindende Menschenherz. In vollen Tönen erklingen aus dem Munde der Dichter die Lieder, in denen der holde Reiz des hereinbrechenden Lenzes oder die ernsten Schönheiten der herbstlichen Natur, die Anmut des an der Hecke bescheiden duftenden Veilchens wie die erhabene Pracht des Sonnenunterganges gepriesen werden, oder was sonst die Natur an stiller Lieblichkeit oder majestä-

tischer Erhabenheit zeigt. Lieder, sinnige Erzählungen und anmutige Schilderungen, in denen solches Naturgefühl sich ausspricht, dringen schon an das Ohr des jüngeren Kindes, früh seinen Natursinn weckend, und sie stimmen noch das Herz des Greises zu reiner Naturfreude, zum edelsten Naturgenuß. So wirkt nicht bloß der Geist des Menschen auf die Natur, sondern auch die Natur auf den Menschengeist ein; sie spendet diesem den Dank für das, was sie von ihm empfangen hat. Am tiefsten und innigsten aber redet sie zu ihm, wenn auch sie, in ihrer besonderen Sprache, offenbart den Allwaltenden, in dem alles lebet, webet und ist, so daß die seine Nähe empfindende Menschenseele jubelnd preist, daß die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündigt seiner Hände Werk.

Frei nach Joachim Frederik Schouw.

---

112. Sonne und Mond.

1.

Sonne, im Frührot erwacht, dir jauchzet der Erdkreis entgegen,
Dir das Wogengebraus des erdumgürtenden Meeres!
Alles freuet sich dein! In schimmernde Purpurgewande
Hüllst du den Himmel, die Erd' und die kräuselnden Fluten des Meeres!
Sonne, o lächle der Erde und gieß aus der strahlenden Quelle
Leben in die Natur! — Du hast die Fülle des Lebens! —

Für unsere Erde ist die Sonne der bei weitem größte, glänzendste und augenfälligste Himmelskörper und von unendlich höherer Wichtigkeit als alle übrigen Körper des Weltalls. Ihrer ungeheuren Übermacht gehorcht die Erde, indem sie, durch das geheimnisvolle Band der Schwerkraft an die mächtige Herrscherin gefesselt, diese in wunderbar regelmäßiger Bahn umkreist. Ihren Flammen verdanken wir Erdbewohner Licht und Wärme, Leben und Gedeihen. Der Baum, welcher kraftvoll emporwächst und fröhlich seine Krone ausbreitet, das Veilchen, das am Wiesenrande duftet und blüht, der Falter, der seine bunten Schwingen munter regt — sie alle sind mit ihrem Dasein an das glänzende Tagesgestirn geknüpft. Die Sonne ist es, welche die Wolken dem Schoße des Meeres entsteigen läßt und sie als Segler der Lüfte weit über die Lande führt, um diese mit Fruchtbarkeit zu segnen: sie redet zu uns in dem Lüftchen, das durch die Blätter säuselt, und in der tosenden Brandung, welche das Felsenufer peitscht.

Stets haben denn auch die Geschlechter der Menschen gefühlt, daß die Erde und alles Erdenleben von der Macht und dem Segen der Sonne abhängt, und fast alle alten Völker haben mit tiefer Ehrfurcht zu dem flammenden Ball emporgeblickt. Vielen war er sogar eine erhabene Gottheit, anderen das würdigste Abbild derselben. In den höchsten und feierlichsten Gesängen haben die Dichter alter und neuer Zeit die Sonne besungen.

Die Sonne verdankt ihre unumschränkte Macht über die Erde und die Hunderte von Planeten, welche mit dieser sie umkreisen, ihrer ungeheuren Masse, welche 300000mal bedeutender als die unseres Erdballs und 700mal größer als die der Gesamtheit der Planeten ist. Noch mehr ist die Sonne der Erde an Größe überlegen. Erst 1280000 Erdkugeln kommen ihr an Ausdehnung gleich, ja, alle Planetenkugeln zusammengefügt, würden noch nicht den 560. Teil vom Raume der Sonne einnehmen. So ist denn das Größenverhältnis der Erde zu dem der Sonne kaum ein solches, wie das des Käuzchens zu dem hochragenden Dome, den es umflattert. Wäre die Sonnenkugel hohl, und die Erde in ihrem Mittelpunkte, so könnte in diesem Hohlraume der Mond nicht allein seine Bahn um die Erde vollenden, sondern er bliebe von dem Sonnenrande fast noch ebenso weit entfernt, als sein Abstand von der Erde beträgt. Könnte ein Wanderer, der täglich zehn Stunden zurücklegt, die Erde umkreisen, so würde er seinen Weg in 3 Jahren vollenden, könnte er eine gleiche Reise um die Sonne machen, so brauchte er mehr als 320 Jahre.

Jahrtausende auf Jahrtausende sendet die Sonne ihre erleuchtenden und erwärmenden Strahlen in den Weltenraum, ohne daß bis jetzt eine Verminderung der Kraft ihres Lichts und ihrer Wärme wahrgenommen wäre. Und wie groß ist die Macht und Fülle dessen, was sie an beiden uns spendet! Gegen den Sonnenstrahl erscheint auch das glühendste sonstige Licht matt, und ständen auch 600000 Vollmonde am Himmel, so würden sie noch nicht die Helligkeit geben, welche die Sonne der Erde verleiht. Die Wärme, welche die Sonne unserem Weltkörper alljährlich spendet, würde imstande sein, eine Eisschicht von 36 m, welche sich um den Erdball zöge, völlig hinwegzuschmelzen.

Die Sonne ist ein in höchster Gluthitze befindlicher Ball, aus dem Flammen emporschlagen, welche oft an Höhe die größten Berge der Erde viel tausendmal übertreffen. Durch das Fernrohr sieht man auf der Sonne auch dunkle Flecken, die vielfach wechseln, oft rasch entstehen und ebenso schnell wieder verschwinden. Diejenigen Sonnenflecken, welche eine größere Beständigkeit zeigen, haben uns auch gelehrt, daß der ungeheure Feuerball sich in $25^1/_2$ Tagen um seine Axe dreht. So zahlreich diese dunklen Stellen auf der Sonne auch oft sind, so ist doch nicht zu merken, daß sie den Glanz derselben vermindern und auf das Klima der Erde einwirken. Dagegen entzieht uns manchmal der Mond auf kurze Zeit das Licht und die Wärme der Sonne. Eine totale Sonnenfinsternis ist eins der großartigsten Schauspiele, welche die Natur den Menschen bietet. Alle Gegenstände nehmen eine andere Färbung an; die ganze Natur bietet einen traurigen, dunklen und beklemmenden Eindruck. Das schönste Grün der Landschaft verwandelt sich in Grau; der Himmel erscheint in der Nähe der Sonne bleifarben, während der Horizont sich mit einem grünlichen Gelb umsäumt. Ein allgemeines Schweigen herrscht in der Natur; die kleinen Vögel verschwinden, und die Insekten verkriechen sich. Einzelne Blumen beginnen sich zu schließen. Das Angesicht der Menschen sieht gelblich und geisterhaft aus. Wenn der letzte Sonnen-

strahl verschwindet, erblickt man den Mond wie eine tiefschwarze Scheibe am bleifarbenen Himmel, umgeben von einem silberweißen Strahlenkranze. Auch treten wohl einzelne Sterne erster Größe hervor.

Ganz in der Nähe der Sonne oder auch weiter von ihr entfernt, doch nie in größerem Abstande, als daß dieser Stern höchstens viertehalb Stunden nach ihr untergehen oder vor ihr aufgehen könnte, sieht man die Venus oder den Abend- und Morgenstern. Sie strahlt mit so hellem Lichte, daß sie alle Sterne des Himmels überglänzt, und daß oft die von ihr beschienenen Gegenstände einen deutlichen Schatten werfen wie beim Lichte einer fernstehenden Kerze. Bald rückt sie der Sonne näher, bald entfernt sie sich von ihr; bald steht sie als Abendstern von dieser östlich, bald als Morgenstern von ihr westlich. In äußerst seltenen Fällen geht sie als ein kleines Pünktchen über die Sonnenscheibe hin. Nur mit dem Fernrohr kann dieser Durchgang wahrgenommen werden; ebenso erkennt auch nur das bewaffnete Auge, daß die Venus in verschiedenen Lichtgestalten, wie der Mond, erscheint. — Nur sehr selten sieht man ganz in der Nähe der Sonne ein in sehr hellem, weißlichem Lichte glänzendes Sternchen, Merkur genannt, in ganz ähnlichem Wechsel seiner Stellung, wie Venus ihn zeigt. Meistens steht es so dicht bei der Sonne, daß es im Tageslichte verschwindet. In Ländern, welche eines heiteren, reinen Himmels sich erfreuen, wie Ägypten und Chaldäa, konnten die Sternkundigen des Altertums den Merkur schon mit bloßem Auge oft beobachten, während er bei uns nur von scharfen Augen und unter ganz besonders günstigen Umständen so wahrgenommen werden kann.

Der eigentümliche Gang dieser beiden Sterne und ihre wechselnde Stellung zur Sonne, der sie stets nahe bleiben, erregte früh schon die Ahnung, daß sie vielleicht innerhalb einer gewissen Zeit die Sonne umwandeln möchten.

Außer diesen beiden Sternen kannte man von jeher noch einige andere, welche als Gäste oder Fremdlinge durch die unveränderlichen Gruppen der übrigen Sterne hindurchwanderten. Während diese ihre wechselseitige Stellung nicht veränderten, bewegten sich die Wechselsterne in einer schon nach wenigen Tagen oder Wochen bemerkbaren Weise am Himmel fort. Und stets ging ihre Bahn durch die Sternbilder, welche auch Sonne und Mond am Himmel durchlaufen. Niemals wurden sie in jenen Sternbildern des nördlichen Himmels gesehen, welche bei uns niemals auf- und untergehen, niemals aber auch tief beim Südpunkte des Horizonts. An ihnen sah man selten, wie an den Fixsternen, ein beständig blitzendes und zitterndes Bewegen des Lichtes, gleich dem Widerschein der Sonnenstrahlen im rinnenden Wasser; ihr Glanz stand dem Auge unbewegt und ruhig da wie der Schimmer der Sonne auf dem starren Schneefelde. Der rötliche Mars, der mit seinem stillen, weißen Lichte gleich einem kleinen Monde leuchtende Jupiter und der mattere Saturn von bleichgelblicher Färbung sind von den ältesten Zeiten an bekannt. — Mit dem Fernrohre hat man dann in dem letzten Jahrhundert noch so viele Wandelsterne oder Planeten aufgefunden, daß ihre Anzahl jetzt nach Hunderten zählt. Sie stellen sich dem Teleskop als

kleine Scheiben dar. Ein Planet — Saturn — zeigt Ringe, die ihn frei umschweben, und wird von acht kleinen Himmelskörpern umkreist. Jupiter zählt solcher Trabanten fünf*), Mars zwei, Uranus vier und der nur mit dem bewaffneten Auge wahrzunehmende Neptun einen. Heute wissen wir, daß alle diese Planeten sich in elliptischen Bahnen und in ziemlich gleicher Ebene von Westen nach Osten um die Sonne bewegen, und daß auch die Erde, von ihrem Trabanten, dem Monde, begleitet, nur einer dieser vieler Planeten und keineswegs der größte ist. So ist die Kugel, welche wir bewohnen, und die uns als die eigentliche Welt erscheint, der gegenüber die glänzenden Himmelskörper nur klein und unbedeutend sich zeigen, in der Tat äußerlich ein nur untergeordnetes Glied des ganzen Planetensystems mit seinen etwa 300 Planeten und 21 Monden.

2.

Wie unbedeutend ist demnach an sich der Mond, der treue Begleiter der Erde, und wie wichtig ist er dennoch für unsern Planeten und alle seine Bewohner! An scheinbarer Größe der Sonne etwa gleich, und das Licht der Sterne weit überglänzend, ist er uns nach jener der bedeutendste Himmelskörper. Schon in dem ehrwürdigen Berichte, den uns die Bibel in ihrem ersten Kapitel gibt, heißt es: „Und Gott machte ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleines Licht, das die Nacht regiere.“ Er ist uns unter allen Himmelskörpern der nächste und der am meisten bekannte. Fünfzigtausend Meilen ist er von uns entfernt, ein Abstand, etwa zehnmal so lang als die Umfangslinie der Erde. Indem der Mond sich um unsern Planeten bewegt, rückt er zugleich mit demselben im Weltraume weiter und umkreist mit ihm die Sonne. Stets wendet er dabei der Erde dieselbe Seite zu; nur diese kennen wir, während die andere uns auf immer verborgen ist. Wenn wir unsere Augen auf die Mondkugel richten, deren Größe nur den fünfzigsten Teil der Größe der Erde ausmacht, so übersehen wir ein Gebiet, fast so groß als Nordamerika. Mit bloßen Augen erkennen wir darauf nur helle und dunkle Stellen; seitdem aber die ausgezeichnetsten Forscher ihre Teleskope auf die Oberfläche des Mondes gerichtet und sie der sorgfältigsten Beobachtung unterzogen haben, sind die Mondgegenden uns weit besser bekannt als ein großer Teil Binnenafrikas.

Der bei weitem größte Teil der uns zugewandten Mondseite zeigt hohe, schroffe Gebirge, die unserem Auge für gewöhnlich nur als helle Stellen erscheinen. Meistens bestehen diese Mondgebirge aus ringartigen Wällen, die nach der Innenseite steil abfallen und trichterförmige Täler einschließen. Die Ausdehnung der Ringgebirge ist sehr verschieden; einige umgrenzen Flächen von 100 bis 200 Quadratmeilen, andere mögen Schluchten umschließen, die kaum 300 m im Durchmesser haben. Einzelne dieser brunnenartigen oder kraterähnlichen Vertiefungen gehen so tief unter den Fuß des sie umgebenden Walles hinab, daß ein Berg wie der Ätna in ihnen Platz fände, während manche Gebirgsringe an Höhe den höchsten Bergen der Erde gleichkommen. Aus den Schluchten wie aus den weiten

*) Der fünfte Jupitermond ist im September 1892 entdeckt worden.

Ebenen außerhalb der Ringgebirge erheben sich oft hohe, kegelförmige Berge.

Die Formen der Oberfläche des Mondes treten dem Astronomen, der ihn durch das Fernrohr betrachtet, am deutlichsten in den Gegenden desselben hervor, für welche die Sonne eben auf- und untergeht. Da leuchten bei Sonnenaufgang zuerst die hohen Kämme der Kesselgebirge wie Brillantringe aus dem nächtlichen Dunkel hervor, und die Bergkegel, welche in der Mitte der Talschluchten oder über die Ebenen zerstreut sich erheben, bilden Lichtinseln in der Finsternis, die sich um sie lagert. Von einer Bergspitze zur andern schreitet der Tagesglanz vor; immer weiter dringt das Sonnenlicht von den höchsten Gipfeln zum Fuß vor, bis es nach etwa drei Stunden die Ebene erreicht hat, die demselben angrenzt. Und mehr und mehr verkürzen sich die mächtigen, haarscharf begrenzten Schatten, welche die Gebirge über die Ebene hinwerfen, und die einen so schönen Anblick darbieten.

So gewährt eine Mondlandschaft mit ihrem zerrissenen Boden, wo Gebirgskessel oder einzelne Bergkessel mit weiten Ebenen, Kettengebirge mit gewaltigen Furchen oder Rillen wechseln, ein wesentlich anderes Bild als ein Land auf der Erde. Aber darin besteht nicht vornehmlich die Eigentümlichkeit des Mondes; er zeigt noch in anderer Weise die auffallendsten Unterschiede von unserem Planeten. Die Luft, wie sie unsern Erdball umgibt, fehlt ihm entweder völlig oder doch fast ganz; ebensowenig findet sich Wasser auf ihm. So können auf dem Monde lebende Wesen, wie die Menschen und Tiere der Erde, nicht wohnen. Auf seinen Fluren ist Schweigen und Todesstille. Der rauschende Wind, die brausende Meereswoge und der Gesang munterer Vöglein werden hier nicht vernommen.

Auf der Erde dauert ein Tag 24 Stunden; auf dem Monde folgt stets einer vierzehntägigen Sonnenhelle eine ebenso lange Nacht, so daß ein Mondentag etwa einen Monat dauert. Scharf, plötzlich trennt sich die Nacht vom Tage; die sanften Übergänge der Dämmerung fehlen. Ist die Dunkelheit gekommen, so werden am tiefschwarzen Himmelsgrunde unzählige Sterne sichtbar, unter ihnen viele, welche auf der Erde nur das Fernrohr den Blicken zugänglich macht. Sie erglänzen in einer ungemein strahlenden, aber dabei ruhigen Pracht. Einen wundervollen Anblick muß — immer angenommen, daß ein menschliches Auge vom Monde in den Weltraum schaute — die Erde von diesem aus gewähren. Nur die eine Seite der Mondkugel kann sich freilich dessen erfreuen, die andere Hälfte empfängt niemals das Licht unserer Erde, wie sie dieser auch niemals das Sonnenlicht zuwerfen kann, in welchem sie während ihres langen Tages erglänzt. Für den Beobachter auf dem Monde steht die Erde fast stets an derselben Stelle des Himmels, er sieht sie nicht aufgehen, sich am Himmel hinbewegen und endlich untergehen: nur wenn er seinen Standpunkt auf dem Monde verändert, erblickt er auch sie an einer andern Stelle des Firmamentes. Könnten wir uns etwa in die Mitte der uns zugewandten Mondoberfläche versetzen, so würden wir mit unseren menschlichen Augen um die Mitte der mehr als vierzehntägigen

Mondennacht die Erde als eine prachtvoll erleuchtete kreisrunde Scheibe hoch am Scheitelpunkte schweben sehen. Dreizehnmal größer als uns Erdbewohnern der Vollmond erscheint die leuchtende Vollerde, an Größe etwa einem umfangreichen Wagenrade gleich. Sie zeigt aufs deutlichste die heller glänzenden Gebiete der Festländer mit ihren besonders stark leuchtenden Gebirgsketten und die dunkleren Meeresflächen. Indem die Erde sich um ihre Achse dreht, ziehen die wechselnden Gestalten ihrer Oberfläche vor den Augen des Beobachters vorüber. Von Tag zu Tag nimmt das Licht der Erde in derselben Weise ab wie bei uns das Licht des Vollmondes. Wenn die Sonne sieben Tage nach Mitternacht wieder aufgeht, ist die schöne Erdenscheibe noch halbvoll. Immer mehr nimmt ihre Beleuchtung ab, bis sie gerade dann, wenn die Sonne in der Mittagsstunde am höchsten steht, als Neuerde unsichtbar wird. Nach abermals sieben Tagen, wo die Sonne untergeht, ist der Erdkreis wieder zur Hälfte beleuchtet. So ist dort, in der Mitte der uns zugewandten Mondfläche, das Licht der Erde in einem herrlich abwechselnden Verhältnis mit dem Licht der Sonne; es ist gerade dann am mächtigsten und stärksten, wenn die Sonne um Mitternacht am weitesten vom Horizont entfernt ist, und am schwächsten dann, wenn die hoch am Himmel strahlende Sonne es völlig entbehrlich macht. Und wie herrlich muß der Glanz sein, den die Erde, zumal wenn diese voll ist, auf die welligen Gefilde des Mondes wirft! Und dieses von der Vollerde dem Monde zugesandte Licht läßt sich nicht selten auf der Erde deutlich wahrnehmen. Wenn einige Tage nach dem Neumonde die schmale Sichel wieder sichtbar wird, erblicken wir neben derselben die Nachtseite des Mondes mit einem schwachen Schimmer übergossen, so daß die volle Scheibe sich deutlich gegen den dunklen Himmel abhebt. Es ist das den Mond bescheinende Erdenlicht, welches wir hier wahrnehmen. So hat der Mond den Widerschein des Glanzes empfangen, mit dem die Sonne unsere Erde bestrahlt, und gibt uns das Licht, wenn auch nur schwach und aschfarben, wieder zurück.

Mitunter geschieht es, daß der Mond auf seiner nächtlichen Wanderung am Himmel vor Sternen vorübergleitet und diese so unseren Blicken entzieht. Weit merkbarer und bedeutungsvoller aber ist es, wenn er vor die Sonne tritt und dadurch eine Sonnen- oder vielmehr Erdfinsternis hervorbringt, oder wenn bei entgegengesetzter Stellung des Mondes zur Erde der Schatten unseres Planeten auf die vollerleuchtete Scheibe des Mondes fällt und eine Verfinsterung desselben erzeugt, die bis $4^2/_3$ Stunden währen kann. Selten verschwindet bei einer totalen Mondfinsternis der Mond selbst während der Zeit, wo er in dem Kernschatten der Erde steht, vollständig; in der Regel bleibt er als eine in düsterem Rot glühende Scheibe sichtbar.

So anziehend aber alle diese Erscheinungen sind, so sind sie doch für das Leben der Erdbewohner wenig bedeutungsvoll. Auch der Einfluß des Mondes auf die Witterung der Erde, insbesondere die Wolken zerstreuende Kraft des Vollmondes, wird von neueren Forschern ganz verneint oder doch nur als sehr gering bezeichnet. Von großartiger Be-

deutung ist dagegen jene Einwirkung des Mondes auf die Erde, welche in Zwischenräumen von 6 Stunden den Wechsel von Ebbe und Flut hervorbringt. — Auf das menschliche Gemüt aber hat von jeher das milde, silberglänzende Gestirn mächtig eingewirkt. Hold umsäumt sein sanfter Schimmer Berg und Tal und verscheucht die Furchtgestalten der Nacht; nur freundliche Lichtelfen halten ihre lustigen Tänze im Mondenschein. Der Mond erweckt in der Brust des Menschen Sehnsucht und Ahnungen, die der helle Tag mit seinem Treiben zurückdrängt. Wie manches Lied ist zu dem treuen Freunde da oben schon emporgestiegen, wie oft ist er schon freundlich begrüßt, wie in jenem Worte des Dichters:

Willkommen, du silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährte der Nacht!
Du entfliehst! Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt: das Gewölk wallte nur hin,

August Kippenberg.

V. Aus Heimat und Ferne.

113. Lied vom Rhein.

1. Mein Heimatland, o du herrlicher Rhein,
Du Perle des Westens, grüngoldige Flut,
Deine Männer sind stark, deine Frauen sind gut,
Es ist eine Lust, dein Kind zu sein!

2. Wie blauet dein Himmel so tief und klar!
Wie wallet in goldenen Ähren das Land,
Auf den Hügeln, zu Tal, an der Ebene Rand,
Wie schwilleſt vom Segen du wunderbar!

3. Von deinen Bergen, wie sieht es sich weit!
Wie atmet die Seele so kühn dort und frei!
In der Tiefe ziehen die Schifflein vorbei
Zögernd hinweg aus der Herrlichkeit.

4. Im Hochland aber, da halten sie Wacht
Noch immer, die Burgen der Ritter wie hehr!
Wohl erdröhnet das Horn des Wächters nicht mehr,
Doch lieben wir sie, nun vorbei ihre Macht.

5. O Rhein — und es spiegeln sich Dome groß
In der Fluten, der leise schauernden, Schaum,
Gewaltige Kaiser träumen den Traum
Versunkener Glorie in ihrem Schoß.

6. Mein Heimatland, o du herrlicher Rhein,
Du Perle des Westens, grüngoldige Flut,
Deine Männer sind stark, deine Frauen sind gut,
Es ist eine Lust, dein Kind zu sein!

Christian Joseph Matzerath.

114. Am Rhein.

Dich grüß' ich, du breiter, grüngoldiger Strom,
Euch Schlösser und Dörfer und Städte und Dom',
Euch goldene Saaten im schwellenden Tal,
Dich Rebengebirge im sonnigen Strahl,
Euch Wälder und Schluchten, dich Felsengestein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

Mit diesem Liede preist ein Sänger des rheinischen Landes seinen heimatlichen Strom, Deutschlands Schmuck und Stolz. Der Fremdling, der nach Deutschland kommt, um unser Vaterland kennen zu lernen, muß vor allem den Rhein von Mainz bis Bonn befahren, sonst hat er die köstlichste Perle des deutschen Landes nicht gesehen.

Bald nach dem Einfluß des Mains beginnt die unvergleichliche Schönheit des Flusses, die ihn in der ganzen Welt berühmt gemacht hat. Auf einem Wege von mehr als dreißig Meilen durchbricht der breitgewordene Strom das Gebirgsland. Freundliche Berge, grünumrankt von lustig sprossendem Weinlaub, fassen seine schimmernden Fluten ein. Von den ernsten Felsenkronen schauen malerisch schöne Trümmer alter Burgen in die Wellen zu ihren Füßen, und aus den Ruinen blühen alte, wunderbare Sagen auf. Dazwischen ragen neue Schlösser und anmutige Landhäuser hervor. Blühende Städte und Dörfer, geschmückt mit vielen hohen, prächtigen Kirchen und anmutigen Kapellen, spiegeln sich in dem herrlichen Strome. Und an seinen Ufern wohnt ein offenes und warmherziges Volk, voll Lust und Leben, voll Freude und munterer Regsamkeit. Wie fröhlich wandert es sich am sonnigen, grünen Rhein, wie wächst und gedeiht dort alles in der warmen, linden Luft!

Am Rhein, am grünen Rheine,
Da ist so mild die Nacht,
Und Rebenhügel liegen
In goldner Mondenpracht.

Reben und Rhein — sie gehören zusammen seit Jahrhunderten.

Den edlen Rüdesheimer Wein ließ, wie die Sage erzählt, der Kaiser Karl selbst anpflanzen. Einst schaute der Kaiser, es war im Monat März, von seinem prachtvollen Palaste zu Ingelheim hinab auf den Strom und die rechtsrheinischen Höhen und gewahrte, wie bei Rüdesheim am Berge der Schnee zuerst weggeschmolzen war. Da ließ er aus fernen Landen edle Reben kommen und dort anpflanzen; daraus ist der vortreffliche Rüdesheimer Bergwein entstanden. Heute noch läßt die Sage den alten Kaiser aus seiner Gruft zu Aachen zum Rhein heraufschreiten und die Trauben am Strome segnen:

Bei Rüdesheim, da funkelt
Der Mond ins Wasser hinein
Und baut eine goldene Brücke
Wohl über den grünen Rhein.

Der Kaiser geht hinüber
Und schreitet langsam fort
Und segnet längs dem Strome
Die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen
Und schläft in seiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre
Erweckt der Trauben Duft.

So ist das Rheinland geworden zum Weinland, und aller Wohlstand des Landes, alle Behaglichkeit des Lebens und Verkehrs hängt im Rheinlande ab von dem günstigen Ausfall der Weinernte; daher beginnt im Spätherbste, der eigentlichen Erntezeit am Rhein, hier ein doppeltes Leben, ja, eine neue Zeitrechnung.

Am ganzen Rhein wird der Beginn der Traubenlese, zwischen Anfang Oktober und Ende November, je nach der Traubenreife wechselnd, von dem Ortsvorstande in Gemeinschaft mit den größeren Besitzern auf einen bestimmten Tag festgesetzt. Zeigen sich die Traubenstiele trocken und verholzt, läßt die Traube sich leicht von der Rebe ablösen, sind die Kerne hart, die Beerenhülsen weich und durchsichtig geworden, so ist die Lesezeit gekommen. Durch die Schelle wird dann verkündigt, an welchem Tage die gemeinsame Lese beginnen kann. Bis zu diesem Augenblicke sind die Weinberge, mit Ausnahme großer Besitzungen, für jedermann, für die ganze Einwohnerschaft des Ortes geschlossen. Verhaue und Hecken versperren die Zugänge, Eindringlinge werden durch die Winzerschützen eingebracht und mit Geldstrafen belegt. Es geschieht um der gegenseitigen Sicherheit willen. Nur in besonderen Fällen wird unter Aufsicht eines „Ehrenschützen" nach eingeholter amtlicher Erlaubnis eine frühere Lese für den einzelnen Besitzer gestattet, z. B. bei Wingerten mit Frühburgundertrauben. Wie der Tag des Lesebeginns, so wird auch der Tag des Weinbergschlusses amtlich bestimmt.

Und nun

Dappelt's hinaus
Mit Mann und Maus,
Mit Kübeln und Bütten! Das Haus verläßt
Selbst Kind und Kegel beim Lesefest.

Die rebengeschmückten Berge des Mittelrheins mit ihren grünen, schlanken Trostesspendern, die der Hand des Winzers harren, liegen vor uns. Schon tönt uns der hundertstimmige Gesang der Winzerinnen und Winzer entgegen. Auf der ganzen Straße, die wir in der Richtung nach den Weinbergen berühren, herrscht reges Leben. Mostwagen und Winzer mit Kannen und Bütten ziehen hin und her. Wir treten in den Weinberg. Eine Gruppe fröhlicher Mädchen, Frauen und Kinder, die in der Lese rüstig Hand anlegen, empfängt uns. Ein Blick hinunter auf den herrlichen Strom mit seinen lachenden Ortschaften, ein Blick auf

die frischen, heiteren Gesichter, und unsere Stimmung gibt der der Winzerinnen nichts nach.

Vor uns auf sanft anstrebendem Hügel in fast peinlicher Ordnung und in gleichmäßiger Entfernung voneinander stehen die Weinstöcke, schon halb der rauhen Witterung ihren Tribut zollend; zum Teil haben sie das Saftgrün ihres Blätterschmuckes mit einem satten Gelb vertauscht. Über die Weingärten hinaus ragt der zinnengeschmückte Bergfried eines mittelalterlichen Burgrestes. Eine der Winzerinnen kommt uns entgegen und reinigt uns mit Weinblättern die Stiefel, eine Sitte, die sich in den rheinischen Weinbergen jeder Eindringling gefallen lassen muß; eine klingende Gabe scheucht sie wieder hinweg, und fröhliches Gelächter aller Winzerinnen bekommen wir in den Kauf. Von dem Jubel der Neckenden begleitet, wandern wir hin und her auf dem Berge, hier und da zwar in Gefahr, unsere Fußbekleidung im erweichten Boden zu verlieren, aber heiter angeregt durch die wechselnden Vorträge von Liedern, in denen der Rhein und das rheinische Leben anmutig besungen werden.

Die freudige Stimmung während des Geschäfts der Lese herrscht auch in den umgebenden Weinbergen vor. Aus der Nachbarschaft kommen Weinbergsbesitzer, kosten und prüfen Trauben und Most. An den fahrbaren Wegen stehen große Bottiche, in die der Inhalt der sogenannten Legel entleert wird. Letztere nennt der Winzer eine unten spitz zulaufende, oben breitere, elliptisch geformte Holzbütte, die an zwei festen Lederriemen auf dem Rücken getragen wird und neunzig bis hundert Pfund Trauben fassen kann. Je nach der Örtlichkeit werden diese schweren Lasten auch häufig bis hinunter ins Kelterhaus geschleppt. Vorher bearbeitet der Legelträger mit zwei Mostkolben im Legel selbst die ganze Traubenmasse. Es bildet sich eine braungelbe und dunkelrote, nichts weniger als klare Brühe, die dann in die Bottiche geschüttet wird. An einzelnen Stellen werden die Trauben auch, statt in den Legeln bearbeitet zu werden, in einem großen Bottich von Winzern mit hüfthohen Stiefeln getreten und geknetet. Da die Mostbrühe nicht lange in den Bütten mit den Trauben zusammenstehen darf, sondern sofort vollständig bearbeitet sein will, so geschieht das Geschäft des eigentlichen Kelterns häufig des Nachts. Die schweren Balken der Kelter treiben den Rebensaft bis auf den letzten Rest aus den Beeren heraus. Einladend sieht der junge Most, der nun in großen Fässern in den Keller gebracht wird, nicht aus; bis derselbe als goldheller oder dunkelroter Wein auf unsern Tisch kommt, hat er noch verschiedene Gärungs- und Klärungsprozesse durchzumachen.

Gegen Abend ertönen vom rechten Rheinufer Flintenschüsse herüber, zum Zeichen, daß das Lesegeschäft heute beendet ist. Die Wingerte bleiben die Nacht über, vom Wingertschütz bewacht, geschlossen. Auf der linken Rheinseite wird zur Öffnung der Wingerte morgens sieben Uhr und zum Schluß abends etwa sechs Uhr das Zeichen mit den Kirchenglocken gegeben. Schüsse und Glockenschläge mischen sich mit den Jauchzern der heimkehrenden Winzer, das Echo dieses Lebens und Treibens hallt in den Bergen wider, über uns steigen Raketen auf, und bengalisches Feuer erleuchtet unsern Heimweg:

Er kommt zur Welt auf sonnigem Stein,
Hoch über dem Rhein, hoch über dem Rhein,
Und wie er geboren, da jauchzt überall
Im Lande Trompeten- und Paukenschall,
Da wehen mit lustigen Flügeln
Die Fahnen von Burgen und Hügeln.

Nach August Sach.

---

115. Bad Ems.

Das deutsche Land ist reich an Mineralquellen, welche von Kranken und Schwachen aufgesucht werden, die dort Genesung und Kräftigung finden möchten. Kein Teil Deutschlands aber ist reicher an solchen wohltätigen Gesundbrunnen als der Rheingau, die herrliche Gegend zwischen dem Rhein, der Lahn und dem Main. Mehr als vierzig Heilquellen sprudeln im Taunus, dem schönen, mit prächtigem Laubwald geschmückten Gebirge, welches den Rheingau durchzieht. Da liegen Homburg und Soden, Wiesbaden und Schlangenbad, Selters und Ems. Eins der berühmtesten von allen Bädern des Taunus und des ganzen deutschen Landes überhaupt ist Ems.

Zwischen dem Taunus im Süden und dem Westerwald im Norden fließt die Lahn dem Main zu, überall von ihrer Quelle bis zu ihrer Mündung von Bergen umschlossen. Nicht weit von ihrem Ausflusse zieht sich an ihren Ufern in einer besonders reizenden Gegend des Tales die Stadt Ems hin.

Was hat hier die Reihe stolzer, prächtiger Häuser entstehen lassen und den Namen der Stadt weltberühmt gemacht? Es sind die warmen, dampfenden Quellen, die zahlreich aus dem Boden hervorsprudeln und deren Wasser teils genossen wird, teils zu Bädern dient, die Quellen, denen Tausende und aber Tausende Labung, Stärkung und Wiederherstellung ihrer Gesundheit verdanken.

Als die Römer noch vor Christi Geburt unter Drusus in diese Gegend kamen, lernten sie auch die warmen Quellen kennen. Da sie an das Baden in warmen Wassern gewöhnt waren, benutzten sie diese und erbauten sich dort Badehallen. Mancherlei Überbleibsel von Münzen, Krügen, Töpfen und anderen Gegenständen bezeugen noch heute die Anwesenheit der Römer, und vielfach aufgefundene Steine mit Inschriften sagen uns, daß hier auch die 23. Legion ihr Standquartier hatte, welche an der Zerstörung Jerusalems (im Jahre 70 nach Chr.) teilnahm und danach an den Rhein verlegt wurde. Dreihundert Jahre dauerte die römische Herrschaft im Rheingau, und nach dieser Zeit weiß man Jahrhunderte lang wenig von dem Bade Ems. Seit fünfhundert Jahren aber sind seine Wasser wieder mehr und mehr in Gebrauch gekommen, und heutigentages ziehen alljährlich viele Tausende nach der freundlichen Lahnstadt, um von ihren berühmten Quellen zu trinken oder sich darin zu baden.

Auch wir wollen uns einmal im Geiste dorthin begeben. Von der stattlichen Bahnhofstraße am linken Ufer der Lahn gelangen wir nach wenigen Schritten auf die Gitterbrücke, die über den Fluß führt. Auf der Mitte derselben bleiben wir eine Weile stehen und schauen rings um uns. Es ist noch früh am Morgen. Welch einen entzückenden Anblick bietet das herrliche Tal, das sich im Glanze der Morgensonne vor unseren Augen ausbreitet! Zu beiden Seiten schauen hohe Berge, mit Wald oder Weingärten bedeckt, auf die Stadt hernieder, deren hohe Häuser sich in ansehnlicher Reihe an dem Ufer des Flusses hinziehen. Kleine Tempel und Türme, von denen man eine weite Aussicht genießen kann, krönen zahlreich die Gipfel der Berge; die unteren Gelände derselben sind übersät von prächtigen Landhäusern mit Türmchen, Erkern und hohen Terrassen, um die sich blühende Gärten schlingen. Zwischen ihnen streckt ein Kirchlein, halb versteckt im Grün, sein bescheidenes Türmchen gen Himmel; ein anderes, dicht vor uns am Flusse gelegen, läßt die vergoldeten Kreuze seiner zwiebelförmigen Türme im strahlendsten Glanze leuchten. Überall ist Friede und Schönheit.

Von der Brücke aus kommen wir sogleich auf den mit prächtigen Bäumen bewachsenen Platz vor dem Kurhause. Die langgezogenen, feierlichen Klänge eines Chorals dringen an unser Ohr. Mit frommem Liede leitet die Musikkapelle das Morgenkonzert ein; bald folgen fröhliche Weisen. Nun sieht man die Badegäste von nah und fern dem Kurhause zuströmen, um von dem „Krähnchen" oder dem noch wärmeren „Kesselbrunnen" zu trinken. In dichten Reihen bewegen sie sich in der Halle dem Brunnen zu. Dort stehen Hunderte von Trinkgläsern der verschiedensten Farbe und Form. Wie schnell wissen die Brunnenmädchen jedem Gaste das seinige an der unaufhörlich ihr Wasser spendenden Heilquelle zu füllen! Immer gehen Mengen von Menschen mit den gefüllten Bechern in der Hand fort, immer treten aufs neue Scharen hinan, um die leeren Gläser zum Füllen darzureichen. Wer sein Teil empfangen hat, wandelt draußen in den schönen, langen Alleen oder unter Säulenhallen auf und ab, dann und wann aus seinem Glase trinkend. Mancher muß drei- oder viermal zum Kurhause zurückkehren, um sein Glas neu füllen zu lassen. Das ist eine gar zahlreiche und bunte Gesellschaft, die sich auf dem Kurplatze und in den anstoßenden Alleen hin und her bewegt! Da sieht man neben den vielen schöngekleideten vornehmen Personen auch Leute in einfacher oder ärmlicher Kleidung; zwischen glänzenden Uniformen erscheint das ehrwürdige dunkle Gewand einer barmherzigen Schwester; neben dem polnischen Juden mit langen Seitenlocken und bis auf die Füße reichendem schwarzen Rocke bewegt sich stolz und würdevoll ein Morgenländer, die rote, hohe Mütze auf dem Kopfe. Außer der deutschen Sprache dringen die Laute verschiedener Völker an unser Ohr. Hier hören wir Englisch, dort Russisch reden, hier wieder Französisch, dort Holländisch oder Schwedisch. — Daher gibt es in Ems auch außer den beiden deutschen Kirchen eine englische und eine russische Kapelle, und auch in anderen Sprachen wird dann und wann wohl in einem Saale Gottesdienst gehalten.

Durchwandern wir die lange Hauptstraße der Stadt und die wenigen anderen Straßen, die außer ihr noch vorhanden sind, so merken wir, daß wir an einem Orte sind, wo alles für die Aufnahme von Fremden eingerichtet ist. Neben den vielen großen, glänzenden Hotels, von denen das eine an Pracht und Feinheit das andere zu übertreffen sucht, bieten fast sämtliche Häuser von Ems den Badegästen bequeme und schön ausgestattete Wohnungen. An vielen von ihnen liest man ähnliche Namen, wie sie eigentliche Gasthäuser führen. Und wenn der eben erst angekommene Fremde, der sich eine Wohnung sucht, die Stadt durchwandert, wird er vielleicht an manchen Häusern ein ausgehängtes Schild mit der Inschrift: „Zimmer zu vermieten" finden.

Doch nicht bloß für Gesundheit und Bequemlichkeit, sondern auch für Annehmlichkeit und Vergnügen ist in reichster und mannigfaltigster Weise an einem Orte gesorgt, wo aus nah und fern so viele Menschen zusammenströmen, die größtenteils nicht zu den wirklich Kranken gehören. Wer das Geld nicht spart, der kann sich hier viel Schönes, Reizendes kaufen und viele Vergnügungen genießen. In glänzenden Läden werden Bilder und Gemälde, Schmucksachen und Kristallwaren, Kleidungsstoffe und tausend kleine, hübsche Sachen feil gehalten. Am Ufer der Lahn laden zahlreiche kleine Böte zu Spazierfahrten auf dem Flusse ein; in langen Reihen sieht man Esel, Maultiere, Pferde und bespannte Fuhrwerke stehen, womit man leicht und schnell auf die Berge oder nach benachbarten Orten des Tales gelangen kann; eine bedeutende, steile Höhe ist auch mit der Drahtseilbahn zu erreichen. In dem Kursaalgebäude gibt es hübsche Gemächer, wo man sich mit verschiedenen Spielen unterhalten oder die Blätter der verschiedensten Nationen lesen kann. Der größte Saal, der mit seinen zahlreichen Marmorsäulen, seinen die Wände und Decke schmückenden Gemälden und seinen riesigen Spiegelscheiben besonders prächtig schimmert, ist zu Konzerten, Theater und Bällen bestimmt.

Das alles ist schön und bemerkenswert; aber Ems hat noch eine besondere Merkwürdigkeit; es ist das eine nicht weit vom Kurhause in den Boden eingelegte Gedenktafel mit der Aufschrift: „13. Juli 1870, 9 Uhr 10 Minuten". Hier war es, wo König Wilhelm den französischen Botschafter abwies, als dieser ihm, im Namen seines Herrn ungebührliche Erklärungen abdringen wollte. Es war ein ernster, feierlicher Augenblick, als zwei Tage darauf, am Morgen des 15. Juli, der König von Ems nach seiner Hauptstadt Berlin fuhr, um alles zu dem drohenden Kriege vorzubereiten. Mit tausend heißen Segenswünschen sahen die Einwohner und Badegäste von Ems ihm nach. — Seitdem haben sie den geliebten Kaiser oft freudig empfangen, denn Ems war ihm ein Lieblingsaufenthalt im Sommer geworden.

Ein deutscher Dichter (Emil Rittershaus) hat den schönen Ort mit den Worten freundlich begrüßt, mit denen wir von ihm hier Abschied nehmen wollen:

Wie herrlich prangt im Sonnenstrahle
Das Tal der Lahn im Abendduft!

Uns reicht aus grüner Blätterschale
Der Wald die frische Lebensluft. —
Nun schüttle schnell von deinen Schwingen,
O Herz, des Trübsinns letzten Rest!
Die blauen Glockenblumen klingen,
Der Finke lockt, die Amseln singen:
Vergiß, was dich gequält, gepreßt,
Und feire froh ein Sommerfest! August Kippenberg.

---

116. Die Schwarzwäldler.

Die Landschaft des Schwarzwaldes bietet dreifache Gestalt. Die Vorberge, das Rheintal entlang, prangen in reichstem Pflanzenwuchs mit Laubwaldung, Obsthainen und Rebengärten. Dort gedeiht der schöne Markgräfler, in den Vortälern die edle Kastanie und die Walnuß in besonderer Güte. Hinter diesen Vorbergen, auf der Mittelregion, erfüllt sich des Dichters Wort: „Der Schwarzwald steht voll dunkler Tannen“. Da ziehen sich die prächtigen Tannenforsten hin, welche dem Gebirge den Namen gegeben haben. In den Talgründen treten auch Buche, Birke, Esche und Ahorn auf, und die duftenden Wiesen schmückt der üppigste Graswuchs. Die höchste Region bilden kahle Gipfel und Hochebenen, wo kümmerlich etwas Hafer und Kartoffeln gedeihen. Einer der rauhesten Teile des Schwarzwaldes, soweit er noch angebaut ist, heißt Dobel, zwischen den Flüssen Alb und Enz. Auf dieser Höhe liegt ein kleines Pfarrdorf gleiches Namens, dem seine hohe Lage, 728 m über dem Meere, eine gewisse Berühmtheit verliehen hat; im Sommer wird es der reinen Höhenluft wegen von Fremden wohl aufgesucht.

Die Schwarzwäldler sind ein tüchtiger, lieber Menschenschlag voll herzlicher Gutmütigkeit, munter und voll Lebenslust und doch wieder der ernsten und geheimnisvollen Seite der Dinge sinnig zugewandt. Treu hängt der Schwarzwäldler an seiner Kirche, aber um den Glauben schlingt sich wuchernd der Aberglaube. Das Volk um die Bergseen herum glaubt noch an allerlei Kobolde, Elfen, Nixen, Wasser- und Berggeister. Mit diesen Überbleibseln altgermanischen Glaubens bevölkert die Phantasie der Schwarzwäldler Hain, Fels und Busch, Sumpf und See. In den dunklen Tannenbäumen, welche die Häuser beschatten, hausen die Kobolde, und man soll sich ja nicht unterstehen, einen solchen Baum zu fällen; wer es wagt, kann sich ein unheilbares Übel zuziehen. Es gibt unter ihnen auch sehr gefällige und dienstfertige Kobolde, die, wenn man sie in Ehren hält, allerlei Gutes in der Haushaltung stiften, die Butter frisch erhalten, Milch und Eier vermehren, das Brot

schmackhaft machen und die leeren Honigtöpfe wieder füllen. Ihnen befreundet und verbündet sind die harmlosen Elfen, die in den seebespülten Porphyrfelsen wohnen oder auch in kleinen, bunten Steinen, die man Elfenmühlen nennt. Dem wonnigen Hauche des Lenzes, der säuselnden Mailuft gleicht ihre sanfte Stimme. In lauen Sommernächten tanzen sie im mondbeglänzten Hain oder auf den blumigen Bergwiesen, und wenn man zuweilen einen leisen Ton im Walde vernimmt, so rührt dieser von den Elfen her. — Aber mit diesem Traume der Einbildungskraft geht ein tüchtiges, praktisches Ergreifen der Wirklichkeit Hand in Hand, und der Gewerbfleiß des Waldes ist weit berühmt. Das Holz ist der Schatz, den der Schwarzwäldler in aller Weise zu heben weiß. Die schönsten Stämme werden als Holländertannen die Bergwasser hinab in den Rhein und nach den Niederlanden geflößt, und mancher Schwarzwälder Stamm hat als Schiffsmast „die Meere befahren und fremde Länder geschaut". Weiter dient das Holz der eigentümlichen Uhrenindustrie. Gefertigt in der Waldeinsamkeit von einem kunstsinnigen, zum Nachdenken geneigten Volke, haben diese Schwarzwälder Uhren in bezug auf pünktliche Genauigkeit des Ganzen einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Es gibt Meister auf dem Walde, welche Kunstarbeiten geliefert haben und noch liefern, die nicht nur bei uns, sondern auch in Frankreich und England als Probestücke eines erfinderischen Geistes, die auch in der äußeren Form nichts zu wünschen übrig lassen, rühmliche Anerkennung gefunden haben. In Moskau wie in Valencia, in Quebeck und Algier, in Kasan wie in Konstantinopel trifft man vielgewanderte alemannisch und welsch redende Söhne des Waldes in schwarzer Manchesterjacke und roter Weste, ausgesandt von einem Neustädter oder Furtwanger Hause, mit lieblich klingenden heimatlichen Wanduhren. Der Dichter Auffenberg hatte eine kindische Freude, als ihm einst mitten in Spanien ein Mann mit den Worten: „Grüß di Gott, Landsmännle!" auf die Schultern klopfte. Es war ein Schwarzwälder Uhrenhändler. Außerdem sendet der Wald in die breisgauischen, schwäbischen, ober- und niederrheinischen Wirtschaften und Haushaltungen beträchtliche Mengen hölzernen Gerätes sowie blecherne Löffel, welche auf eigenen Mühlen verfertigt werden. Das hackt und bohrt und klappert, wenn man durch den Wald fährt, daß man meint, in die Werkstätte unermüdlicher Gnomen gekommen zu sein. Glashütten und Hammerschmieden trifft man in jedem Waldbezirke, besonders an den Ufern der Alb, Wutach und Haßlach. Die letztere stürzt sich wild herab aus den Wäldern von Dittishausen, wo stämmige Holzhauer ihr hartes Gewerbe treiben und bei nie verlöschenden Feuern rußige, wildblickende Schmiede schaffen. Hier und da liegt in dunkler, schweigender

Einsamkeit eine Terpentinschwelerei oder eine Pechhütte, deren gerade aufsteigende Rauchsäule weithin ihre strengen Düfte verbreitet. Dort, wo der Bach hastig hinabjagt, lugt aus dem tiefen Grün die Hütte eines Holzflößers. Das Haus des Wäldlers ist von Holz, mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Die Stuben zu ebener Erde sind schwarz getäfelt, mit vielen Fenstern versehen, ohne darum viel Licht zu haben wegen des weit vorspringenden Daches. Zu den Schlafgemächern führen Gänge von außen. Unter diesen Gängen draußen am Hause liegt der Holzvorrat. Auf der Hinterseite senkt sich das Dach bis auf den erhöhten Boden, so daß man wie über eine Brücke nach der Tenne der Scheune fährt und über den Köpfen von Menschen und Tieren drischt. Keine Hütte ist ohne plätschernden Brunnen, und nicht selten steht eine Kapelle daneben mit einem Glöckchen zum Morgen- und Abendgebet.

Hermann Adalbert Daniel.

---

117. Gruß an das Elsaß.

1. Den Berg hinab fährt sacht der Wagen,
O, legt ihm nur den Hemmschuh an,
Daß ich mein Elsaß mit Behagen
Nach Herzensluſt betrachten kann.
Willkommen, heimatliche Täler,
Beschirmt von hoher Berge Wall,
Und ihr, der Vorzeit graue Mäler,
Ihr sagenreichen Schlösser all!

2. Willkommen, grüne Rebenhügel,
Wo purpurrot die Traube schwillt,
Wo unter heißer Lüfte Flügel
Des goldnen Weines Feuer quillt!
Sieh, wie vom Himmel reich gesegnet
Das weite Fruchtgefilde sprießt,
Wo kaum ein Fleck dem Aug' begegnet,
Der nicht von Segen überfließt.

3. Und sieh die trauten Dörflein alle,
Von Obstbaumgärten rings umlacht,
Die Städtchen dort mit Turm und Walle,
Der Bürgertugend treue Wacht.
Und sieh, wie dort im Abendglanze,
Wo silbern blinkt des Rheines Strom,
Aus Straßburgs altem Mauerkranze
Gen Himmel ragt der schlanke Dom.

4. Und freudig siehst du dort erglänzen
Des Rheines schillernd' Silberband.
Nicht kündet er mehr Deutschlands Grenzen,
Das ganze Rheintal ist ein Land!
Ob jenseits andre Mächte thronten,
Die Herzen blieben sich verwandt,
Die hüben und die drüben wohnten,
Sie reichen sich die Bruderhand. Ehrenfried Stöber.

118. Am bayrischen Gebirgssee.

1. Heut wirft mich aus der Stube
Ein starker Sonnenschein;
Frisch auf, mein Schifferbube,
Es muß gerudert sein!

2. Die Zither will ich holen,
Hol Stangen und Netz, Gesell,
So hat von uns jedweder
Sein Handwerkszeug zur Stell'.

3. Die Wasserbahn steht offen,
Die Kampenwand glänzt blau
Und badet ihre Schroffen
In klarem Morgentau.

4. Und ob der Inselwaldung
Schaut weiß der Wendelstein
Als Jubelgreis im Eisbart
Ins farb'ge Bild hinein.

5. Kein Mensch kann das uns geben,
Die Minne selber nicht,
Das sonnenwarme Leben,
Das hier zur Seele spricht.

6. Laß unsern Kahn nur treiben!
Allum ist's fein und schön;
Hier ist vom Weltenbauherrn
Ein Meisterstück geschehn.

Viktor von Scheffel.

119. Hohenzollern.

Mitten im schwäbischen Lande tritt aus dem Felsgebirge, welches die Donau vom Neckar scheidet, hochragend der Zollern heraus, von dem, in mittelalterlicher Schönheit neu erstanden, die Stammburg des deutschen Kaiserhauses in das herrliche alte Alemannien hinabschaut. Ein halbstündiger Weg führt von Hechingen aus auf sanft ansteigendem Bergsockel zu dem eigentlichen Felskegel, der ziemlich steil aufsteigt. Wer vor 1852 den Berg erklomm, den leitete der Pfad, vielfach sich windend, zuerst zu den Außenwerken der Feste, zu den Trümmern von neun sich hintereinander erhebenden Türmen; noch waren die Reste mächtiger, eisenbeschlagener Tore sichtbar. Seit uralter Zeit hatte die Burg nur diesen einzigen Zugang.

Auf dem Gipfel des Zollern stand damals ein weitläufiges Gebäude, aber unansehnlich und vielfach verwüstet, das eigentliche „alte, feste Haus" des Zollerngeschlechtes; ein Flügel desselben, die Wohnung der Knappen und Knechte, lag völlig in Trümmern; nur die uralte Kapelle des heiligen Johannes hatte nicht von dem Graus der Zerstörung gelitten. Ein kupfernes Becken, mitten im Hofe eingemauert, sammelte als Zisterne den Regen des Sommers und den Schnee des Winters.

Der ganze obere Teil des Berges war mit unterirdischen Gängen und Kasematten untergraben, nicht unähnlich einem Bienenkorbe, und eine zerbröckelnde Mauer mit Schießscharten, Schilderhäusern und Verteidigungsgängen umschloß den ehrwürdigen Fürstensitz.

Seit 1852 erhob sich die Burg aus ihren Trümmern. König Friedrich Wilhelm IV. hat sich in der neuen Zollernburg, welche von der alten Feste kaum mehr enthält als die Grundmauern und die Kapelle, das schönste Denkmal seiner ehrfurchtsvollen Liebe gegen die Altvordern seines Hauses gesetzt. Ausgeschmückt mit alten Waffen, ehrwürdigen kirchlichen Kunstschätzen, Steindenkmälern von wunderbarer Fremdartigkeit und lieblicher Schönheit, grüßt jetzt das Schloß von Berg zu Berg, von Tal zu Tal, so stolz, so edel, daß der Besucher fühlt, die alte ritterliche Zeit hat in ihm uns eine der köstlichsten Perlen aus ihrem versunkenen Schatze zurückgegeben. Sieh diese Basteien und Türme, — wie stolz und kühn recken sie die Zinnen oder das von Erkern umgebene Dach in die Luft! Und trittst du ein zum Burgtor, von dem dir der weise und milde Friedrich I. von Brandenburg den Gruß entgegenruft —, erinnern dich nicht die Verse:

„Zollern, Nürnberg, Brandenburg im Bund
Bauen die Burg auf altem Grund.
Mich errichtet Preußens starke Hand,
Adlertor bin ich genannt"

an eine Geschichte ohnegleichen, an den fürstlichen Sinn des Hauses, das seine hohe Pflicht erfüllt hat treu und tätig, weise und stark, und das von höherer Hand geführt ist, oft durch Dunkel und doch segensvoll, bis es das Höchste erwarb, die reinste Krone der Welt und des Volkes ungeteilte Liebe?

Noch hat es keinen Schlachtruf gegeben in der Welt, bei dem so freudig alle Schwerter sich entblößten, noch nie ein Wort, das so die alte deutsche Mannentreue weckt, als den Namen „Hohenzollern".

Und dann blicke von dieser hohen Warte zur Sommerszeit ins Tal hinab! Sieh dort die Alb mit ihren Ausläufern voll Waldesgrün und saftigem Moose, ihre Felsen, bald zerrissen, bald friedlich einander nahetretend, ihre wasserreichen Täler und jene Bergeshöhen, deren Namen vollwichtig klingen in jedes deutsche Herz, das der alten Geschichte seines Volkes eingedenk ist. Sieh dort den Staufen! Was der treueste Sohn des schwäbischen Landes von ihm gesungen hat — jene Worte des edlen Truchseß von Waldburg an den blonden, jungen König Konrad:

„O, denk an jenen Berg, der hoch und schlank
Sich aufschwingt, aller schwäb'schen Berge schönster,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Deines Geschlechtes alte Stammburg trägt,
Und weit umher im milden Sonnenglanz
Ein grünend, fruchtbar Land, gewundne Täler,
Von Strömen schimmernd, herdenreiche Triften,

Jagdlustig Waldgebirg und aus der Tiefe
Des nahen Klosters abendlich Geläut," —

das dürfen wir wohl auch hier auf dem Zollern wiederholen. Sieh dort Balingen und Rottweil und dort das düstere Haupt des Feldberges; sieh dort das Blachfeld, das mit Flecken und Dörfern besät ist, dort die Obstbaumgärten, dort die Hügelketten, die rebenbepflanzt sich zum Neckar hinziehen!

An einer Stätte aber von so gewaltiger weltgeschichtlicher Bedeutung drängt sich dem Geiste, der in die kleinen Anfänge großer Dinge zurückschaut, die Frage auf: Woher der Name des Berges, und woher das Geschlecht, das hier seinen Wohnsitz sich aufbaute?

Die Antwort auf diese Frage ist mit einiger Sicherheit nicht zu geben.

Um das Jahr 1061 stand eine Burg auf dem Zollern, das wissen wir sicher. Aus der Zeit Heinrichs IV. nennt ein alter Geschichtsschreiber einen „Burchard und Wezil von Zolorin", der im Jahre 1061 seinen Tod gefunden habe, erschlagen in einer jener unzähligen Fehden, welche damals das Reich zerrissen. Von den Schicksalen der Burg erfahren wir nichts; wohl aber können wir mutmaßen, daß in den sonnigen Tagen, in welchen so hell die Ritterharfe durchs Schwabenland erklang, in welchen auf dem nahen Staufen die deutschen Kaiser Hof hielten und ein farbenprächtiges Leben sich auf allen den benachbarten Edelsitzen entfaltete, auch der Zollern die Stätte höfischer Feste, der Tummelplatz minniglicher Fröhlichkeit und ritterlicher Lustbarkeit gewesen ist. Schon damals muß das Schloß von seltener Schönheit und Wehrhaftigkeit gewesen sein. Konrad Silberdrat, Dichter und Meistersinger, ruft preisend aus:

„Hohenzolr, du werliches Huß,
Wie wyt hast du gesehen uiber uß!
All umb und umb im schwabenland
Waert du ob allen huisern bekannt.
Daz, die dich je hand gesehen,
Wol muigent sprechen und jehen,
Daz werlicher Huß in dem land nit gewesen ist,
Denn du bißher gewesen bist."

In den Jahren 1422 und 1423 schwand die alte Pracht dahin. Es saß damals ein streitbarer Herr auf dem Zollern, Graf Friedrich zubenannt der Öttinger. Seine Fehdelust hatte ihn endlich ganz und gar verstrickt; der Reichsacht verfallen, suchte er Zuflucht auf der Stammburg, welche gar bald von 40000 Mann eingeschlossen, zur Übergabe gezwungen und geschleift ward. Zwar unternahm im Jahre 1430 Graf Jos Niklas, des Öttingers Sohn, den Wiederaufbau der Burg; aber die Pracht und Schönheit des alten Schlosses blieb unerreicht. Bald zogen auch die Grafen von ihrem zu den Wolken ragenden Felsensitze hinab ins Tal, in das Hechinger Schloß und hielten von nun an hier, in reizender Umgebung, ihren Hof.

Mit den Jahrhunderten ward es immer einsamer auf dem Zollern, immer unwirtlicher und unpoetischer. Nur die alte Burgkapelle bezeugte noch die ehemalige Schönheit der königlichen Feste. Endlich sprach König Friedrich Wilhelm IV. das schöne Wort aus, welches dem ehrwürdigen Bergschlosse ein neues Leben gab. Jetzt ist das Lob des Dichters erfüllt: es gibt „kein wehrlicher, aber auch kein würdiglicher Haus" im ganzen deutschen Lande. Hinschauend über ein gottgesegnetes Land, prangend im herrlichen mittelalterlichen Festgewande — so ragt die Zollernburg empor, mit freudigem Stolze begrüßt von allen Deutschen, die ihr Vaterland und dessen Geschichte lieben.

Denn auf diesem Grund erbauet,
Wuchs auf Zollerns Macht und Ehre;
Daß des Hauses Adler schauet
Nun vom Felsen bis zum Meere.

Oskar Schwebel.

---

120. Zwei Berge Schwabens.

(1. Januar 1871.)

1. Zur Wendenacht des Jahres
Beim stillen Sternenlicht
Ward mir ein wunderbares,
Erhabnes Nachtgesicht.

2. Nachts um die zwölfte Stunde
Stand ich am Bergesrand,
Sah dämmern in die Runde
Mein schwäbisch Heimatland.

3. Vom Zollern bis zum Staufen
Sah ich die Schwabenalb
Am Horizont verlaufen,
Der Mond beschien sie falb.

4. Aus Nachtgewölken ragte
Des Staufens kahles Haupt,
Das edle, vielbeklagte,
Des Diadems beraubt.

5. Doch wie die Wolken wallten,
Wuchs langsam draus empor
Von riesigen Gestalten
Ein geisterhafter Chor:

6. Die alten Schwabenkaiser,
Das edle Staufenblut,
Die starken Eichenreiser,
Die tapfre Löwenbrut.

7. Sie reckten ihre Glieder,
Sie standen hoch und stark,
Als fühlte jeder wieder
Das alte Heldenmark.

8. Voran dem stolzen Trosse
Erhob sich feierlich
Der alte Barbarosse,
Der Kaiser Friederich.

9. Er trug die Kaiserkrone,
Den Mantel und das Schwert,
Womit er einst vom Throne
Des Reiches Macht gemehrt.

10. Dann drängten sich die Söhne,
Die Enkel her um ihn,
Zuletzt der bleiche, schöne,
Der Knabe Konradin.

11. Ein jeder mit den Waffen,
Den Kronen, die er trug,
Auch sah ich Wunden klaffen
Bei manchen Mann im Zug.

12. Und ohne Steg und Brücken
Ging wolkenleis ihr Gang
Den vielgezahnten Rücken
Der Schwabenalb entlang.

13. Die Nebelmäntel schleiften
Langhin am Bergessaum,
Die Wolkenschuhe streiften
Der Wälder Wipfel kaum.

14. Und wo zur letzten Strecke
Sich das Gebirg verzweigt,
Als Hüter an der Ecke
Die Zollernburg aufsteigt:

15. Da schien der Zug zu halten;
Im letzten Mondenschein
Zerflossen die Gestalten
Zu grauen Wolkenreihn.

16. Mir war's, die Fürsten legen
Am Berg die Kronen hin,
Mir schien's, die Geister flögen
Wie segnend rings um ihn.

17. Und wie ich stand und lauschte
— Kühl streifte mir's das Haar,
Ein Morgenwehen rauschte —
Aufstieg das junge Jahr.

18. Und allgemach im vollern,
Im klaren Tageslicht
Erhub der Hohenzollern
Erwachend sein Gesicht.

19. Den Kaiserpurpur legte
Das Morgenrot ihm an;
Zu krönen ihn, bewegte
Die Sonne sich heran.

20. Und bis hinab zum Staufen
Mit hellem Rosenschein
Begann's zu überlaufen
Der Berge grau Gestein.

21. Ein Adler tät sich wiegen,
Die Schwingen ausgespannt,
Mit stolzen Wendeflügen
Hoch ob dem deutschen Land.

22. Und rings im Land erklangen
Die Glocken allzugleich,
Den Segen zu empfangen
Fürs deutsche Kaiserreich.

Karl von Gerok.

121. Der Kölner Dom.

Der Kölner Dom ist als das herrlichste und bedeutendste Bauwerk Deutschlands zu preisen. Majestätisch ist seine Anlage, riesig sind seine Verhältnisse. Er ist nicht die Erfindung eines Meisters, der in einsamer Höhe über den Wünschen und Bestrebungen seiner Zeit dastand, sondern das Werk einer ganzen Reihe von Geschlechtern, die, ihre Gedanken mit stets erneuter Kraft dem einen großen Plan zuwendend, die Bedeutsamkeit desselben immer klarer und freier, in stets mehr geläuterter innerer Schönheit zu entwickeln vermochten. Ein Werk des deutschen Volkes, ist der Kölner Dom das erhabenste Denkmal deutschen Geistes, soweit das Bereich sichtbarer Formen geht.

Zur Hohenstaufenzeit, als Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft in hoher Blüte standen, wurde der Plan zum Bau des Domes gefaßt, und am 15. August 1248 wurde der Grundstein gelegt. Über dem Meister, der den Plan entwarf, schwebt auch heute noch ein geheimnisvolles Dunkel; die neuesten Forschungen nennen einen Meister Gerhard, nach seinem Geburtsorte Riel, einem Dörfchen bei Köln, Gerhard de Rile in den Urkunden genannt, als den ersten Leiter des Baues. Im Jahre 1322 war das Chor mit dem Allerheiligsten vollendet, und ein Jahrhundert später stieg der eine Turm zur halben Höhe empor. Aber die Wirren der Zeit waren dem Fortgang des Baues wenig günstig. Je mehr die Pfeiler stiegen und die Schwibbögen sich reiften, desto tiefer

sank der Stern des Reiches und die Wohlfahrt der Stadt, desto spärlicher flossen die Mittel; um 1560 ruhten Hammer und Meißel vollständig. Die Zeit nagte am Gestein; die Pfeiler im Schiff waren ein Wald von Säulen, die ein rauher Windsturm im Wachstum plötzlich erstarren ließ. Bis zum Gewölbe ragten sie empor, trugen aber nichts als den Notbehelf des bretternen Verschlusses.

So blieb der Dom unvollendet und mußte, von innen und außen geplündert, zur Franzosenzeit sogar als Heumagazin dienen.

Mit dem Aufschwung des nationalen Lebens nach den Freiheitskriegen fällt auch das Wiedererwachen der Liebe für die Schöpfungen der Vorzeit zusammen. Patriotische und kunstsinnige Männer wiesen auf die Schönheit des Domes hin, und König Friedrich Wilhelm IV., kunstliebend und hochbegeistert für das nationale Werk, stellte sich an die Spitze des Zentral-Dombauvereins, in welchem sich alle Stämme Deutschlands, Katholiken wie Protestanten, zu reichen Gaben für die Fortsetzung des Baues vereinigten.

Am 4. September 1842 wurde das neuhergestellte Chor festlich eingeweiht; begeistert von der Herrlichkeit desselben nahm König Friedrich Wilhelm damals bei der Grundsteinlegung der westlichen Teile den Hammer der Steinmetzenzunft zur Hand und rief: „Belebe dich, Ruine, werde fertig, Haus Gottes!“

Es ist fertig geworden! Im Frühjahr 1880 standen die Kreuzblumen vollendet, wahre Meisterstücke der Steinmetzzunft, jede etwa 1000 Zentner schwer, am Fuße der Türme und harrten ihrer Bestimmung. Im Laufe der Monate Juli und August wurden die einzelnen Steine der Wunderblumen mit einem Bandseil aus Eisendraht aufgezogen, das letzte Stück am 14. August. Gegen 10 Uhr morgens verkündeten die Turmfahnen der Stadt und der Welt die Vollendung des Domes, nachdem 632 Jahre seit der Grundsteinlegung verflossen waren. Am 15. Oktober 1880 fand dann in Gegenwart des Kaisers Wilhelm I., der Kaiserin Augusta, der Mitglieder des kaiserlichen Hauses und vieler Großen und Würdenträger des Reiches die Einweihungsfeier statt.

Der Kölner Dom stellt sich als das räumlich Größte dar, was die germanische Architektur geschaffen. Der Dom zu Speier mißt 4470 qm, das Straßburger Münster 4087 qm, der Kölner Dom 6166 qm; die Höhe seiner Türme (156 m) überragt die Nikolaikirche zu Hamburg um 12 m, das Münster in Straßburg um 14 m, die Peterskirche in Rom um 18 m und die Pyramide des Cheops in Gizeh um 19 m. Der ganze Bau bis zu den Kreuzblumen der Türme besteht aus Sandstein.

Das Äußere des Domes beginnen wir füglich da zu betrachten, wo es am vollendetsten erscheint, nämlich an der Westfassade, wo sich die beiden Turmriesen in wunderbarer Harmonie ihrer einzelnen Teile erheben. Die treibende Kraft ihrer Entwicklung sehen wir unten noch verschlossen in einzelnen mächtigen Bildungen, in den Strebepfeilern, in den mit Reliefs überreich geschmückten Portalen, die, von jenen beengt, in die hohen Spitzgiebel gleichsam ungeduldig emporschießen. Im zweiten Stockwerk entfaltet sie sich zwischen den hohen und schlanken Fenstern

üppig in unzähligen Stäben und Nischen, Spitzbögen und Fialen und blüht dann, wo der Giebel das Mittelschiff schließt und die Türme sich von ihm lösen, wieder gesammelter wie die Blume aus der Knospe hervor. Am zweiten, dritten und vierten achtseitigen Geschoß mit Ecktürmchen werden die Glieder gestreckter und zuweilen minder reich als unten, um endlich in der Helmspitze mit dem Zeichen des allbesiegenden Kreuzes abzuschließen.

Nicht genug ist die reiche Architektur der südlichen Langseite und des Chors zu bewundern. Aus den massiven Pfeilern des Untergeschosses erheben sich zahlreiche Fialen, reich mit Stabwerk umkleidet und mit unzähligen Giebeln und Pyramiden gekrönt. Wenn man auf den oberen Gängen zwischen diesem Walde von edelsten Gebilden umhergeht, so kann man nicht genug staunen, mit welcher Sicherheit und Kühnheit diese Steinmetzen den richtigen Grad der Ausführung zu treffen, die wesentlichen, auch von unten erkennbaren Züge zu betonen wußten. Dasselbe gilt von den schlanken, mit verschieden gestaltigem Maßwerk ausgestatteten Spitzgiebeln, die sich über den Oberfenstern erheben und den Rand des Hauptdachs aufs anmutigste umkränzen.

Der reichen Durchführung des südlichen Langhauses entsprechend, prangt der südliche Portalgiebel in der reichsten Ornamentik. Die Eingangstore, wie die des westlichen Hauptportals, von denen König Friedrich Wilhelm IV. bei Gelegenheit der Grundsteinlegung mit Begeisterung verkündete: „Hier werden sich die schönsten Tore der Welt erheben!“ sind weder in architektonischer noch plastisch-dekorativer Beziehung jemals übertroffen: jede sich darbietende Fläche und Hohlkehle ist mit einem Standbilde unter zierlichen Baldachinen geschmückt.

Wir treten in das Innere des Doms, dessen Grundriß eine klar ausgeprägte Kreuzform zeigt. Fünf Langschiffe mit ihrem Säulenwalde, von drei Querschiffen durchschnitten, strecken sich weit aus. In Form eines siebenseitigen Halbkreises, durch einen Kranz von sieben Kapellen abgeschlossen, stellt sich das Chor dar. Die Pracht des himmelan sich wölbenden Baues hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheuerer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da wie die Bäume eines uralten Forstes; nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Ästen gespalten, die sich mit ihren Nachbarn zu spitzen Bogen wölbt und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Der graue Stein des Drachenfels hat sich in der Chorhalle in Bronze verwandelt; die Kapitäler, die Säulen haben die Farben ihrer Blumen angenommen, golden und purpurn strahlen die Kelche, im Schmelze prangender Lichter leuchten uns die Kronen und Laubbüschel der großen Pflanzenpfeiler entgegen.

Wir treten in die Agneskapelle und bewundern Kölns bedeutendsten Kunstschatz, das weltberühmte Dombild, die Anbetung der heiligen drei Könige des Meisters Stephan Lochner, um 1426 gemalt; die Kapelle der heiligen drei Könige mit ihrem Domschatze zeigt uns den Reliquienschrein, das vorzüglichste und umfangreichste Meisterwerk der mittelalterlichen Goldschmiedekunst. Und nun schaue vom Chore wieder hinein

in das herrliche Querschiff mit seinen 16 Pfeilern, in das großartige Mittelschiff, das, 119 m lang, bis zu den Gewölben in einer Höhe von 45 m emporsteigt. Die Sonne wirft ihr Abendlicht durch die alten gemalten Fenster des nördlichen Seitenschiffes, die mit denen des südlichen, von Ludwig von Bayern geschenkten, die größte Zierde des Doms bilden. Im magischen Glanze steht die ganze Säulenhalle vor dir wie das Gebilde eines morgenländischen Märchens. Dies Helldunkel gibt erst die rechte Beleuchtung für das in Stein hineingebaute Traumgesicht. Das ist die Dämmerung, welche die Standbilder der Heiligen an den Pfeilern zum Leben ruft, bei der die Seele an diesem Ort zur Andacht hingezogen wird. Der letzte Hammerschlag an der Arbeit ist verklungen; nur der Schall des Domgeläutes, der Kaiserglocke, tönt von draußen herein in die Säulenhalle und zittert in dem Chore nach. Du bist allein im steinernen Eichenhain. Du stehst und lauschest. Es ist so still; du könntest das Ächzen der steinernen Bäume hören. Schaue dir an diesen in Felsen gearbeiteten frommen Gedanken! Heiliger Glaube hat diesen Tempel ersonnen, felsenfeste Zuversicht, die wie ein Trotz gegen die Elemente erscheint, ihn auszuführen unternommen. Und du siehst hier die Größe Hand in Hand mit lieblicher Kindlichkeit, Arm in Arm mit tändelnder Unschuld und süßer, träumerischer Grazie. Aus den Wipfeln dieser Bäume knospet überall ein buntes Frühlingsleben. Blumen sprießen aus der Kraft der ungeheuren Stämme, deren gewölbte Äste das Dach dieses Kirchenhimmels tragen, und wo die Zweige in der Spitze der Wölbungen sich finden und verschlingen, da bricht die Rose auf.

Um einen richtigen Einblick zu erhalten in die riesigen Verhältnisse des ganzen Baues und die wunderbare Harmonie der einzelnen Architekturteile untereinander, besteigen wir die Galerien und die Türme. Auf einer Wendeltreppe im Südportal gelangen wir auf 137 Stufen zu der durch eine zierliche, durchbrochene Brüstung geschützten, äußeren, den ganzen Bau umlaufenden Galerie. Wir sehen in den Wald der Strebepfeiler und in die Masse der kühngeschwungenen Bogenwölbungen, bewundern die Phantasie, die sich in den zu Wasserspeiern gemodelten Ungetümen und sagenhaften Unholden ausspricht; wir betrachten staunend das zierliche, mannigfaltige Blattwerk, welches die Fialen umzieht, die Blumen, welche die Gesimse schmücken, und die kolossalen Figuren, welche die Aufsätze der Strebepfeiler zieren. Es ist „architektonische Musik", die aus diesen lebendig gewordenen Steinen zum Himmel emporstrebt.

Weitere 98 Stufen der Wendeltreppe führen auf die am Fuße des Daches liegende oberste Galerie, die in einer Länge von 500 m den Bau umfaßt. Von der Großartigkeit der einzelnen Teile, die von unten in den zierlichsten Verhältnissen erscheinen, gibt nichts eine klarere Anschauung als der den First des Daches krönende vergoldete Kamm und das die äußerste Spitze des Chores schmückende Kreuz. Ein Hinabblick in das Innere des Chores, den wir durch eine Gewölbeöffnung genießen können, ist von unermeßlichem Eindruck. 94 Stufen geleiten uns zur offenen Galerie des in Eisen ausgeführten Dachreiters oder Mittelturms, die dem Auge eine unermeßliche Aussicht darbietet. Der ganze Bau in

seiner Grundlage liegt unter uns, wie er sich aus der Kreuzform mit seinen Massen erhebt, um in den zierlichsten Gliederungen emporzuwachsen und in der alles besiegelnden Kreuzblume zu endigen. In den Eckpfeilern der Türme führt eine Wendeltreppe auf das Krongesimse des Oktogons an den Fuß des emporstrebenden Steinhelms. Wir stehen am Fuße der Kreuzblumen, die, von unten gesehen, so winzig fast wie zierliche Säulenknäufe anzuschauen, hier wie stattliche Bäume erscheinen.

In bläulichem Schimmer erblicken wir in weiter Ferne die Spitzen des Siebengebirges; zu unseren Füßen dehnt sich nach allen Richtungen die alte betürmte Rheinmetropole aus, strömt der spiegelglatte Strom in schimmerndem Glanze dahin, liegen fruchtbare Äcker, grüne Wiesen und dunkle Wälder. Wer einmal die Rundschau vom Turme genossen, dem wird unvergeßlich vor der Seele schweben jenes herrliche Wort des verewigten Königs:

„Der Dom von Köln — das bitte ich zu Gott — rage über diese Stadt, rage über Deutschland, über Zeiten, reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden, bis an das Ende aller Tage!"

August Sach.

---

122. Unsere beiden großen Seehandelsstädte.

„Die beiden Augen Italiens" — so nannte der Italiener des Mittelalters mit Stolz Venedig und Genua, die größten Handelsstädte seines Landes, welche bis zu den entferntesten Küsten des Mittelmeers, damals der fast alleinigen Stätte der Schiffahrt und des Handelsverkehrs, hinausschauten. Seitdem sind die Ozeane die bedeutendsten völkerverbindenden Straßen geworden, und die Handelsplätze des Mittelmeeres sind weit überflügelt von den Kaufmannsstädten des nördlichen Europas, welche ihre Schiffe auf den Atlantischen Ozean hinaussenden. Zu ihnen gehören als Stätten eines großartigen Handelsverkehrs Hamburg und Bremen, „die beiden Augen Deutschlands". In ihnen vereinigen sich Vergangenheit und Gegenwart. Wie sie einst in den Tagen der Hansa, deren Namen sie nebst Lübeck noch jetzt tragen, zur selben Zeit, als die Städte Italiens blühten, den Handel mit den Küstenländern der Nordsee und Ostsee vermittelten und in Rußland und Norwegen wie in England und in den Niederlanden ihre Kontore und Niederlagen errichteten, so schauen sie jetzt noch weiter hinaus, bis zu den entferntesten Ländern der Erde. Ihre Schiffe durchkreuzen alle Meere; sie führen Deutschlands Erzeugnisse den entlegensten Küsten zu und bringen unserem Vaterlande die Ernten fremder Zonen. Kaum wird in anderen Erdteilen ein Land gefunden, das der Ozean erreicht, wohin sie nicht ihre Söhne hinausschickten, um das Band friedlichen Völkerverkehrs zu knüpfen. — Von den beiden Städten ist Bremen, die Stadt „an dem Dünenrande der Wisurraha", die älteste; hierhin verlegte schon Karl der Große ums Jahr 788 eins der Bistümer, die er im eben eroberten Sachsenlande stiftete; allein auch die Schwesterstadt an der Elbe kann auf eine tausendjährige Geschichte zurücksehen.

1. Hamburg.

Hamburg ist, begünstigt durch seine ausgezeichnete Lage am breiten, tiefen Elbstrome, der bis ins Herz Deutschlands hinein größere Schiffe trägt, inmitten der Nordsee- und Ostseeländer und benachbart den nordischen Reichen, die erste Handelsstadt Deutschlands und des ganzen Festlandes von Europa geworden.

Wer von Westen her über Harburg sich Hamburg naht, empfängt sofort den Eindruck einer mächtigen, hochbedeutsamen Stadt. Ein weites Häusermeer breitet sich in dämmernder Ferne aus, von dem sich einzelne Zinnen und Kuppeln abheben, und das von hochaufsteigenden, stolzen Türmen weit überragt wird. Der hier doppelarmige breite Strom, über den kühne Brücken führen, kündigt durch den Schiffsverkehr auf seinem Spiegel die Nähe der großen Handelsstadt an, und weiter abwärts am Flusse, hart an der Stadt, erhebt sich der dichte, hochragende Mastenwald der zahlreichen Seeschiffe, untermischt mit den Rauchsäulen gewaltiger Dampfer. Wer sich sofort nach seiner Ankunft auf dem Bahnhofe, ohne sich weiter in der Stadt umzuschauen, von einer Droschke nach der Lombardsbrücke bringen läßt, wird überwältigt sein von dem Anblicke, den Hamburg ihm hier bietet. Von dieser hochgewölbten Brücke aus, welche über das seenartige Gewässer der Alster führt, schaut man, der Stadt zugewandt, den glänzenden Spiegel der Binnenalster, auf allen drei Seiten eingerahmt von prächtigen Straßen, die mit Baumreihen geschmückt sind, und deren stolze Häuserreihen großartige Gasthöfe und sonstige palastartige Gebäude enthalten. Im Hintergrunde ragen neben anderen Kirchtürmen die mächtigen Türme von St. Nikolai und St. Michaelis empor. Wendet sich der Blick nach der andern, der Stadt abgewandten Seite, so breitet sich der zweite, größere Teil des Alsterbeckens, die Außenalster oder große Alster, wie ein lieblicher Landsee weithin aus. Vielfach erheben sich an seinen Ufern herrliche Landhäuser, von blühenden Gärten umringt. Zierliche Böte mit schwellenden weißen Segeln, andere oft gar kleine und niedliche Nachen, in denen geschickte Hände die Ruder führen, und kleine Dampfer, welche vom Jungfernstieg abstoßen, unter der Lombardsbrücke hindurchfahren und an verschiedenen Orten der Außenalster landen, durchschneiden pfeilschnell die spiegelnden Fluten und gewähren dem Auge ein ungemein belebtes, reizendes Bild, in dem auch die Schwäne, die auf dem Wasser schwimmen, einen freundlichen Zug bilden.

Wieviel Eigentümliches und Anziehendes bietet eine Wanderung durch die gewühl- und geräuschvolle Stadt! Fast jeder Gang durch die Straßen kann uns lehren, daß wir in einer Stadt sind, wo Handel und Verkehr die Schritte aller munter fördert, wo das Leben kräftig und rasch pulsiert. „Wie beim Bienenhause, so fliegt, sammelt und summt es überall.“ Hinter den riesigen Spiegelscheiben der Läden erblickt man manches, was an die Seestadt erinnert, der fremde Erzeugnisse rasch zufließen. Hier schimmern, von Rebenlaub umkränzt, in einer von Springbrunnen unablässig erfrischten Luft, die Trauben von Malaga; daneben

locken die Bananen vom Delta des Nils, die Orangen von Lissabon, die Artischocken aus Algier und die goldigen, grüngekrönten edlen Ananas. Dort streckt der feuerrote Hummer die plumpen Scheren aus und läßt seine schöngegliederten Fühlfäden über den Sardinen von Nantes schweben; neben ihm liegt in kristallener Schüssel der erste Hering, den die Fischerflotte ans Land gebracht hat, mit seinem stahlblauen Rücken. Vor den Treppen der Speisekeller sind Austernschalen aufgestapelt, perlmutterglänzend innen, braun und ruppig außen; sie liegen dort zum Zeichen davon, was unten geöffnet wird. In einem mächtigen, mit Seewasser gefüllten Kübel sieht man eine Riesenschildkröte, die irgend ein Schiffskapitän aus der Südsee soeben mitgebracht hat. Sie hebt und senkt sich abwechselnd und gibt jedesmal, wenn sie den Kopf aus dem Wasser hervorstreckt, einen leise zischenden Ton von sich. Sie wird es nicht lange mehr so machen, sondern vielleicht schon am nächsten Tage zu einem Ragout dienen müssen.

Jedem Fremden fällt es in Hamburg auf, daß er häufig über Brücken gehen muß, die über lange Wasserstraßen führen, an welche die Häuserreihen unmittelbar angrenzen. Die Alster nimmt nach ihrem Austritte aus dem inneren Becken ihren Weg durch die Stadt und verzweigt sich dabei in einzelne Fleete oder Kanäle, die in die Elbe münden. In diesen Mündungsarmen der Alster, welche Hamburg stellenweise eine gewisse Ähnlichkeit mit der Bauart Venedigs geben, steigt und fällt das Wasser je nach Flut und Ebbe. Breite, platte Kähne, Schuten genannt, führen die Waren, welche sie von den im Hafen liegenden See- und Flußschiffen aufgenommen haben, zur Flutzeit zu den hohen Speichern, welche sich zu beiden Seiten der Fleete erheben, und dienen dem Handel auf das trefflichste. Schwerfällig ziehen hier die Schuten durch das oft tief beschattete Gewässer einher; langsam und sicher heben sich die Warenballen mittels Flaschenzüge oder Dampfwinden, oft bis zu einer Höhe von sechs oder sieben Stockwerken, empor. Hier und beim Ausladen der Waren aus den Schiffen im Hafen kann man eine Vorstellung von der ungeheuren Fülle und Mannigfaltigkeit des Hamburger Handels bekommen. Da sieht man Säcke mit Kaffee und bunte Kisten mit Tee; Ballen mit Baumwolle oder Wolle; Tabak in gewaltigen Fässern wie in Ballen, welche von Ochsenhäuten umgeben sind, oder in sonstigen Verpackungen; Wein-, Herings- und Petroleumfässer; getrocknete Fische, die Holzscheiten ähneln, und gesalzene Tierhäute; mächtige Blöcke verschiedener Holzarten und langgestreckte Eisenplatten. Diese und tausend andere Dinge: Getreide und Zucker wie Südfrüchte und Gewürze, Spielsachen und landwirtschaftliche Maschinen, wie Steinkohlen und sonstige mineralische Stoffe — sie kommen seewärts oder gehen übers Meer in die Ferne. Nord und Süd begegnen sich. „Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert, was Arabien kocht, was der äußerste Norden bereitet," das schüttet der Kaufmann hier auf den heimischen Strand.

Die Glocke der alten St. Katharinenkirche schlägt ein Uhr. Bald strömt es von allen Seiten der Börse zu; ihre beiden großen Säle füllen sich mit Kaufleuten. Der Fremde, der bloß ein neugieriger Zuschauer ist,

wird auf die Galerie geführt und kann von hier aus die große Halle, die von Käufern und Verkäufern wimmelt, bequem übersehen. Man sieht Tausende von Herren dichtgedrängt beieinander stehen, in eifrigem Gespräche begriffen. Die Makler, welche die Geschäfte zwischen Käufern und Verkäufern vermitteln, eilen rastlos dazwischen hin und her, schreiben stehend ihre Schlußzettel, suchen hier zu überreden, dort zu schlichten, sind aller Aufträge gewärtig und haben für jede Frage eine Antwort, für jedes Bedürfnis ein Auskunftsmittel. Es ist ein anziehendes Bild, eine solche Börsenversammlung. Man hört keinen Ruf, kein schreiendes oder lautes Wort; aber ein eigentümliches Brausen von den vielen Stimmen dringt an das Ohr, als stände man an der Brandung des wogenden Meeres. Hier und da zieht eine Person unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich. Dort steht ein Schiffskapitän, der eben angekommen ist, mit noch etwas gespreizten Beinen, als ob das Festland dem unruhigen Weltmeere gleiche, den breiten Hut in die Augen gedrückt, vor seinem Reeder, einem jungen, modisch gekleideten Manne mit ernsten Zügen; neben diesem steht ein schon älterer Herr, offenbar sein Bruder; die Sonne tropischer Länder, in denen er sich viele Jahre in Geschäften seines Hauses aufgehalten, hat sein Gesicht gebräunt. Das sind Kaufleute, die Welt und Leben kennen! Ihr Blick schweift über den Ozean, wo sie Kontore besitzen wie in Hamburg, wo ihre Firma gekannt und geachtet ist wie daheim. Bei solchen Männern kann man lernen, wie durch den Kaufmann die Welt erschlossen wird, wie die von dem Handel gesponnenen Fäden die Länder der Erde netzartig miteinander verweben.

Und nun zum Hafen, der in neuerer Zeit (1888) infolge des Anschlusses der Stadt an das Zollgebiet des deutschen Reichs die großartigste Umgestaltung erfahren hat und mit seinen neuen Erweiterungen und Speicheranlagen einen wahrhaft überwältigenden Anblick gewährt. Der Hamburger Hafen ist hinsichtlich der Größe des Verkehrs nach London und Liverpool der bedeutendste Europas; übertrifft doch Hamburgs Aus- und Einfuhr die von ganz Holland, sowie die von Italien und Spanien zusaminengenommen! Im Jahre 1896 liefen in den Hamburger Hafen gegen 10500 Seeschiffe und fast 16000 Flußschiffe ein. Davon kamen von England, womit Hamburg den größten Verkehr unterhält, etwa 3500 Schiffe. Der Wert der Einfuhr belief sich auf fast 3200 Millionen Mark. — Solcher Einfuhr entspricht natürlich eine Ausfuhr gleichen Ranges. Der Wert der Waren, die seewärts ausgeführt wurden, belief sich im Jahre 1896 auf 1700 Millionen Mark; mit der Eisenbahn und auf der Oberelbe wurden für 1280 Millionen Mark versandt. Das sind Zahlen, die für Hamburgs Bedeutung beredt genug sprechen.

Unabsehbar ziehen sich Hamburg, dessen Vorstadt St. Pauli und das angrenzende Altona entlang die doppelten und mehrfachen Schiffsreihen, zwischen denen ein Fahrwasser für den Boots- und Schutenverkehr freibleibt. Fahren wir in einem kleinen Kahne hindurch, so wird es uns fast ängstlich, wenn unsere Nußschale von Fahrzeug sich zwischen den palastähnlichen Schiffskolossen durchwindet, jenen stolzen Dreimastern

und Dampfern, von denen manche schon wiederholt die fernsten Reiche des Erdballs besucht und nach Sturm und Wetter reiche Lasten oder Reisende glücklich an Land gebracht haben. Hier weht das Sternenbanner Nordamerikas neben der blutroten Flagge Englands; neben Brasiliens Weltkugel sieht man Rußlands weiß-blau-rote Querstreifen. Von diesem Schiffe hört man ein rauhes nordisches Lied, von jenem einen sanften italienischen Sang; hier tönt uns ein derber britischer Ruf, dort ein treuherziges deutsches Willkommen entgegen. Die buntesten, wechselvollsten Bilder sind es, die uns umgeben. Es schwirrt uns nachgerade vor Augen und Ohren. Man erblickt nur ein Wirrsal von schlanken Masten, straffen Tauen und buntfarbigen Flaggen und Wimpeln, und das Ohr wird betäubt von dem Klirren und Rasseln der gewaltigen Dampfkräne, welche die Waren aus den Schiffen laden, dem Kommando der Steuerleute beim Löschen und Laden, dem Johlen der Matrosen, wenn sie die Taue ziehen, und dem Geheule der Dampfrohre der großen transatlantischen Dampfer. — In der Nähe des Hafens erinnert alles an die Schiffahrt. Breitschultrige Seeleute mit wetterhartem Angesicht, welche die verschiedensten Sprachen reden, begegnen uns. Eine Menge von Schenken, Läden und Geschäften sind für die Wünsche und Bedürfnisse der Seefahrer berechnet, und man sieht auf den Aushängeschildern außer deutschen auch englische, mitunter auch spanische und französische Inschriften. Dieser Verkäufer empfiehlt spanische Weine und geistige Getränke, jener Ankertaue und Teer; hier hängen rote und blaue Flanelljacken, dort Matrosenmützen oder Wasserstiefel. In diesen Straßen drückt die Seehandelsstadt dem ganzen Leben ihr Gepräge auf.

Das ist Hamburg, das vielgeschäftige, lebensfrische und schöne Hamburg. Einem alten Stamme gleich, der, obwohl heimgesucht von manchem Sturm und Ungewitter, in unverwüstlicher Lebenskraft grünt und stets reichere Blüten und Früchte trägt, so steht die Stadt da. Ihre angstvollsten Tage in neuerer Zeit waren diejenigen vom Himmelfahrtstage des Jahres 1842 bis zum folgenden Sonntage, wo ein ungeheurer Brand den fünften Teil der Stadt mit den ansehnlichsten Gebäuden verzehrte und 20000 Menschen obdachlos machte. Damals schien Hamburg ein Schlag getroffen zu haben, von dem es sich nie wieder aufrichten könnte. Was aber nach jenen Unglückstagen der Senat der Stadt seinen Mitbürgern zurief: „Unser geliebtes, schönes Hamburg ist nicht verloren, und unsere fleißige Hand wird, wenn auch erst in Jahren, das wiederaufbauen, was uns das wütende Element in wenigen Tagen entriß. Gott mit uns!“ — das hat sich herrlich bewahrheitet. Erfüllt ist in großartiger Weise das Wort, das Max von Schenkendorf in seinem Liede von den deutschen Städten über Hamburg mehr als fünfundzwanzig Jahre vor dem Brande gesprochen hat:

Laß Flammen dich verzehren,
O Hamburg, reich und schön,
Man wird in jungen Ehren
Dich Phönix wiedersehn.

Nach Johannes Ziegler.

2. Bremen.

Dem glänzenden Hamburg mit seinem geräuschvollen Weltgetriebe gegenüber zeigt die Schwesterstadt an der Weser ein stilleres, bürgerlich-behäbiges Aussehen. Die nicht eben großen, nur von einer oder zwei Familien bewohnten Häuser, welche sich über ein sehr ausgedehntes Stadtgebiet erstrecken, sind, wie die Straßen an sich, so nett, sauber und freundlich, daß sich der Fremde schon dadurch angenehm angesprochen fühlt. Diesem treten dazu landschaftliche Schönheiten entgegen, die er in der alten Reichsstadt nicht zu vermuten pflegt. An Stelle der alten Wälle umgeben herrliche Anlagen die innere Stadt in solch ausgedehnter Fülle und reizender Mannigfaltigkeit, so anmutvollem Wechsel von Land und Wasser, mit so prächtigen, malerischen Durchblicken, wie sie schwerlich eine andere deutsche Stadt in solchem Grade aufweist. Vor den Toren der Stadt aber breitet sich ein sehr großer öffentlicher Park aus, der eine wirkliche Perle der neueren Landschaftsgartenkunst ist. Auch sonst bietet Bremen des Interessanten viel. In den Teilen der Stadt, wo die Warenhäuser und Kontore der Kaufleute liegen, durchziehen von früh bis spät die vielen mit Baumwolle, Petroleum, Tabak, Reis und anderen Waren beladenen schweren Frachtwagen die Straßen; lebhafter Schiffsverkehr entwickelt sich an den Ufern des Stromes, insbesondere in dem großartig angelegten neuen Freihafen von 1800 m Länge und 120 m Breite, der im Jahre 1888, als Bremen sich dem deutschen Zollgebiet anschloß, eröffnet wurde. Häufig sieht man auch in den Straßen zahlreiche Scharen von Auswanderern, oft in seltsam bunten Landestrachten.

„Navigare necesse est, vivere non necesse est“ (Die Schiffahrt ist notwendig, das Leben ist nicht notwendig) — dieser Spruch steht an dem Portale des Hauses Seefahrt, einer ehrwürdigen bremischen Stiftung für Seefahrer und deren Angehörige. Der Sinn, welcher sich in diesem kühnen Worte ausspricht, daß nicht das Leben der Güter höchstes ist, sondern die segensvolle Arbeit, ist in Bremen von je heimisch gewesen und allezeit lebendig geblieben. Dieser Geist bremischer Umsicht und Tatkraft war es, der im Jahre 1827 zu der Erwerbung eines kleinen Gebietes an der Unterweser, der Anlage eines großartigen Seehafens daselbst und zur Gründung Bremerhavens führte, der größten Städtegründung, welche sich in neuerer Zeit außer Wilhelmshaven in Deutschland vollzogen hat. „Will das Meer nicht zu uns kommen, so kommen wir zum Meere,“ so sprach Bremens Kaufmannschaft, als die steigende Entwicklung seines Handels mit Nordamerika und die veränderten Verkehrsverhältnisse überhaupt immer größere Seeschiffe erheischten, welche die Stadt nicht zu erreichen vermochten. Dem ersten Bremerhavener Hafen folgte, nachdem eine Dampfschiffverbindung mit Neuyork eröffnet war, der zweite und diesem nach der Schöpfung der großen bremischen Seeschiffahrtsgesellschaft des Norddeutschen Lloyd der dritte und vierte. Unter erstaunlichen Geldopfern hat Bremen in den letzten Jahren durch eine großartige Korrektion das Fahrwasser der Unterweser so verbessert,

daß auch größere Ozeandampfer den Freihafen der Stadt erreichen können.

Im Jahre 1827 war auf Veranlassung Smidts der erste Spatenstich zur Anlage Bremerhavens geschehen, dreißig Jahre später erfolgte durch einen andern bedeutenden Mann Bremens, den Kaufmann Hermann Henrich Meier, die Schöpfung des Norddeutschen Lloyd, einer Handelsflotte, die, aus schwachen Anfängen hervorgehend, eine Ehre für die deutsche Flagge, ein Ruhm für den deutschen Handelsstand in fernen Ländern geworden ist. An siebzig Dampfer mit einer Mannschaft von über sechstausend Seeleuten unterhalten außer nach europäischen Häfen den Verkehr nach Neuyork, Baltimore, Havanna, Neuorleans, Brasilien und den La-Plata-Ländern, in neuster Zeit auch nach Ostasien und Australien. Diese große, bedeutungsvolle Erweiterung ihrer Fahrten verdankt die Gesellschaft des Norddeutschen Lloyd der Unterstützung der deutschen Reichsregierung. Seit dem Sommer 1886 sendet sie auch nach diesen fernen Landen stolze Dampfer, damit deutschem Gewerbfleiße und Handel hier immer mehr Bahn gebrochen werde. — In einem einzigen dieser letzten Jahre wurden von den größten transatlantischen Dampfern mehr als 160 Rundreisen gemacht und 140000 Reisende befördert. Allein an frischem Fleische wurden in einem Jahre an Bord der Lloyddampfer 3 Millionen Pfund verbraucht, daneben fast 2 Millionen Pfund gesalzenen und geräucherten Fleisches, Fische und Geflügel, dazu 1200 Stück Schlachtvieh. An Roggenbrot wurden zur selben Zeit über 600000 Pfund, an Weizenzwieback, Cakes u. dergl. über 300000 Pfund verzehrt. An Steinkohlen für den Betrieb waren mehr als 460000000 kg nötig. Der Gesamtwert des Proviants dieses Jahres betrug 19 Millionen Mark. In diesem einen Jahre legten die Seedampfer des Lloyd zusammen über anderthalb Millionen Seemeilen zurück und haben somit, da der Umfang der Erde 5400 geographische oder 21600 Seemeilen beträgt, in gerader Linie berechnet, die Erde mehr als 73mal umfahren. Unter den großartigsten und mit höchster Pracht ausgestatteten Schnelldampfern des Lloyd nimmt einer der neuesten, „Kronprinz Friedrich Wilhelm", den ersten Rang ein. Er ist der größte Dampfer der Erde und übertrifft alle an Schnelligkeit der Fahrt. Die Bequemlichkeit und Pracht der inneren Einrichtung der transatlantischen Dampfer übersteigt alle Erwartungen; sie sind gewissermaßen große schwimmende Hotels, in denen man reichgeschmückte Säle mit Gemälden von Meisterhand und kunstvollem Mobiliar, Rauchzimmer, Badekabinette, Lesezimmer u. s. w. findet. —

Die Abfahrt der großen Lloyddampfer nordamerikanischer Fahrt mit den Scharen von Auswanderern — oft viele Hunderte, manchmal über tausend — ist ein besonders anziehendes Schauspiel.

Das Auslaufen aus dem Hafen kann natürlich nur bei Hochwasser stattfinden. Die mächtigen Schnelldampfer legen schon vor dem Eintreffen der Passagiere auf den Strom hinaus, was oft auch bei den anderen Dampfern, je nach ihrem Tiefgange und den gerade obwaltenden Flutverhältnissen, der Fall ist, und erwarten hier die Ankunft des kleineren

Dampfschiffes, welches ihnen vom Ufer her die Reisenden zuführt. Es ist das eine Weise der Einschiffung, wie sie auch Freiligrath in seinem Gedichte von den Auswanderern darstellt, nur daß zu jener Zeit noch keine Dampfer, sondern nur gewöhnliche Böte die Überführung vermittelten. Im anderen Falle bleibt der Dampfer einstweilen im Hafenbecken und nimmt hier schon die Passagiere auf.

Die Einschiffung der Reisenden bietet ein vielbelebtes und äußerst fesselndes Bild, das noch an Interesse gewinnt, wenn diese ohne Vermittelung eines kleinen Zwischendampfers unmittelbar vom Hafen aus ihre transatlantische Fahrt antreten. Von Bremen langt vor der Bremerhavener Lloydhalle der Sonderzug mit den Reisenden an, die sich von nah und fern zur Überfahrt nach Amerika eingestellt haben. Nun ziehen die dichten Scharen zu dem nahe dabei im Hafen liegenden Ozeandampfer. Der Riesenbau, der sich mehr als 200 m in die Länge erstreckt, ragt mit seinem Deck haushoch über die Einfassung des Hafenbeckens empor. Alles klimmt die hohen Treppen hinauf, um an Bord zu kommen. Man sieht die Zwischendecksreisenden gewöhnlich mit allerlei Reisebedarf, wie Blechgeschirr, großen Taschen mit mancherlei Inhalt und anderen Dingen bepackt. Hier wankt ein Siebzigjähriger, von der Hand seiner Tochter unterstützt, die Stufen hinauf, dort steigt eine Mutter, ein Kind im Arme, zwei an der Hand, empor. Greis und Säugling, Mann und Weib — sie alle haben dasselbe ferne Ziel, sie alle gehen einer so ganz veränderten Zukunft entgegen. Am oberen Ausgange der Treppe werden die Fahrkarten vorgezeigt, und bald ist alles glücklich an Bord, wenn nicht etwa die behelmten Schutzleute, die sich oben zeigen, jemand abgefaßt und an Land zurückgebracht haben, der sich der Verfolgung durch die Gerichte oder dem Kriegsdienste entziehen wollte. Auf dem ganzen Deck des Schiffes sieht man ein dichtes Menschengewühl, zwischen dem die Offiziere der Mannschaft in ihrer stattlichen Uniform und die Matrosen, die heute auch ihre beste Tracht angelegt haben, bemerkbar werden. Es vergehen noch einige Minuten. Das größere Reisegepäck der Passagiere ist schon von der Schiffsmannschaft im Schiffsraume verladen; wer von Nichtreisenden noch auf dem Schiffe war, ist heruntergestiegen, aber noch werden von den Bediensteten des Lloyd einzelne Sachen gebracht; endlich empfängt auch der Kapitän noch Papiere aus dem Kontor der Gesellschaft. Auch das ist besorgt, alles ist fertig; nun kann es fortgehen. Die Treppen werden weggenommen, die Taue, mit denen das Schiff befestigt war, unten gelöst und an Bord gezogen, die Maschine des Schiffes entwickelt eine gelinde Kraft, und langsam dreht sich dasselbe, teils durch eigne Kraft, teils durch Unterstützung von Tauen und Winden. Bald liegt das Schiff nun so, daß es seine Spitze der geöffneten Schleuse am Ausgangspunkt des Hafens zum Strome hin zukehrt. Langsam setzt sich der Koloß in Bewegung, um die Schleuse zu durchfahren. Korbgeflechte und andere weiche oder biegsame Gegenstände werden sorgsam zwischen Schiff und Mauer gebracht, wenn das erstere sich dieser zu sehr nähert, damit jede Beschädigung des Fahrzeuges verhütet werde. In dem Augenblick, wo das stets ganz langsam dahingleitende Schiff den Hafen

verläßt, senkt sich die blaue Flagge mit dem weißen Felde in der Mitte, die als Zeichen der Abfahrt am heutigen Tage bis jetzt von dem Mastbaume geweht hat. Jetzt ist der Augenblick des Scheidens vom Vaterlande gekommen, und man sieht nun auf dem Deck des Schiffes die verschiedensten Szenen sich abspielen. Einige Reisende starren stumm und anscheinend gleichgültig vor sich hin, andere winken mit Tüchern oder Handbewegungen ihren am Ufer stehenden Freunden ein Lebewohl zu. Einzelne ringen die Hände oder brechen in krampfhaftes Schluchzen aus. Hier rufen zwei junge Leute, die sich umschlungen haben, ein schallendes „Juchhe, nach Amerika!"; dort fangen gar, als nun die Schiffskapelle zu spielen beginnt, ein paar junge Mädchen zu tanzen an! Manche ziehen sich, von Rührung und Schmerz überwältigt, in das Innere des Schiffes zurück, das viele Passagiere schon gleich anfangs aufgesucht haben. Es wird dem Zuschauer gar weh ums Herz, wenn er sieht, wie die Trennung vom Vaterlande manchem so leicht wird. Allein wenn der letzte Streifen des Landes aus den Augen verschwindet, dann bleibt oft kein Gesicht ohne die Spuren innerer Bewegung, und vieler Augen füllen sich mit Tränen.

Das Bild, welches sich den Augen darbietet, wenn der Ozeandampfer erst auf der Reede liegend die Passagiere aufnimmt, trägt im wesentlichen dieselben Züge; der Augenblick des Scheidens ist hier noch etwas hinausgerückt und wird auch im allgemeinen weniger lebhaft empfunden. Manche Reisende werden von Verwandten und Freunden bis zum großen Schiffe hin begleitet; diese gehen mit ihnen an Bord und bleiben hier unter dem bunten Menschengewühl so lange, bis die Glocke das Zeichen gibt und der Ruf ertönt: „Fremde von Bord!" Nun geht es zurück nach dem Fährdampfer, und bald kehrt dieser dem heimischen Ufer zu. Noch Grüße mit Mund und Hand, wehende Tücher, die ein Lebewohl zuwinken, hüben und drüben einzelne nasse Augen —, und die Trennung ist geschehen. Nicht lange darauf lichtet auch der Ozeandampfer die gewaltigen Anker und ist nun in kurzer Zeit den Blicken der vom Ufer ihm Nachschauenden völlig entschwunden.

Trennung vom heimischen Herd und Verweilen auf den gefahrvollen Fluten der See, — was der Reisende nur einmal und in wenigen Tagen durchzumachen hat, das muß der Seemann, und wie oft auf schwachem Fahrzeug und auf den sturmvollsten und klippenreichsten Meeren, Jahrzehnte hindurch erleben. Ehre den kühnen Männern, welche des Vaterlandes Ruhm und Wohlfahrt durch ihren mühsamen Beruf fördern und treue Pflichterfüllung oft genug mit ihrem Tode besiegeln! *Navigare necesse est, vivere non necesse est.*

* * *

Jahrhundertelang haben Hamburgs Banner mit den drei Türmen und Bremens rot- und weißgestreifte Flagge gleich den Farben der anderen deutschen seefahrenden Staaten in fremden Landen die Ehre ihrer Heimat und des deutschen Vaterlandes hochgehalten. Heut weht von der Gaffel aller deutschen Schiffe die Flagge des unter Preußens ruhmvoller

Führung glücklich geeinigten Deutschen Reiches, und mit Freude und Stolz schauen auch Hamburgs und Bremens Kaufleute und Seemänner auf ihren Schiffen die teuren vaterländischen Farben, in denen sich zu Preußens Schwarzweiß das hansische Rot gesellt. Als lebensvolle Glieder des Vaterlandes, das seine Flagge in allen Zonen mächtig schirmt, werden sie, wie die ehrwürdige Schwester-Hansastadt der Ostsee, in alter bewährter Tatkraft des Segens teilhaft sein, den einst Max von Schenkendorf ihnen zurief in den Worten:

Blüht auf, ihr starken dreie
Am deutschen Meeresstrand,
Ein Reich der Zucht und Treue,
Ein Schmuck vom deutschen Land!
Wer also treu gehalten
Am Vaterland und Eid,
Soll ferner auch verwalten
Der Heimat Herrlichkeit. August Kippenberg.

123. Die Auswanderer.

1. Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muß euch anschaun immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

2. Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd.

3. Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

4. Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt;
Wenn am Missouri alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild:

5. Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt. —

6. Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden, braunen Gästen
Voll frischen Trunkes eure Hand.

7. Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

8. O, sprecht! Warum zogt ihr von dannen?
Das Neckartal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Älplers Horn.

9. Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

10. Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

11. Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden
Und euren Feldern Reis und Mais!

Ferdinand Freiligrath

---

124. Der Halligmatrose.

1. „Kapitän, ich bitt' Euch, laßt mich fort,
O, lasset mich frei, sonst lauf' ich von Bord,
Ich muß heim, muß heim nach der Hallig!
Schon sind vergangen drei ganze Jahr',
Daß ich stets zu Schiff, daß ich dort nicht war,
Auf der Hallig, der lieben Hallig." —

2. Nein, Jasper, nein, das sag' ich dir,
Noch diese Reise machst du mit mir,
Dann darfst du gehn nach der Hallig.
Doch sage mir, Jasper, was willst du dort?
Es ist ein so öder, armseliger Ort,
Die kleine, die einsame Hallig.

3. „Ach, mein Kapitän, dort ist's wohl gut,
Und an keinem Ort wird mir so zumut,
So wohl als auf der Hallig;
Und mein Weib hat um mich manch traurige Nacht,
Hab' so lang nicht gesehn, wenn mein Kind mir gelacht,
Und Hof und Haus auf der Hallig." —

4. So höre denn, Jasper, was ich dir sag':
Es ist gekommen ein böser Tag,
Ein böser Tag für die Hallig;
Eine Sturmflut war wie nie vorher,
Und das Meer, das wildaufwogende Meer,
Hoch ging es über die Hallig.

5. Doch sollst du nicht hin, vorbei ist die Not,
Dein Weib ist tot, und dein Kind ist tot,
Ertrunken beid' auf der Hallig;
Auch die Schafe und Lämmer sind fortgespült,
Auch dein Haus ist fort, deine Wurt zerwühlt;
Was wolltest du tun auf der Hallig?

6. „Ach Gott, Kapitän, ist das geschehn?
Alles soll ich nicht wieder sehn,
Was lieb mir war auf der Hallig?
Und Ihr fragt mich noch, was ich dort will tun? —
Will sterben und im Grabe ruhn
Auf der Hallig, der lieben Hallig." Hermann Allmers.

---

125. Land und Volk der amerikanischen Union.

1.

Das Land, welches sich, kaum weniger groß als Europa, in der Mitte Nordamerikas zwischen zwei großen Ozeanen lagert, an seinen östlichen Gestaden vom Atlantischen, an seiner Westseite von den Fluten des Stillen Weltmeeres benetzt, ist wie kein anderes außereuropäisches Land unserem Volk verbunden. Seit dem 6. Oktober 1683, dem Tage, an welchem die ersten deutschen Auswanderer, dreizehn schlichte Leinweberfamilien aus Krefeld, an den Ufern des Delaware ihren Fuß auf amerikanischen Boden setzten, haben Millionen unserer Landsleute dort ihre zweite Heimat gefunden. Noch immer wandern alljährlich viele Tausende aus allen Landschaften Deutschlands jenen Küsten zu, und es gibt Gegenden in unserem Vaterlande, wo kaum eine Familie angetroffen wird, die drüben nicht irgend einen Angehörigen oder Verwandten hätte. Neben dem Englischen, der eigentlichen Sprache des Landes, erklingt dort keine so häufig als die unsrige; sie hört man auf den geräuschvollen Straßen seiner großartigen Weltstädte wie in den stillen Räumen des schlichten Blockhauses, das sich der Ansiedler in tiefer Waldeinsamkeit erbaut hat.

Es ist ein Land von mannigfaltiger Abwechslung in seinen Naturverhältnissen, geschmückt mit einer Fülle herrlicher Landschaften und gesegnet in Nord und Süd mit reichen Erzeugnissen eines fruchtbaren Bodens. Der Ozean, welcher seine Ostküste bespült, bildet zahlreiche Busen und vortreffliche Häfen, unter ihnen die großartige Bai von

Neuyork, die von den unabsehbaren Häuserreihen der Weltstadt und ihrer nachbarlichen Zwillingsstädte umsäumt und von zahllosen Dampf- und Segelschiffen aller Nationen belebt wird. Geht von hier, der Mündungsstätte des berg- und waldumkränzten Hudsons, des amerikanischen Rheins, unser Weg dem Westen zu, so taucht bald aus den wohlbebauten Ebenen das Mittelgebirgsland der Alleghanies auf, fast ausnahmslos bis zu seinen höchsten Bergen hinauf mit Wald bedeckt. Außer verschiedenen auch unsere Wälder bildenden Laubhölzern treten Weimutskiefern, Ahorne sowie Kastanien-, Walnuß- und Tulpenbäume und weiter südlich immergrüne Laubhölzer auf. Doch nicht bloß diese Mannigfaltigkeit des Baumwuchses, sondern vor allem auch die wunderbare Schönheit der Verfärbung des Laubes im Herbste gibt diesen Landschaften einen besonderen Reiz. Zögernd weicht der Sommer, langsam kommt der Herbst heran, jene schönen Tage Nordamerikas, die man Indian Summer nennt, wo bei klarem, wolkenlosem Himmel und ruhiger Luft sich eine milde, gleichmäßige Wärme über die Erde ausbreitet. Nun verfärbt sich das Laub, aber langsam, mehr schrittweise, vom Spätsommer bis in die letzte Hälfte des Oktobers, wo nun alle Bäume nacheinander ihre Farben gezeigt haben. Löscht eine Baumart ihre Flammen aus, so zündet die andere die ihrige an, gleichsam als ob die eine von der andern die Glut entnähme. Erstirbt der Rotahorn mit seinem Feuerrot und Purpur, so bricht sein Genosse, der Zuckerahorn, in lichteste Goldfarben aus, und wenn dieser welkt, kommen die Eichen mit ihren dunklen beständigen Farben, ihrem tiefen Braun, das bald mancherlei Rot, bald Violett, bald Gelb aus seiner Tiefe glühen läßt. Die Schönheit des Farbenreichtums wird erhöht durch die Zeichnung der einzelnen Blätter. Da sind Ahorne, woran jedes Blatt auf lichtgelbem Grunde eine pfirsichrote Zeichnung trägt, rote Spitzen oder rote Adern oder Streifen oder einen Herzfleck.

Weiter dem Westen zu breitet sich zwischen dem gewaltigen Riesenstrome des Mississippi und dem Felsengebirge die von einzelnen Hügelketten durchbrochene ungeheure Ebene der Prairien aus. Gräser sind fast ausschließlich die Bekleidung des in den Niederungen meist üppig fruchtbaren Bodens. Das zollange, leicht in das Blaugrüne schimmernde und äußerst fette Büffelgras hüllt weite Flächen in ein stets grünes, glattes Kleid und gewährt eine ausgezeichnete Weide. Andere Gräser erreichen dagegen eine solche Höhe, daß die Pferde oft buchstäblich in ihren Halmen verschwinden, ja, daß einzelne Halme dem Reiter bis über die Schultern reichen. Dazwischen mischen sich Kaktus und ähnliche Pflanzen mit scharfen Stacheln oder Blättern. — Die endlos erscheinende, von zahllosen Büffelherden durchschweifte Prairie zieht sich bis an den Fuß der Westgebirge, der Rocky Mountains. Die mächtigen Felsenwälle und Berggipfel, an Höhe den Alpen gleichkommend, mit schmalen Streifen oder Bändern ewigen Schnees bedeckt, zeigen die steilsten, oft senkrechten Abhänge und sind von den tiefsten und engsten Talschluchten durchschnitten. An einzelnen Stellen entsprudeln dem Boden eine große Anzahl heißer Quellen, die ihre Wasserstrahlen bis 70 und 80 m, ihre

Dampfsäulen bis 300 m in die Höhe steigen lassen. — In einer Höhe von 2500 m geht die Pacificbahn durch eine Einsattelung des Gebirges. Dann braust der Zug einen Tag und eine Nacht durch eine von einzelnen Oasen unterbrochene Wüste, deren weite Flächen von weiß scheinenden Salzkrusten durchzogen sind. Bald grüßt uns das herrliche Küstenland Kalifornien. Wir sind jetzt wie am Mittelmeer, wie in Italien. Die Sommer des schönen Landes sind nicht allzu heiß und meistens trocken, seine Winter kurz, mild und reich an Regen. Nirgend ist der Blütenflor der Wiesen schöner und reicher als hier; nirgend ragen die Nadelhölzer stolzer und prächtiger zum Himmel empor. Die berühmte Wellingtonie erreicht eine Höhe von über 100 m, der Rotholzbaum von 90 m, die Zuckerkiefer und die Edeltanne von mehr als 80 m. Die vorhandenen Laubhölzer, Sträucher und Stauden sind immergrün und entsprechen den Gruppen des Mittelmeergebietes. Gewaltige Wassermassen brausen oft zwischen uralten Baumriesen und grasreichen Lichtungen mit lieblichem Gebüsche hindurch. — Da kommt endlich das Meer, mit ihm die herrliche Bai von San Franzisko; ihre schmale Einfahrt, das Goldene Tor genannt, führt gewissermaßen zu einem weit sich ausdehnenden Gebirgssee, der mit Schiffen aller Art belebt ist, welche den Handel der mit zauberischer Schnelligkeit emporgeblühten Stadt vermitteln.

Ein Land von solcher Ausdehnung, dessen Boden durchschnittlich von großer Fruchtbarkeit und dazu meistens erst kurze Zeit angebaut ist, muß die mannigfaltigsten Erzeugnisse hervorbringen. Die südlichen Gegenden der amerikanischen Union liegen in einer Breite, in welcher auf der östlichsten Erdfeste das Tiefland des Ganges und die nördlichen Gebiete der Sahara sich erstrecken; ihre nördlichsten Staaten erreichen die Breitenlage des südlichen Deutschlands bis zu Karlsruhe und Regensburg hinauf. Doch läßt sich von den Ländern der alten Welt nicht ohne weiteres auf das Klima Amerikas in den entsprechenden Breitegraden schließen. Dasselbe ist wesentlich kälter als das Europas und Afrikas. Die nördlichsten Staaten der Union haben noch wirklich skandinavische Winter, und Neuyork, mit Neapel etwa gleichliegend, hat zwar recht heiße Sommer, aber auch empfindlich kalte Winter. So ist es denn erklärlich, daß die nördliche Hälfte des amerikanischen Bundesstaates im wesentlichen die Erzeugnisse des mittleren Europas und erst der Süden desselben, von Virginien an, diejenigen warmer Klimate aufweist. Großartig ist die Fülle dessen, was das Land an Kultur- und Nutzpflanzen erzeugt: der Ertrag an Nutzhölzern verschiedener Art, die Ernten der Kaffee- und Zuckerrohrplantagen, wie der Reis-, Tabaks- und Baumwollenfelder des Südens. Vier Fünftel aller Baumwolle der Erde wächst in den Gebieten der Union. Zu diesen Erzeugnissen gesellen sich die Ernten der unermeßlichen Getreidefelder der Binnenstaaten, die Gemüse und Weine Ohios und Kaliforniens, die Südfrüchte von den Küstengebieten des Stillen Ozeans und so viele andere Gaben des Pflanzenreiches. Manche Staaten betreiben die Viehzucht in ausgedehntester Weise; andere, namentlich Pennsylvanien, enthalten in ihren großen Kohlen- und Petroleumbezirken die wertvollsten Schätze des Bodens. In den meisten

Gegenden versagt die Natur der fleißigen Hand nicht einen ergiebigen Lohn ihrer Arbeit.

2.

Was fleißige und ernste Arbeit vermocht hat, das zeigt die Geschichte dieses Landes. Kaum dreihundert Jahre sind verflossen seit jenen Tagen, an welchen die ersten Ansiedler sich in den unwirtsamen, bewaldeten Küstenländern niederließen, die von kriegerischen, wilden Indianerstämmen bewohnt wurden. Hier lockten nicht Gold und mühelose Ernten, die man nur vom Baume zu schütteln brauchte; hier mußte hart und schwer das tägliche Brot errungen werden. Die Axt in der einen Hand, um die Bäume des Urwaldes niederzuschlagen, die Büchse in der andern, um dem Indianer, der mit dem Tomahawk in der Hand sich herbeischlich, zu widerstehen, so führten die ersten Ansiedler ihr beschwerliches und gefahrvolles Leben. Mehr und mehr sanken vor den schwachen Halmen der Ceres, die eine Kinderhand zu knicken vermag, die starken Baumriesen des Urwaldes dahin. Die Rothäute sahen immer mehr „Blaßgesichter" ihr Land füllen, immer mehr über die große Salzsee kommen. Wie verhältnismäßig so jung sind die ältesten und größten Städte der Union — jenes Neuyork, welches die Holländer im Jahre 1612 unter dem Namen Neu-Amsterdam gründeten, jenes Boston, das achtzehn Jahre später die um ihres Glaubens willen verfolgten Reformierten aus Nordengland anlegten, und das 1682 von William Penn und seinen Quäkern erbaute Philadelphia! Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts wohnten wenig über eine Million Menschen in dem besiedelten Gebiete der jetzigen Union; dreißig Jahre später waren diese auf fast drei Millionen gestiegen, ein Jahrzehnt hernach auf vier Millionen. Im Jahre 1840 zählte man siebzehn, im Jahre 1850 dagegen über zweiundzwanzig Millionen Einwohner. Seitdem ist die Bevölkerung mit Riesenschritten gewachsen; in einem einzigen Jahre landete in Neuyork fast eine Million Einwanderer. In den Staaten und Gebieten der Union lebten im Jahre 1890 etwa 64 Millionen Menschen. Am Anfang des 19. Jahrhunderts war das Mississippiland noch eine Einöde, eine unermeßliche Wildnis, in der hier und da des Pelzhandels wegen ein Fort oder eine sonstige Niederlassung lag. Jetzt reiht sich dort Stadt an Stadt, Dorf an Dorf. Der Strom führt die reichen Erzeugnisse der Fruchtfelder aufwärts und abwärts; zwanzig Millionen Menschen wohnen in den Gebieten, die damals vielleicht nicht zwanzigtausend ernährten. — Insbesondere sind auch die Städte der Union riesenhaft gewachsen, allen voran Neuyork. Heutigestags hat es mit den Nachbarstädten, die naturgemäß zu ihm gehören, mehr als drei Millionen Einwohner; in der Mitte des 19. Jahrhunderts zählte es deren etwas über eine halbe Million, im Jahre 1800 erst etwa sechzigtausend, beim Beginn des amerikanischen Freiheitskrieges, im Jahre 1775, zweiundzwanzigtausend Bewohner. Von Osten nach Westen ist der Weg der Besiedelung des Landes gegangen. „Westward the star of empire takes its way" sagen daher die Bürger der Union. Was im Osten ansässig war, hat

oft die Heimat verlassen, um im Westen des Landes sich eine neue zu suchen. Die Staaten im Osten, insbesondere die Neuenglandstaaten, sind passend mit einem Bienenkorbe verglichen worden, der stets neue Schwärme aussendet, die ein anderes Heim suchen.

Bewunderungswürdig ist die Tatkraft und Arbeitsfähigkeit des amerikanischen Volkes. Ein Schienennetz, wie es großartiger nicht gedacht werden kann, verbindet in den weiten Gebieten der Union alle irgend bedeutenden Orter miteinander und spinnt seine Adern mehrfach von Ozean zu Ozean. Neben den von zahlreichen Dampfschiffen und Dampffähren belebten Strömen, den natürlichen Wasserstraßen des Landes, durchschneiden Kanäle nach allen möglichen Richtungen das Land. Über die breitesten Ströme spannen sich stolze Brücken, so jenes Riesenbauwerk, welches in schwindelnder Höhe über den East-River zwischen Neuyork und Brooklyn führt und so diese beiden Städte verbindet. Kein Gebirge scheint dem Amerikaner zu hoch, daß es nicht mit Leichtigkeit durchbrochen, kein Abgrund so weitklaffend, daß er nicht sicher überbrückt, keine Meeresklippe so fest, daß sie nicht hinweggesprengt werden könnte, um den Schiffen einen gefahrlosen Weg zu eröffnen. Das Wort „Unmöglich" scheint in seinem Wörterbuche zu fehlen. Und neben den großen Bauten und anderen Unternehmungen besteht ein Gewerbfleiß, der Staunen und Bewunderung erregt. Die großartigste Fabrikstadt ist die „Rauchstadt" Pittsburg in Westpennsylvanien, zwischen hohen, steilen Felsenwänden im Mittelpunkte des größten Kohlengebietes Amerikas gelegen. Hier, wo sich zwei große Ströme vereinigen, um einen noch größeren, den Ohio, zu erzeugen, ziehen sich an den Ufern dieser Flüsse in ununterbrochener Reihenfolge Gießereien, Stahl- und Eisenwerke mit ihren hohen, schwarzen Schloten hin, aus welchen die Flammen Tag und Nacht emporlodern und sich im Wasser wiederspiegeln. — Was weiß der Amerikaner nicht alles zu ersinnen und ins Leben zu rufen! Maschinen auf Maschinen werden erfunden und gebaut, Maschinen für die großen Zwecke der Landwirtschaft, des Gewerbes und des Handels und kleinere Maschinen und Geräte für die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des täglichen Lebens. Ganze Städte und Gegenden haben, wie in unseren und den englischen Fabrikdistrikten, ihren Unterhalt durch die Fabriktätigkeit in Baumwollen-, Wollen- und Ledersachen, in Stahl- und Kurzwaren, durch die Zubereitung eingemachter Früchte und Fleischwaren und durch die Herstellung von tausend anderen Gegenständen der Handfertigkeit und Maschinenarbeit. Unaufhaltsam, ohne Stocken, ohne Verzug, dabei so schnell, als es nur eben geht — so pulst das ganze Leben des täglichen Verkehrs und der Arbeit. „Go ahead" und „Time is money" sind die Wahlsprüche des echten Yankee. Der Sonntag ist einer strengen Feier und Ruhe geweiht. An allen andern Tagen geht es ohne Unterlaß und Wechsel „ohne Rast, ohne Ruh!"

In dem vielfach so glänzenden Gemälde amerikanischen Lebens fehlt es auch nicht an tiefen Schattenseiten. Wo könnten solche ausbleiben, zumal in einem Lande, wo alle Verhältnisse sich neu gebildet haben und

das Volk aus Angehörigen der verschiedensten Nationen zusammengeflossen ist, wobei es an Leuten von geringer Gesittung nicht fehlte. Ein Zug, der im Charakter des amerikanischen Volkes vielfach hervortritt und beklagt wird, ist das ungestüme, ruhelose Jagen nach Erwerb, das Prunken mit Reichtum und Luxus, das die edleren Seiten menschlichen Lebens zurückdrängt und zur Ausbeutung anderer zu gewinnsüchtigen Zwecken verleitet. Aber es ist dem amerikanischen Volke immerdar ein schönes Erbteil nicht bloß von der Tatkraft und Arbeitstüchtigkeit, sondern auch von der Gottesfurcht und sittlichen Kernhaftigkeit seiner Väter geblieben. Dieser Geist beseelte die Gründer der Union, einen George Washington und Benjamin Franklin, die stets die Ersten im Herzen ihrer Landsleute geblieben sind, und er lebte später in einem Abraham Lincoln, James Garfield und so vielen ausgezeichneten Männern, welche in ihrem Leben und Wirken die sittliche Kraft ihres Volkes erwiesen und ihm edle Vorbilder gaben. Rühmenswert ist insbesondere auch der Wohltätigkeits- und Gemeinsinn der Amerikaner, welcher sich in einer reichen, stets sich mehrenden Fülle von großartigen Stiftungen und Schenkungen zu gemeinnützigen und menschenfreundlichen Zwecken zeigt. Innigem Gemütsleben aber in der neuen Welt eine Stätte zu bereiten, dazu haben auch die Söhne unseres Volkes, welche Bürger der Union geworden sind, in reichem Maße beigetragen. Und wenn am 4. März 1885 der neuerwählte Präsident der Vereinigten Staaten bei dem Schwur, den er bei seinem Amtsantritt auf die Bibel zu leisten hatte, das prächtige Exemplar, das man ihm darreichen wollte, ablehnte und statt dessen ein unscheinbares Buch in die Hand nahm — die alte Familienbibel, die er von seiner Mutter empfangen — es an seine Lippen drückte und auf dieses, teure, schlichte Buch nun seinen Amtseid ablegte, so erkannte man wohl auch darin, daß der Geist noch nicht erstorben ist, in dem einst die ersten Ansiedler den Boden Neuenglands betraten und dort unter Gebet und Arbeit sich ein neues Heim schufen.

August Kippenberg.

---

126. Bleibet deutsch!

1. Hoihoh! Der Fahrwind bläst mit Macht
Und pfeift in Segeln und Tauen;
Nun eilet, eure letzte Fracht
Im Zwischendeck zu stauen.
Der Anker entwindet sich dem Sand,
Aufsteigt der Rauch, der schwarze.
Ade, ihr Männer aus Schwabenland,
Aus Hessen und vom Harze!

2. Und wie ihr dringt in das Wellenreich,
Hoch springen die grünen Pferde,
Die schaumgemähnten, und tragen euch
Hinweg von der heimischen Erde.

Ade, ihr Männer, ihr Weiber, ade!
Ade, ihr rosigen Kinder!
Der tropische Urwald, der nordische Schnee,
Sie harren der Pfadefinder.

3. Zieht hin, zieht hin, in das neue Land
Mit kühnem Hoffen und Wagen
Die deutsche Hand und den deutschen Verstand
Und das deutsche Herze zu tragen!
Schon seh' ich's: der dämmernden Urwaldnacht
Alt-riesige Fichten und Eichen,
Sie werden zu Fall und zu Sturz gebracht
Von rodender Äxte Streichen.

4. Rothäutige Söhne des Waldes fliehn,
Die Wölfe fliehn und die Bären,
Des Sumpfes giftige Dünste verziehn,
Und golden wallen die Ähren;
Breitstirnige Herden lagern, wo viel
Fruchttragende Zweige sie schirmen,
Des Stromes Wogen zerfurcht der Kiel,
Die Stadt beginnt sich zu türmen.

5. Und wo noch jüngst mit heiserem Schrei
Der Aar gestürzt auf die Beute,
Da rufet nun die Menge herbei
Ein festliches Glockengeläute;
Des ersten Erntekranzes Pracht
Umschlinget mit hellen Farben
Den Segen, den euch das Jahr gebracht,
Das junge Rind und die Garben.

6. Und freudig bringet das Elternpaar
Mit Stolz und lachender Wonne
Den Sohn, den die neue Heimat gebar,
Und hebt ihn empor zur Sonne.
Sie legen ihn auf den geweihten Grund,
Den sie entrangen der Wildnis:
„Hier wachse, gedeihe frei und gesund,
Als würdiger Väter Bildnis!"

7. Sie wiegen den Sohn und singen aufs neu
Der alten Heimat Weisen,
Die alten Lieder von deutscher Treu
Und von dem deutschen Eisen,
Von deutscher Kraft und Majestät,
Von hohen Helden und Frauen —
Hoihoh! Ein frischer Fahrwind weht
Und pfeift in Segeln und Tauen.

Arthur Fitger.

127. Die drei Indianer.

1. Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieseneich' in Splitter,
Übertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruten
Peitscht er schneller die beschäumten Fluten,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

2. Indianer stehn am lauten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
Greis der eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend seine Jahre,
Die zwei andern seine starken Söhne.

3. Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet
Als die Wolken, die den Himmel schwärzen,
Und sein Aug' versendet wildre Blitze
Als das Wetter durch die Wolkenritze,
Und er spricht aus tiefempörtem Herzen:

4. „Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
Die einst, Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

5. Täglich übers Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile
Treffen unsre Küste mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen
Als im Herzen tödlich bittres Hassen:
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!"

6. Also sprach der Alte und sie schneiden
Ihren Nachen von den Uferweiden,
Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen sie weithin die Ruder,
Armverschlungen Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen.

7. Laut ununterbrochne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möwen sturmesmunter;
Und die Männer kommen festentschlossen
Singend schon dem Falle zugeschossen,
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter. **Nikolaus Lenau.**

128. In China.

Es war ein kalter Morgen, als ich an Bord des „Hankow" den Hafen von Hongkong verließ. Langsam schwamm der Dampfer durch das lärmende Morgengetriebe auf dem Wasser der chinesischen Festlandsküste zu. Diese begrenzt eine tief eingeschnittene Meeresbucht, in welche weiter oben der Sikiang, Perl- oder Kantonfluß einmündet, und hat einen ganz eigenen Reiz. Allerdings ist das Land kahl, höchstens mit wenigen Pinien da und dort bestanden; aber die geschwungenen Berglinien sind von beinahe griechischem Adel, die Farbentöne von fast levantinischer Zartheit, und die abenteuerlichen Formen der Fahrzeuge, Häuschen und Pagoden bringen dem Schauenden doch stets die Wirklichkeit vor Augen, daß er in China ist und nicht in der Bucht von Salamis oder an den Gestaden von Cypern.

Nach einigen Stunden traten die Ufer näher zusammen, das Wasser färbte sich schmutzig-gelb, links wurden hinter einem Zaun von Fischreusen finstere Bastionen sichtbar, rechts hob sich hoch auf steiler Felswand ein kanonendräuendes Fort empor, chinesische Wachposten lungerten um die Wälle; wir traten durch die Bocca Tigris in den Perlfluß ein. Die Schiffe wurden nun zahlreicher. Wir begegneten dem von Kanton kommenden Hongkongdampfer, der neben der englischen auch die große chinesische Drachenflagge aufgezogen hatte, und bekamen kurz danach am linken Stromufer eine große Pagode in Sicht. Der leuchtturmartig aufstrebende Turm war verwittert, Sträucher und Bäume wuchsen aus den Fugen, und viele Jahrhunderte hatten auf ihm ihre Züge eingegraben. Das Land wurde nun sichtbar fruchtbarer, wenigstens in der Ebene grünten Bananen und Obstbäume, meilenlange braune Reisfelder zeugten vom Fleiße der Ackerbau treibenden Bevölkerung. Beim Dorfe Whampoa wurde einen Augenblick angehalten, um die Post abzuliefern, dann ging es weiter zwischen den ärmlichen Pfahlbauhütten, zwischen den mehr und mehr zunehmenden Schmalboten und hochbeladenen Dschunken, die sich mit ihren wie riesige Fledermausflügel aussehenden Mattensegeln und mit den unheimlichen, großen, gemalten Fischaugen an der Spitze des Schiffes den kürzesten Weg durch das Gewühl suchten.

Das Getümmel und Getöse wurde sinnverwirrend, als wir zwischen zwei auf gefährliche Riffe gesetzten Leuchtbojen mitten in die schwimmende Ostvorstadt von Kanton hineindampften. Obgleich wir schon längst nur mit Halbdampf anfuhren, war es mir doch vollkommen unbegreiflich, daß unser Kiel und die Räder die umherjagenden Böte nicht zu Dutzenden unter sich begruben. Was ist Konstantinopel, was Bombay und Singapur gegen dieses fieberhafte Getriebe, gegen dieses Auge und Ohr betäubende Gewimmel einer unabsehbaren, endlos lärmenden Boot- und Menschenmenge! Ich wurde davon wie von einem Taumel erfaßt und gewann erst wieder die Herrschaft über mich selbst, als vom Hafendamm aus einige Chinesen auf mich losstürzten und ihre Dienste als Wäscher, als Barbiere, als Bootsleute, als Chairkulis (Sänftenträger) und was weiß ich, was alles anboten. Ich erwehrte mich ihrer bis auf zwei Chairkulis, die ich

auf Anraten des Kapitäns behufs Beförderung meiner Person und meines Köfferchens nach dem deutschen Konsulate mietete, prüfte nochmals meinen Revolver und stürzte mich Gott befohlen in das Getümmel. Wie ich in den Tragstuhl gekommen und wie ich in diesem in die Wohnung unseres Konsuls gelangt bin, ist mir nicht mehr recht klar. Jedenfalls befand ich mich eine Viertelstunde nach Verlassen des Dampfers in Shamien, dem Europäerviertel, in einem behaglichen, kamingeheizten Zimmer und fühlte mich wohler denn seit Monaten.

Auf meinen Wunsch, noch heute einen Einblick in die Stadt der Wunder zu bekommen, waren schnell ein Führer und zwei Tragstühle mit den zugehörigen Kulis zur Hand. Aong, mein Führer, war ein alter Herr mit falschem Zopf und dünnem, lang herabhängendem Schnurrbarte, dem Zeichen seiner Großvaterwürde. Er übernahm die Leitung im ersten Tragstuhl, und ihm folgend verließ ich Shamien, überschritt eine Brücke, deren Eisengitter von einem Wächter geöffnet wurde, und war sofort mitten im Strudel der chinesischen Weltstadt.

Durch die Drachenstraße drangen wir in die Innenstadt vor, es war ein Gäßchen so schmal wie ein Durchschlupf in einer süddeutschen Kleinstadt. Rechts und links reiht sich Laden an Laden oder vielmehr Bude an Bude, weder durch Tür noch Fenster verschlossen; lotrecht vor den Wänden aufgehängte lange Bretter, rot, grün, gelb, schwarz oder weiß lackiert und mit eben so bunten, großen chinesischen Schriftzeichen bedeckt, bilden Firma- und Reklameschilder; das Innere der Verkaufsstellen, wo der Händler am Rechenbrett hinter seinen Waren sitzt, strotzt von Farbe und Vergoldung, und auf dem Steinplatten- oder Ziegelgrund der Gassen flutet es ab und zu, daß dem Neuling Hören und Sehen vergeht. Kein Fuß breit ohne Mensch; Verkäufer, Ausrufer, Geschäftsleute, Handwerker, Soldaten, Kulis mit Sänften, Bettler, Kinder, Reiter drängen, schieben und stoßen sich im wüsten Durcheinander; das schreit und lacht und heult und plärrt, daß man darüber die tausend andern Geräusche, das Hämmern der Schmiede, das Schlagen der Gongs, das Klopfen der Fleischer, das Klappern der Verkäufer, das Klingeln der Garköche, und was es sonst alles noch sei, nur in einem dumpfen Brausen hört. Und das ganze wüste Bild ist in ein gedämpftes Halbdunkel gehüllt, da die Enge der Gasse nur wenig Licht eindringen läßt. Alle Altersklassen, alle Berufsstände sind da vertreten, vom eskortierten Mandarin mit der Pfauenfeder an bis herab zum bettelnden Krüppel; nur Frauen bekommt man selten zu Gesicht. Diese gehören dann den niederen Ständen an und haben regelrecht entwickelte Füße. Sieht man einmal eine Frau, die auf verkrüppelten Klumpfüßchen mit Hülfe eines festen Stockes sich durch das Gedränge arbeitet, so hat man gewiß eine verarmte und herabgekommene Person vor sich, die durch die Not zum Gehen gezwungen ist.

Es war mir schlechterdings unfaßlich, wie unsere Tragstühle, die doch die halbe Breite der Gasse einnahmen, sich den Weg bahnen konnten. Diese Arbeit fiel den Trägern des anführenden Aong zu, die meinigen hatten nichts zu tun, als sich dicht an ihrer Vorgänger Fersen zu halten und sich gegenseitige Warnrufe und Verhaltungsmaßregeln über Weg-

hindernisse, Straßenecken, entgegenkommende Sänften und ähnliches zuzurufen. Und doch ging es im Geschwindschritt vorwärts. Die Menschenflut staute sich einen Augenblick da, wo wir eindrangen, ich mußte spöttisch neugierige Blicke hinnehmen und mir manches höhnische „Fank-wei" (fremder Teufel) gefallen lassen, dann schloß sich der Strom wieder hinter mir zusammen, um mich einen Schritt weiter demselben Schauspiele preiszugeben. So zogen wir durch die Drachenstraße, die Goldstraße, die Schatzstraße, die Seidengasse, die Apothekergasse; weiter und weiter ging es durch die unglaublichsten Atmosphären hindurch, bis endlich Aong Halt machte. Wir waren an der Blumenpagode. Wir traten ein in den inneren Tempelhof, dessen Ruhe wie die des Paradieses auf mich einwirkte, während das höllische Toben der Außenwelt dumpf über die Mauern herüberdrang.

Warum diese Pagode den Namen Blumenpagode trägt, konnte ich nicht ergründen. Sie ist ein achtseitiger schlanker Turm von neun Stockwerken und etwa 50 m Höhe; derselbe ist aber in den dreizehn Jahrhunderten seines Bestehens so baufällig geworden, daß niemand der Aufstieg gestattet wird; ich bedauerte das ganz besonders, da ich gern einen Blick aus der Vogelperspektive in das tolle Treiben in den Straßen geworfen hätte. Im übrigen war wenig an dem Bauwerke zu sehen. Der greise Kustos erhielt einige Cashs (bronzene Scheidemünzen), und wieder ging es in der brausenden Volksbrandung fort, näher und näher nach dem Mittelpunkte der Stadt.

Die Menge wurde immer dichter, der Lärm immer wüster, die Chairkulis konnten nur noch langsam vorwärts kommen. Von neuem hielt Aong vor einem Tempel, dem Heiligtum der 500 Geister. Zwei steinerne Ungetüme lagen vor dem überdachten Portal; ein Bonze kam uns entgegen, ein freundliches „Tschin-Tschin" (guten Morgen, guten Tag, gute Nacht, lebewohl 2c.) wurde gewechselt, und ich setzte meinen Fuß in das seltsamste „Gotteshaus", das ich je betrat. In einer langen Doppelhalle sitzen ringsum an den Wänden 500 lebensgroße, vergoldete Menschenkinder nebeneinander, welche die Schüler Buddhas vorstellen sollen. Anfänglich fühlte ich mich etwas beklommen in dieser großen stummen Gesellschaft; als ich aber bemerkte, daß die meisten äußerst vergnügte Gesichter machten, manche sogar vor Vergnügen ihren dicken Mund und ihre schiefen Augen derart verzerrten, daß man glauben mußte, sie würden im nächsten Augenblick einem Lachkrampfe verfallen, da konnte ich mich nicht ernst halten, ich mußte mitlachen und tat es so aus des Herzens Grund, daß auch Aong lachte und der Bonze lachte und alle übrigen Chinesen lachten, die mit mir in den Tempel getreten waren. Eine Figur interessierte mich vorwiegend, und diese lachte nicht. Sie soll der Überschrift nach Marco Polo vorstellen und ist durch verschiedene Tracht vor ihren Genossen ausgezeichnet. Ich tat dem Bilde des Kaisers Kien-Lung, das vor dem Ausgange thront, im stillen Abbitte für die Entweihung seiner Wohnstätte und ließ mir's gefallen, daß einige Bonzen mich in den weiten Priesterwohnungen umherführten und mich mit Tee und nochmals Tee bewirteten; dann bekamen die Leute ihre

wohlverdienten Cashs, ein vielstimmiges Tschin-Tschin wurde laut, und wir waren wieder im Getümmel der Straße.

Abermals arbeiteten wir uns durch solchen Menschenknäuel. In Europa würde es ein Ding der Unmöglichkeit sein, sich dem Menschenstrome, der sich etwa aus dem Tor eines großen Theaters nach Ende der Vorstellung ergießt, entgegenzudrängen; der Chinese bringt hier ganz Ähnliches unter weit schwierigeren Umständen fertig. Die wandernden Verkäufer tragen ihre Waren auf Bambusstangen, die Arbeiter schleppen Bau- und Handwerksmaterial, die Kulis die Lasten auf Bambusstangen, und doch findet jeder seinen Weg, und nie habe ich gesehen, daß jemand dabei zu Schaden gekommen ist. Rechts und links hatten wir nun die Buden der Schuhmacher, weiterhin die der Stoffhändler, in einer anderen Straße die Backwarenläden, dann die der Porzellanhändler, der Gold- und Silberarbeiter, der Barbiere, Geldwechsler und Kuchenbäcker, der Fleischer, Obsthändler, Blechschmiede und Gemüsekrämer, jedes Handwerk hat seinen bestimmten Bezirk und macht in der nächsten Straßenbiegung einem andern Gewerbszweige Platz.

Allmählich schwanden die Buden, die Menge lichtete sich, wir passierten einige Straßen, in denen nur einige krüppelhafte Bettler hockten und Kinder vor den vergitterten Haustüren spielten, dann hielten wir plötzlich vor einer hohen Quadermauer. Mein Führer schlüpfte vor mir her durch einen stockfinstern Torbogen, es ging einige tief ausgetretene Stufen hinan, und wir standen auf der riesigen Stadtmauer, die sich um ganz Kanton herumzieht. Nach einem kurzen Marsch auf der 6—8 m dicken, mit Zinnen und plumpen, verrosteten Vorladerkanonen versehenen Mauer erreichten wir den höchsten Punkt Kantons, die sogenannte Rote Pagode. Sie ist als Pagode ein Riesenbau, um so imposanter, als sie ganz frei über der Stadtmauer steht. Ihre Gestalt nähert sich schon mehr dem Bilde, das wir Nichtchinesen uns gemeinhin von einer Pagode machen. Diese Rote Pagode ist vierseitig, fünfstöckig und hat zwischen den Stockwerken weit vorspringende Simse, die, um das Bild vollständig zu machen, eigentlich noch mit Glocken oder Glöckchen behängt sein sollten. Das sind sie aber nicht, und unsere landläufige Darstellung von einer Pagode ist grundfalsch, denn eine Pagode ist niemals ein Tempel oder gar ein grinsendes Götzenbild, sondern immer nur ein Turm, sei er nun rund und hoch wie ein Minaret oder kantig und gedrungen wie eben diese Rote Pagode.

Auf Holztreppen kletterten wir zum oberen Stockwerk empor, der Ausblick schien unbegrenzt. Im Süden dehnte sich das gewaltige Häusermeer aus, von dem ein dumpfes Brausen bis hier herauf drang. Tempeldächer und Pagoden hoben sich da und dort hervor, hohe, luftige Holzgerüste, Warten und Ausluge überragten die mit Wasserkrügen gegen Feuersgefahr bedeckten Ziegeldächer; fern von Shamien leuchteten die weißen Türme der katholischen Kirche herüber, und dahinter schlängelte sich der Perlfluß von Nordwesten nach Südosten, weit im Hinterlande von zwei neunstöckigen Pagoden bewacht. Im Osten waren die Umrisse der Weißen-Wolken-Berge sichtbar, und im Südwesten schimmerten die

Sai-Chiu-Berge durch den Dunst. Hinter uns im Norden hatten wir die weite, dörferreiche Ebene und dicht vor dem Wall die mit Gräbern übersäten Sandhügel, die der Stadt schon seit anderthalb Jahrtausenden als Beerdigungsstätte dienen. In die Straßen konnte ich wegen der Enge und Höhe der Mauern nicht hineinblicken, dafür hielt mich aber der Farbenreichtum in Land und Luft schadlos; es war ein reiner, ungetrübter Genuß nach der überanstrengenden Nervenarbeit in der Stadt selbst.

Inzwischen neigte sich die Sonne dem Untergang entgegen und mahnte uns zu eiligem Aufbruch, denn nach Sonnenuntergang werden die Tore der Stadtmauern und der Wälle, welche die alte Stadt von der neuen scheiden, geschlossen, niemand darf mehr passieren. Wir kehrten durch die bereits von Tausenden bunter Laternen magisch beleuchteten Gassen zurück, durchschnitten die Stadt in drei Viertelstunden nach ihrer ganzen Längenausdehnung und langten knapp vor Torschluß in Shamien an.

Hans Meyer.

---

129. Kamerun.

Kamerun, unsere wertvollste Handels- und Plantagenkolonie, liegt im innersten Winkel des Busens von Guinea und berührt den Atlantischen Ozean mit einem 320 km langen Küstenstreifen, der ungefähr der Entfernung zwischen Berlin und Breslau entspricht. Umgeben von englischem und französischem Kolonialbesitz, verbreitert es sich fächerförmig ins Innere und dringt mit einer keilartigen Spitze bis zu dem ausgedehnten Binnenmeere des Sudan, dem Tsadsee, vor. Mit 495000 qm Flächeninhalt steht Kamerun nur wenig hinter dem Deutschen Reiche zurück und stellt unser drittgrößtes Schutzgebiet dar.

Der Name Kamerun ist dem portugiesischen Worte camarão (Seekrebs) entlehnt. Die ersten Entdecker, die Portugiesen, fanden nämlich in einer Bucht Millionen kleiner Krabben, die auch heute zeitweilig in ungeheueren Mengen auftreten und ein beliebtes Nahrungsmittel bilden. Diese merkwürdige Erscheinung gab Veranlassung zu dem Namen Kamerun- oder Krabbenbucht, der jetzt auf das ganze Schutzgebiet angewendet wird.

Die einen sanften Bogen beschreibende Küste ist mit Ausnahme der steil ins Meer stürzenden Felswände des Kamerungebirges durchweg flach und wird durch zahlreiche Flußmündungen und die beiden trichterförmigen Buchten des Rio del Rey (Mashantu) und des Kamerun im Norden und Süden des Kamerungebirges mannigfach gegliedert. Eine 8 km breite Einfahrt vermittelt den Zugang zum offenen Ozean und gewährt Kriegsschiffen jederzeit Einlaß.

In weiter Erstreckung nimmt sumpfiges Schwemmland den Uferrand ein, und überall grünt in dichten Beständen die schlammliebende Mangrove, eine sonderbar gestaltete, baumartige Wasserpflanze. Flußaufwärts bringt sie tief ins Innere ein und stellt zur Flutzeit einen über-

schwemmten Wald dar, in dem beständig ein heißer, fieberbrütender Dunst herrscht. Unmittelbar hinter dem Mangrovestreifen der Küste beginnt ein finsterer Urwald, der in einer Breitenerstreckung von 150 bis 300 km bis auf das Randgebirge der innerafrikanischen Hochebene hinaufreicht und außerordentlich dünn bevölkert, ja, stellenweise ganz und gar menschenleer ist. Hier und da birgt er ein Stück Kulturland der Eingeborenen oder üppigen Buschwald, untermischt mit Gras- und Krautwuchs.

Der Urwald ist so gleichförmig und ermüdend wie der Ozean, und was der Wanderer gestern sah, wird er heute und morgen wieder zu Gesicht bekommen. Unendlich mannigfaltig bleibt bloß die Fülle der das Dickicht zusammensetzenden Pflanzen, von denen man Hunderte verschiedener Arten aufzählen könnte, und dieser strotzende Reichtum allein ist es, durch den der Urwald überwältigend wirkt. Zwischen immergrünen Palmen gedeihen riesige Wollbäume, Brotfruchtbäume und Pandanus, und durch das dunkle Blattgrün schimmern die goldgelben Früchte der Mangos und Apfelsinen und die prachtvollen roten Blüten der Tulpenbäume. Mancherorten bildet die Ölpalme ganze Waldungen, die größtenteils wild wachsen, aber auch angebaut werden. Wein- und Fächerpalmen vereinigen sich ebenfalls zu geschlossenen Beständen, und zu ihnen gesellt sich im Küstengebiete die Kokospalme. Der Wald birgt ferner stattliche Stämme von Rot- und Ebenholz, der Kaffeebaum wächst wild und wird von den Eingeborenen wenig beachtet, während die im Binnenhandel sehr begehrten Früchte des Kolanußbaumes eifrigst gesammelt werden. Das undurchdringliche Gewirr der Stämme erstickt im Kampfe ums Dasein das Unterholz, und die Bäume werden ihrerseits wieder von fadendünnen oder armdicken Gummilianen und anderen Schlingpflanzen umklammert und getötet. Orchideen und andere Gewächse überwuchern die modernden Reste umgestürzter Waldriesen, auf den Ästen der lebenden machen sich Schmarotzerpflanzen breit, und so fest sind Zweige, Blätter, Kronen und Ranken verschlungen, daß man sich nur mit Axt und Messer einen Weg durch die lebende Mauer bahnen kann. Alles strebt nach oben, nach Luft, Licht und Himmelsblau, am Boden dagegen herrscht eine feuchte, moderige Luft mit Tag und Nacht fast gleichmäßiger Wärme, und kaum erhellt ein Sonnenstrahl das Halbdunkel, an das sich das Auge erst gewöhnen muß. Bei bedecktem Himmel erreicht die Dämmerung oft einen solchen Grad, daß man kaum noch die Ziffern der Uhr oder der Instrumente abzulesen vermag. Strahlt hoch oben die Sonne durch das dichte Blätterdach, so ergreift den Menschen, der tagelang da unten auf schlüpfrigen Pfaden durch Wasserlöcher, Sümpfe und Bäche wandern muß, Sehnsucht, hinaufzugelangen, um wieder einmal die Sonne und den Himmel zu schauen.

Nicht gleich gewöhnt sich das Auge an die hereinflutenden Lichtwellen, und erleichtert atmet der Wanderer auf, wenn er den blauen Himmel über seinem Haupte immer größer und größer werden sieht, und wenn er endlich aus dem dumpfen, bedrückenden Urwalde mit seinem Modergeruch in ein unabsehbares, freies Grasland eintritt. Es macht neben dem Tropenwalde die verbreitetste Pflanzenformation Kameruns

aus und ist durch dichtere Bevölkerung, regeren Verkehr und ansehnliche Anfänge kräftiger Staatenbildungen ausgezeichnet, deren Bewohner dort, wo der Sklavenraub nicht wütet, Wohlstand, Zufriedenheit und Arbeitslust zur Schau tragen. Reine Grasfluren mit übermannshohem, schilfartig hartem Grase herrschen vor, zum Teil untermischt mit verkrüppelten Bäumen, und erst in Adamaua treten wieder vereinzelte Waldinseln, Dornbusch- und Laubbuschwälder auf, die aus den bekannten Steppenbäumen, Akazien, Mimosen, Tamarinden, Affenbrotbäumen, Butterbäumen und zerstreuten Dum- und Delebpalmen bestehen. Die Palme gehört in Afrika überhaupt unbedingt zum Landschaftsbilde, und wo sie fehlt, erscheint es öde und fremd.

Die Tierwelt ändert sich ebenfalls zusehends und wird, wenngleich sie sich dem Auge nicht sonderlich aufdrängt, immer reicher und mannigfaltiger. Das Sumpfdickicht der Mangroven und der luft- und lichtlose Urwald sind arm an größeren Lebewesen; denn das Tierleben tritt überall zurück, wo die Pflanzenwelt sich ungezügelt entfaltet. Bloß die Vögel, von denen man in Kamerun bisher 316 Arten kennt, sind durch zahllose Wat- und Schwimmvögel vertreten, die im unergründlichen Schlamme reichliche Nahrung finden. Ferner beleben Krabben, Fische, Flußpferde und die nie fehlenden Krokodile die Wasserläufe. Im Urwalde hausen Elefanten und Schlangen, darunter 4—5 m lange Riesenschlangen, Fledermäuse, Affen und endlich die nur auf Westafrika beschränkten menschenähnlichen Affen Gorilla und Schimpanse, die von den Eingeborenen nicht ohne Grund gefürchtet werden. Unter den Vögeln des Waldes sind am erwähnenswertesten die Nashornvögel mit gewaltigem Auswuchs auf dem Oberschnabel, und Millionen von Zikaden verursachen ein auf die Dauer unerträgliches Gezirp. Auf dem Graslande tummeln sich starke Rudel von Antilopen und Büffeln und ungeheure Elefantenherden. Alle in Afrika vorkommenden Raubtierarten werden hier beobachtet, und unter den Insekten fallen besonders Moskitos, Wanderameisen, Heuschrecken und Sandfliegen lästig. Eine Landplage sind die Heuschrecken, die binnen wenigen Stunden ungeheuren Schaden anrichten können.

So sind wir allmählich durch den Urwald des Tieflandes zum Gebirge gekommen, das vorwiegend aus Gneisen und granitischen Gesteinen besteht und den aufgewulsteten Westrand des innerafrikanischen Hochlandes darstellt. Er wurde durch die zerstörenden Naturkräfte erst gebirgig gestaltet und fällt in zwei breiten Stufen zur Niederung ab. Der untere, weniger schroffe Absatz wird durch die unteren Wasserfälle der Flüsse genau bestimmt und endet in einer verhältnismäßig sanft geböschten Abdachung, die zahlreichen Bächen und Flüssen den Ursprung gibt. Dahinter folgt die zweite, viel steilere Erhebung, die von den Wasserläufen in jähem Absturz überwunden wird. Sie geht in den 800 m hohen Kamm des westafrikanischen Schiefergebirges über, der bis 1400 m aufragende Gipfel trägt und einen ernsten Gebirgscharakter annimmt. Seine abgerundeten Kuppen erinnern an die Gipfel des Harzes, und die Gehänge sind mit wahren Felsmeeren besäet.

Der mächtige Kamerun-Pik ist der höchste Gebirgsstock längs der westafrikanischen Küste. Steil türmt er sich zu einem 3960 m hohen Gipfel auf. Er ist das Wahrzeichen der Kolonie und stellt im Verein mit dem 2580 m hohen Clarence Pik auf dem benachbarten Fernando Po die weithin sichtbaren Strebepfeiler eines gewaltigen Tores dar. Ganz aus Basalt aufgebaut, verrät er seinen vulkanischen Ursprung vor allem durch die charakteristischen Umrisse des Hauptgipfels, dessen Kraterwand im Nordwesten in sich zusammengebrochen ist, so daß nur noch eine kammähnliche, zackige Ruine stehen blieb. Nicht weniger ausdrucksvoll ist der kleine Kamerunberg, ein steiler, schroff am Meere endender Zacken.

Wegen der wechselnden Höhenlage vom Meeresspiegel, an dessen Ufern die zartesten Kinder der tropischen Pflanzenwelt gedeihen, bis zur nackten Spitze des Kamerun-Pik, wegen des Gegensatzes zwischen Urwald und Grasland und wegen der Tatsache, daß der meteorologische Äquator mitten durch das Schutzgebiet geht, zeigt das Klima die mannigfachsten Abstufungen zwischen drückender Hitze und empfindlicher Kälte und bemerkenswerte Unterschiede in der Regenverteilung. Im allgemeinen besitzt aber Kamerun infolge seiner Lage nahe dem Äquator ein ausgesprochenes Tropenklima, das sich durch eine beständig hohe Wärme und eine außerordentliche Regenfülle auszeichnet. Leider ist das Klima unserer Kolonie für Europäer nicht günstig, ja, sie gilt als das ungesundeste Gebiet der ohnehin ungesunden Westküste Afrikas, und von den bösartigen Fiebern bleiben auch fremd herkommende Eingeborene nicht verschont. Besonders die Mangrovesümpfe sind die Brutstätten zahlloser mikroskopisch kleiner Fieberkeime, die unter der gleichmäßig feuchten Wärme die günstigsten Entwicklungsbedingungen finden. Zwar mildern die kühlen Seewinde die Hitze und reinigen die fieberbrütende Luft, weshalb man ihnen bezeichnenderweise den Namen „der Doktor" gegeben hat. Doch hält es der Europäer selbst bei vorsichtigster Lebensweise selten länger als drei Jahre in Kamerun aus.

Ist schon Kameruns Lage und Naturbeschaffenheit eigenartig, so sind es in noch höherem Grade seine Bewohner, die man insgesamt zu $2^1/_2$—$3^1/_2$ Millionen veranschlagt. Am dichtesten ist die Küste, am dünnsten der Urwald bevölkert, worauf sich mit der Annäherung an das Grasland die Siedelungen wieder mehren und vergrößern. Von den Einwohnern steht aber heute höchstens $^1/_2$ Million unter deutscher Herrschaft, nämlich nur die küstennahen Stämme. — Die Europäer zählen etwa 300 Seelen und sind größtenteils Deutsche.

Unter den Küstennegern, die weniger in Sitte und Brauch als vielmehr in der Mundart voneinander abweichen, stehen die 20—26000 Köpfe starken Dualla obenan. Erst vor etwa 200 Jahren in die Umgebung des Kamerunhaffs eingewandert, sind sie heute der herrschende Stamm und nehmen körperlich und geistig gegenüber den anderen Küstenbewohnern eine hervorragende Sonderstellung ein. An der Kamerunküste bestand seit geraumer Zeit ein lebhafter Verkehr, wobei der Ölhandel die wichtigste Rolle spielte. Sehr bald erkannten aber die schlauen Eingeborenen, wie gewinnbringend und wenig anstrengend die Ausübung

des Zwischenhandels sei, und so bildete sich allmählich ein Sperrsystem heraus, das größere kaufmännische Unternehmungen lahm legte und der Erforschung des Innern unglaubliche Schwierigkeiten bereitete. Durch hohe Eingangs- und Durchgangszölle suchten die Küstenbewohner auf Kosten der europäischen Kaufleute und der schwarzen Binnenhändler den größten Vorteil für sich zu ziehen. Dieser Zustand war schließlich so unerträglich geworden, daß er unmöglich fortdauern konnte; und als die Bemühungen der deutschen Regierung, auf friedlichem Wege Wandel zu schaffen, erfolglos geblieben waren, wurde die chinesische Mauer seit 1890 mit Waffengewalt durchbrochen; heute ist an verschiedenen Stellen Bresche in sie gelegt, und die Firma Woermann hat in Edia bereits eine Faktorei errichtet. Die Eingeborenen müssen es dulden, daß zum Schutze des unmittelbaren Verkehrs zwischen Küste und Binnenland in ihrem Gebiete Militärstationen angelegt werden. In ihren Interessen schwer geschädigt, fügen sie sich nach Aufhebung der Handelssperre aber nur langsam den neuen Verhältnissen, und die Schutztruppe hat noch immer kleine Aufstände der unzufriedenen Küstenbewohner niederzuwerfen.

Kurt Hassert.

---

130. Ein Tag in Kairo.

Keine Stadt der Welt zeigt ein solch wogendes, rauschendes und ewig wechselndes Getriebe als Kairo in seiner Hauptverkehrsstraße, der Muski, die ein halb orientalisches, halb europäisches Gepräge trägt. Aus dem Fenster des ersten Stockwerks in einem an der Muski belegenen Hause schauen wir hinab auf die buntwechselnden Bilder dieser Straße, mit denen sich selbst der römische Karneval nicht messen kann.

Nach Sonnenaufgang erscheinen Beduinenbuben mit ihren Ziegen, melken sie auf der noch menschenleeren Straße in die Milchtöpfe der Kunden und rufen mit weitgeöffnetem Munde: „Milch! Milch!“ Der Teeverkäufer, gewöhnlich ein Perser mit appetitlich geputztem Messinggeschirr, folgt ihnen auf dem Fuße. Nicht weniger zeitig als er zeigt sich der Bäcker mit seinen flachen, kreisförmigen, graubraunen Brotfladen aus Durrakorn. Arbeiter und Handwerker geben ihm einige Para zu verdienen, und wem es seine Mittel erlauben, der wendet sich an den umherziehenden Garkoch, bei dem er gekochte Rüben, gedämpfte Bohnen, saure Gurken, Fleischklößchen, harte Eier und ähnliche Speisen findet. Um die Mahlzeit zu würzen, wird dabei fleißig in ein Bündel Knoblauch gebissen. Jetzt werden die Läden geöffnet, die Bänke von Palmenstäben vor die Kaffeehäuser gestellt, und es zeigen sich als die ersten besser gekleideten Männer sogenannte Effendis, schriftkundige Beamte der öffentlichen Behörden, und koptische Rechnungsführer und Kommis, die sich in die Bureaux und Kontore begeben. Jugendliche Stiefelputzer mit Holzschemeln und Bürsten bieten ihnen ihre Dienste an und sehen mit Verachtung auf den nackten Fuß des Wasserträgers, der gleichfalls zu den frühen Gästen der Muski gehört. Wenn die Sonne höher steigt und der

Durst sich einstellt, so beginnt die Blütezeit des Geschäfts für ihn und die zahlreichen Händler, die mit lauten Rufen Limonade, Fruchtsäfte, Rosinen-, Zucker-, Süßholz- und Rosenwasser sowie Aufgüsse auf Johannisbrot, Datteln und Orangenschalen feilbieten. In jüngster Zeit wird auch Gefrorenes während der heißesten Tageszeit in der Muski umhergetragen. Aber noch ist es Morgen. Das deuten schon die weißgekleideten, verschleierten Bürgerfrauen an, die mit ihren dunkelfarbigen Dienern auf den Markt gehen, um Einkäufe zu machen. Der Markt ist aber noch nicht völlig gefüllt; denn noch wimmelt es in der Muski von schwer beladenen Bäuerinnen in langen, blauen Gewändern, das Gesicht von schwarzen Schleiern verhüllt. Sie tragen große Körbe voll Geflügel, Hühnern und Tauben, einen Truthahn oder Gemüse auf dem Kopfe. Fischerjungen folgen ihnen mit ihrer zappelnden, vor wenigen Stunden im Nil gefangenen Ware. Die Eselreiter und Lohnkutschen mit voraneilenden und lautrufenden Läufern werden häufiger, Soldaten und glänzende Equipagen zeigen sich, und immer dichter wird die Menschenmenge, immer lauter das Geschrei, denn nun ist auch der Chor der Händler und Händlerinnen auf dem Schauplatze erschienen, der mit lauter Stimme Gemüse jeder Art, sowie Trauben, Datteln, Wassermelonen, in Oberägypten gezogene Bananenbüschel, Granat- und Liebesäpfel, edle und Kaktusfeigen feilbietet. Schleierlose Mädchen laden mit ihren schwarzen Augen die Vorübergehenden zum Kauf von Orangen ein, blinde Greise tasten sich durch das Gedränge, und zerlumpte Bettler murmeln, Almosen heischend, einen frommen Spruch. Zu dem an Fächern reichen Gestell des Zuckerbäckers wenden sich lüsterne Kinderblicke, aber auch Erwachsene erwerben ein Stück gesponnenen Zucker oder folgen dem Tierbändiger, der eine ganze gezähmte Affenfamilie auf der Schulter trägt. Einen seltsamen Anblick bietet der Nubier, der hochbepackt mit den Erzeugnissen seiner Heimat: Pantherfellen, Eiern und Federn des Straußes, Spießen, ausgestopften Krokodilen und Nileidechsen, Muschelketten und bunten Holznäpfen einherkeucht. Lustig springt ihm der Kammerjäger voran, der ein mit Fellchen behängtes Tamburin schüttelt, in dem eine Ratte umherhüpft. Jeder von diesen gar verschiedenartig gekleideten Männern und Frauen wünscht die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden oder Hausbewohner auf sich zu ziehen und bedient sich zu diesem Zweck eines besonderen Rufes. So ladet der Pistazienhändler mit folgendem Rufe zum Kaufen ein: „Die Rose war ein Dornstrauch; durch den Schweiß des Propheten kam er zum Erblühen!“

In den ersten Nachmittagsstunden erreicht das Menschengedränge seinen Höhepunkt. Eine wogende Fläche von weißen und bunten Turbanen bewegt sich unter uns auf und nieder, und wie die Meereswellen von Schiffen und Nachen, so wird die Menschenmenge hier von langen Kamelzügen, dort von rücksichtslos schnell dahineilenden Karossen, denen Läufer die Bahn eröffnen, hier von Reitern auf weithinleuchtenden Satteldecken von Sammet mit Goldstickerei zerteilt; Hochzeits- und Leichenzüge mit Musik und Gesang, Freudengejauchze und Klagegeschrei folgen einander. Wie oft hat der Eseljunge des Europäers, der jetzt auf seinem

Grautier die wogende Menge zu durchschneiden versucht, sein „riglak", „schemâlak", oder „jemînak", d. i. „dein Fuß", „deine linke" und „deine rechte Seite" zu rufen! Der jüdische Sarrâf oder Wechsler, der dort in dem engsten aller Kontore mit dem Geklapper seiner Münzen die Vorübergehenden anlockt, bedeckt ängstlich mit den Händen das Gold auf seinem Zahltischchen. Alle Münzsorten der Welt ist er anzunehmen bereit, denn wie in der Muski alle Völker, alle Menschenrassen, Hautfarben und Sprachen der ganzen Erde sowie alle bunten Trachten, die wir aus Maskeraden und Ausstattungsstücken kennen, vertreten sind, so gehen in dem Kairener Handelsverkehr auch Geldstücke aus aller Herren Länder hin und her: türkische und ägyptische Piaster, Franken und Napoleondors, Schillinge, indische Rupien und Guineen, Markstücke und Goldkronen, Maria Theresientaler und österreichische Gulden; ja, sogar silberne Rubel, die in Rußland selbst zu den Seltenheiten gehören, wandern hier von einer Hand in die andere und werden selbst von kleinen Händlern gekannt und angenommen. Nur minutenlang verweilt das Auge bei dem Zahltische des Wechslers, denn es gibt etwas Ergötzliches, Neues zu schauen. Zwei Frauen aus einem Harem werden von einer Reiterschwadron, vor der alles zur Seite weicht, an das uns gegenüberliegende Haus gedrängt. Sie kreischen und schelten ungeachtet der ihren Mund bedeckenden Gazeschleier, und durch die heftigen Bewegungen ihrer Arme öffnet sich der sie umhüllende dominoartige Mantel und läßt die hellen bunten Seidengewänder unter ihm sehen. Jetzt zieht der letzte Reiter an ihnen vorüber, es öffnet sich ihnen von neuem die Bahn, und heftig schlagen sie mit den roten Saffianpantoffeln an ihren kleinen Füßen die Weichen des Grautiers, das sich an den Beinen eines Engländers stößt, der das Ausweichen nicht gelernt zu haben scheint. Die Europäer sind zahlreich vertreten, aber wer schaute auf ihre unkleidsame, bescheidene Tracht, wo es türkische Paschas, Beduinen, Armenier, Perser, Inder, Griechen und Neger in allen Schattierungen der schwarzen Haut zu sehen gibt!

Die Sonne geht zu Rüste. Der Menschenstrom beginnt zu ebben, der Lärm läßt nach, und weit schneller als in unseren Breiten senkt sich das Dunkel der Nacht hernieder. In den Läden, den Apotheken mit ihren bunten Glasflaschen, den Garküchen und Kaffeehäusern werden Gasflammen und Laternen angezündet, und die herrenlosen Hunde kommen aus ihren schattigen Schlupfwinkeln hervor und stillen ihren Hunger mit den zahllosen Abfällen, die sich auf dem staubigen Damme der ungepflasterten Straße angesammelt haben. Vor Mitternacht ist es, außer in der Festzeit, völlig still in der belebtesten aller Straßen. Sämtliche Läden sind geschlossen, und selbst die Torhüter, die ihre Betten von Palmenstäben vor die Pforte des von ihnen bewachten Hauses gestellt haben, hören auf zu plaudern, und laut und feierlich klingt, von keinem andern Geräusch unterbrochen, der Ruf der hundert Mu'eddin (Gebetsausrufer) der Kalifenstadt durch die Stille der Nacht.

Georg Ebers.

131. Hoffnung.

1. Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher:
Es muß doch Frühling werden.

2. Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

3. Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht,
Mir soll darob nicht bangen;
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

4. Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
Und möchte vor Lust vergehen.

5. Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar
Und schmückt sich mit Rosen und Ähren
Und läßt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

6. Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gib dich zufrieden.
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

7. Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut:
Es muß doch Frühling werden!

Emanuel Geibel.

Anhang.

Ia. Anfänge der Gedichte und Lieder

in alphabetiſcher Anordnung.

(Die mit einem † bezeichneten Volkslieder und volkstümlichen Lieder gehören dem nachſtehenden Lieder-Kanon, die mit einem * bezeichneten Gedichte dem Gedicht-Kanon an.)

	Nr.
A.	
Auf die Poſtille gebückt, zur Seite	5
Auf ferner, fremder Aue, da liegt	87
†Aus der Jugendzeit	13
B.	
Berggipfel erglühen, Waldwipfel	106
D.	
Da nahm man aus den Schreinen	34b
*Das iſt der Tag des Herrn! . .	8
Den Berg hinab fährt ſacht der W.	117
Der Damm zerreißt, das Feld erbr.	46
Der du von dem Himmel biſt .	9
Der Frühling kam, der Frühling	98
Der Kaiſer Barbaroſſa ruht . .	91
Der König Karl fuhr über Meer	39
Der Samſtig het zum Sunntig .	17
Der Sonntagmorgen war blau u.	90
Des Recken Stärke rühmten . .	34d
*Deutſches Herz, verzage nicht . .	82
Die angebornen Bande. (Eingangsſp. S. 1)	
Die arme Jungfrau Gudrun . .	36b
*Die Lerche ſtieg am Oſtermorgen	28
Die lichten Sterne funkeln . . .	35
*Die Wunde brennt; die bleichen.	77
Drauf gab ſie ihr Verſprechen .	34c
*Droben ſtehet die Kapelle . . .	16
Du ſchläfſt ſo ſanft! Die ſtillen Z.	71
*Du ſiehſt geſchäftig bei dem L. .	23
Durch Feld und Buchenhallen .	103
E.	
Ein kluger Maler in Athen, d. .	29
Einſt ſaß am murmelnden Strome	31
†Es brauſt ein Ruf wie Donnerh.	85
†Es geht bei gedämpft. Trommel M.	73
Es ging ein Mann im Syrerland	19
Es iſt ſo ſtill geworden	11
*Es ſtand in alten Zeiten . . .	41
Es war, als hätt' der Himmel .	102
†Es zogen drei Burſche wohl über	15
F.	
†Freiheit, die ich meine, die mein H.	78
G.	
Geſiegt hat Friedrichs kleine Sch.	67
Gottlob! nun iſt erſchollen . . .	64
Grün wird die Alpe werden . .	47
H.	
*Haſt du das Schloß geſehen . .	42
Heißt mich froh willkommen ſein	55
Heut wirft mich aus der Stube	118
Hoffe, Herz, nur mit Geduld! .	24
Hoiho! Der Fahrwind bläſt m.	126
Hütet eure Zungen vor Beleidig.	18
J.	
*Ich kann den Blick nicht von euch	123
Ich ſtand auf Berges Halde . .	109
*Ich träum' als Kind mich zurücke	4
Jetzt im Maien mögt ihr ſchauen	97
Ihr Freunde, ſagt mir, wenn ihr	59
Joachim Hans von Zieten . . .	68
K.	
Kapitän, ich bitt' euch, laßt m.	124

Nr.

L.

Lieblich war die Maiennacht . . 20

M.

Mächtig zürnt der Himmel im . 127
Mein Heimatland, o du herrlicher 113
Mit dem alten Förster heut . . 105
Mit der Freude zieht der Schm. 27
Mit Freuden schiffte heimwärts . 36c
Mit hohem Ruhm Herr Hettel . 36a
*Mutterſprache, Mutterlaut . . . 94

N.

Nacht ist's, und Stürme sausen . 48
†Noch ist die blühende, goldene Zeit 99
*Nun geht in grauer Frühe . . . 37
Nun strömet klar von oben . . 108

O.

*O, lieb, so lang du lieben kannst! 7
Ob wir in Not und Schmach v. 51

S.

Schon fängt es an zu dämmern. 25
Seh' ich dich wieder, mein Vaterh. 3
*Sie haben Tod und Verderben g. 88
(Sprüche 1—21) 32

T.

*Tief im Schoße des Kyffhäusers. 56

Nr.

U.

†Über allen Gipfeln ist Ruh . . 10
Überall ist uns der Winter zu l. 95
*Und bräut der Winter noch so s. 131

V.

Viel Wundersames melden uns . 34
Vom Eise befreit sind Strom u. 96
*Von Ebenhall der junge Lord . 40

W.

†Was glänzt dort vom Walde im S. 76
*Was hör' ich draußen vor dem T. 45
Was preis' ich am höchsten im V. 1
Weil noch auf Erden ging Christ. 30
Wenn alles eben käme, wie du g. 14
Wer ist ein Mann? Wer beten . 80
*Wer wagt es, Rittersmann od. . 43
Wir treten hier im Gotteshaus . 75
Wo kommst du her in dem roten 81

Z.

*Zu Aachen in seiner Kaiserpracht 44
Zu Charlottenburg im Garten . 84
†Zu Mantua in Banden der treue 72
Zur Wendenacht des Jahres . . 120
Zur Zeit der Vesper war es . . 34c

Ib. Lieder-Kanon.

Für Klasse III (1. Oberklasse) der höheren Mädchenschulen aus Teil 6 zusammengestellt.

Zur Aufstellung eines „Kanons der Volkslieder, mit Einschluß der vaterländischen und der durch ihre Weisen volkstümlich gewordenen Lieder," welchen die ministeriellen Bestimmungen vom 31. Mai 1894 „nach Klassen geordnet" „für jede Schule" fordern, werden — als Fortsetzung der für die vorhergehenden Klassen der höheren Mädchenschulen aus Teil 1—5 getroffenen Auswahl von Liedern — aus Teil 6 für die Klasse III (1. Oberklasse) die nachstehenden neu empfohlen. Während „in den drei unteren Klassen Gesangunterricht nicht in besonderen Stunden erteilt wird und daher die Lieder im deutschen Unterrichte zu besprechen und zu lernen" und „im Anschluß an den deutschen Unterricht und an den Turnunterricht nach dem Gehör zu singen sind," tritt auf der Mittelstufe

der Gesangunterricht als selbständiges Unterrichtsfach auf. Von Klasse VI an fällt demnach auch die Einübung der Melodien ausschließlich dem Gesangunterrichte zu, „bei der Erklärung und Einübung der Texte der ausgewählten Volkslieder, die vorzugsweise für den Gesang in Betracht kommen, hat aber der deutsche Unterricht mitzuwirken." Die Lieder sollen soviel als möglich zur Belebung des Unterrichts dienen und auch „nach Wort und Weise wert sein, ein Lebensgut der Schülerin zu werden," damit „das dichterische Gut, das im Volksliede ruht," gehütet werde und „der gemeinsame Haus- und Familiengesang wieder zu Ehren komme". Die in einer Klasse eingeübten Kanonlieder werden im Unterrichte der beiden darauf folgenden Klassen verwertet „bis zum sichern Besitz von Wort und Weise"; daher werden in Klasse III auch die für Klasse IV u. V bestimmten, in Klasse II die für Klasse III u. IV, und in Klasse I die für Klasse II u. III ausgewählten Lieder wiederholt.

Da „die Klassen II u. I in der Regel kein Lesebuch mehr benutzen," so werden für dieselben aus „J. Kippenberg, Deutsche Gedichte" als Abschluß des Kanons noch die unten angegebenen Lieder empfohlen.

Klasse V.

Aus Teil 4.

Vierteljahr.	Deutsch:	Nr.	Turnen:	Nr.
I.	1. Leise zieht durch mein Gemüt. H. Heine	106	3. Der Mai ist gekommen. E. Geibel	118
	2. Morgen müssen wir verreisen. Hoffmann v. F. .	10	4. Wem Gott will rechte Gunst erweisen. J. v. Eichendorff	119
II.	5. Dort unten in der Mühle. Justinus Kerner	24	6. Nun ade, du mein lieb Heimatland. A. Diffelhof	149
III.	7. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten. H. Heine . .	78	8. Herr Heinrich sitzt am Vogelherd. J. N. Vogl	88
IV.	9. O Straßburg, o Straßburg. Volkslied a. „Des Knaben Wunderhorn"	139	10. Was blasen die Trompeten? E. M. Arndt	100

Klasse IV.

Aus Teil 5.

Vierteljahr.	Deutsch:	Nr.	Turnen:	Nr.
I.	1. Guten Abend, gute Nacht. Volkslied aus „Des Knaben Wunderhorn"	20	3. Wer hat dich, du schöner Wald. J. v. Eichendorff	119
	2. Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod. W. Hauff.	95	4. Wer recht in Freuden wandern will. E. Geibel	112
II.	5. Wohlauf! noch getrunken. J. Kerner	137	6. Stimmt an mit hellem, hohem Klang. M. Claudius . . .	127
III.	7. Am Brunnen vor dem Tore. W. Müller . . .	8	8. Spinn, Mägdlein, spinn! Des Knaben Wunderhorn .	34
IV.	9. Deutschland, Deutschland über alles. Hoffmann v. F.	104	10. Preisend mit viel schönen Reden. J. Kerner	86

Klasse III.

Aus Teil 6.

Vierteljahr.	Deutsch:	Nr.	Turnen:	Nr.
I.	1. Noch ist die blühende, goldene Zeit. O. Roquette.	99	2. Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein. L. Uhland . .	15
II.	3. Es braust ein Ruf wie Donnerhall. Max Schneckenburger . .	85	4. Was glänzt dort vom Walde. Th. Körner	76
III.	5. Aus der Jugendzeit. Fr. Rückert	13	7. Es geht bei gedämpfter Trommel Klang. A. v. Chamisso.	73
	6. Über allen Gipfeln ist Ruh. Joh. Wolfg. v. Goethe .	10		
IV.	8. Zu Mantua in Banden. J. Mosen	72	9. Freiheit, die ich meine. M. v. Schenkendorf . . .	78

Klasse II.

Aus J. Kippenberg, Deutsche Gedichte. Volkslieder-Anhang.

Vierteljahr.	Deutsch:	Nr.	Turnen:	Nr.
I. u. II.	1. Was ist des Deutschen Vaterland? E. M. Arndt . . .	22	3. Ich bin ein Preuße. B. Thiersch	14
	2. O Täler weit, o Höhen. J. v. Eichendorff	20		
III. u. IV.	4. Zu Straßburg auf der Schanz. Volkslied aus „Des Knaben Wunderhorn“ .	17	5. In einem kühlen Grunde. J. v. Eichendorff	15

Klasse I.

Aus J. Kippenberg, Deutsche Gedichte. Volkslieder-Anhang.

Vierteljahr.	Deutsch:	Nr.	Turnen:	Nr.
I. u. II.	1. Es ist bestimmt in Gottes Rat. E. v. Feuchtersleben	19	2. Morgen muß ich fort von hier. Volkslied aus „Des Knaben Wunderhorn“	12
III. u. IV.	Wiederholung der früher gelernten Kanonlieder.			

Ic. Gedicht-Kanon.

Für die III. u. II. Klasse (1. u. 2. Kl. der Oberst.) der höheren Mädchenschulen aus Teil 6 u. J. Kippenberg, „Deutsche Gedichte“ z. Auswahl empfohlen.*)

Nach den Maibestimmungen von 1894 ist „für jede Schule“ auch „ein Kanon der auf der Mittel- und Oberstufe zu lernenden Gedichte“ aufzustellen, „welcher sich auf eine mäßige Anzahl der besten Stücke beschränken soll, die wert sind, ein Teil des geistigen Lebensgutes der Schülerin zu werden.“ „Die gewählten Gedichte dürfen dem weiblichen Anschauungs- und Empfindungskreise nicht fernliegen und der gedächtnismäßigen Aneignung nicht allzugroße Schwierigkeiten bieten.“ In manchen Schulen wird Teil 6 der Ausgabe A statt des sich daran anschließenden 7. Teils auch in der II. Klasse mitbenutzt, in andern hingegen die oben erwähnte Sammlung deutscher Gedichte. Es werden daher hier unter Hinweis auf die entsprechenden Nummern beider Bücher für die Oberstufe der höheren Mädchenschulen folgende Gedichte, die „in möglichst engem Anschluß an den Hauptlesestoff“ stehen, als Auswahl „zur Erlernung und zum sinnvollen Vortrage“ empfohlen. „Kurze Notizen aus dem Lebensgange der Verfasser“ finden sich im Schriftsteller-Verzeichnisse (S. 273).

		Teil 6 Ausg. A	Deutsche Gedichte
Klasse III.			
1. Schäfers Sonntagslied	Ludwig Uhland	Nr. 8	Nr. 60
2. Die Kapelle	Ludwig Uhland	„ 16	„ 59
3. Die alte Waschfrau	Adalbert v. Chamisso	„ 23	„ 42
4. Gudruns Klage	Emanuel Geibel	„ 37	„ —
5. Des Sängers Fluch	Ludwig Uhland	„ 41	„ 50
6. Der Taucher	Friedrich v. Schiller	„ 43	„ 29
7. Der Sänger	Joh. Wolfg. v. Goethe	„ 45	„ 13
8. Friedrich Rotbart	Emanuel Geibel	„ 56	„ —
9. Abschied vom Leben	Theodor Körner	„ 77	„ —
10. Deutscher Trost	Ernst Moritz Arndt	„ 82	„ 38
11. Muttersprache	Max v. Schenkendorf	„ 94	„ 44
12. Die Auswanderer	Ferdinand Freiligrath	„ 123	„ 85
Klasse II.			
1. Das Schloß Boncourt	Adalbert v. Chamisso	„ 4	„ 40
2. Der Liebe Dauer	Ferdinand Freiligrath	„ 7	„ 82
3. Der Fischer	Joh. Wolfg. v. Goethe	„ —	„ 15
4. Ostermorgen	Emanuel Geibel	„ 28	„ 91
5. Das Glück von Edenhall	Ludwig Uhland	„ 40	„ 52
6. Das Schloß am Meere	Ludwig Uhland	„ 42	„ —
7. Der Graf von Habsburg	Friedr. v. Schiller	„ 44	„ 31
8. Die Trompete von Bionville	Ferdinand Freiligrath	„ 88	„ —
9. Hoffnung	Emanuel Geibel	„ 131	„ 90
10. Die Kraniche des Ibykus	Friedrich v. Schiller	„ —	„ 28
11. Das Siegesfest	Friedrich v. Schiller	„ —	„ 24
12. Das Lied von der Glocke	Friedrich v. Schiller	„ —	„ 34

*) Der Abschluß des Gedicht-Kanons für Klasse I findet sich in den „Deutschen Gedichten“.

II. Inhaltsverzeichnis B.

(Einteilung nach den Gattungen der poetischen und prosaischen Darstellung.)

I. Poesie.

A. Lyrische Dichtungen.

1. Lieder religiösen Inhaltes.

	Nr.
1. Hoffnung auf Gott. Mahlmann	24
2. Ein geistlich Abendlied. Kinkel	11
3. Schäfers Sonntagslied. Uhland	8
4. Neujahrslied. Hebel	27
5. Hoffnung. Geibel	131
6. Ostermorgen. Geibel	28
7. Trost. Fouqué	14

2. Weltliche Lieder.

	Nr.
1. Wanderers Nachtlied. Goethe	9
2. Ein gleiches. Goethe	10
3. Abendlied. Rückert	109
4. Gute Nacht. Geibel	25
5. Sonntagsfrühe. Hebel	17
6. Frühlingssehnen. Walther von der Vogelweide	95
7. Vorfrühling. Goethe	96
8. Maienwonne. Walther von der Vogelweide	97
9. Im Frühling. Sturm	98
10. Des Lebens Mai. Roquette	99
11. Reiselied. Eichendorff	103
12. Ausfahrt. Scheffel	106
13. Mondnacht. Eichendorff	102
14. Aus dem Walde. Geibel	105
15. Herbstlied. Geibel	108
16. Die Kapelle. Uhland	16
17. Der Liebe Dauer. Freiligrath	7
18. Heimkehr. Bodenstedt	3
19. Das Schloß Boncourt. Chamisso	4
20. Aus der Jugendzeit. Rückert	13
21. Preis des Vaterlandes. Lohmeyer	1
22. Deutschlands Lob. Walther von der Vogelweide	55
23. Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland. Träger	51
24. Zum Friedensschlusse 1648. Gerhardt	64
25. Vor Rauchs Büste der Königin Luise. Körner	71
26. Lied zur feierlichen Einsegnung. Körner	75
27. Lützows wilde Jagd. Körner	76
28. Abschied vom Leben. Körner	77
29. Freiheit. Schenkendorf	78
30. Der Soldat. Chamisso	73
31. Wer ist ein Mann? Arndt	80
32. Die Leipziger Schlacht. Arndt	81
33. Deutscher Trost. Arndt	82
34. Lied vom Rhein. Matzerath	113
35. Gruß an das Elsaß. Stöber	117
36. Am bayrischen Gebirgssee. Scheffel	118
37. Die Auswanderer. Freiligrath.	123
38. Bleibet deutsch! Fitger	126
39. Die Wacht am Rhein. Schneckenburger	85
40. Auferstehung d. Reiches. Stieler	90
41. Muttersprache. Schenkendorf	49

B. Epische Dichtungen.

Nr.

1. Poetische Erzählungen.

1. Der Postillon. Lenau . . . 20
2. Die alte Waschfrau. Chamisso 23
3. Der Choral von Leuthen. Besser 67
4. Der alte Zieten. Fontane . 68
5. Andreas Hofer. Mosen . . 72
6. Der 19. Juli 1870. Hesekiel 84
7. Der tote Soldat. Seidl . . 87
8. Die Trompete von Vionville. Freiligrath 88
9. Rotbarts Abschied. Mayer . 91
10. Zwei Berge Schwabens. Gerok 120
11. Der Halligmatrose. Allmers. 124
12. Die drei Indianer. Lenau . 127

2. Sagen und Balladen.

1. Der Wirtin Töchterlein. Uhland 15
2. Das Nibelungenlied. Kamp; Uhland 34
3. Volkers Nachtgesang. Geibel . 35
4. Gudrun. Köhler; Uhland . . 36
5. Gudruns Klage. Geibel . . 37
6. König Karls Meerfahrt. Uhland 39
7. Das Glück von Edenhall. Uhland 40
8. Des Sängers Fluch. Uhland 41
9. Das Schloß am Meere. Uhland 42
10. Der Taucher. Schiller . . . 43
11. Der Graf von Habsburg. Schiller 44
12. Der Sänger. Goethe . . . 45
13. Johanna Sebus. Goethe . 46
14. Tells Tod. Uhland 47
15. Der Pilgrim vor St. Just. Platen 48
16. Friedrich Rotbart. Geibel . 56

3. Idyllen.

Der siebzigste Geburtstag. Voß 5

4. Legenden.

St. Peter mit der Geiß. Hans Sachs 30

5. Parabeln und Fabeln.

1. Parabel. Rückert 19
2. Das Kind der Sorge. Herder 31
3. Der Maler. Gellert 29

6. Didaktisches.

1. Spruch. Schiller. Seite 1.
2. Mahnung. Walter von der Vogelweide 18
3. Sprüche. Von verschiedenen Verf. 32

II. Prosa.

A. Schöne Literatur.

Nr.

1. Erzählungen.

1. Die Heimkehr eines Künstlers. Uhde 2
2. Frau Rat. Kraetzinger . . . 6
3. Der Kommandant u. d. badischen Jäger in Hersfeld. Hebel . 21
4. Aus dem Leben des Dr. Heim. Hübner 22
5. Ein entdeckter Künstler. Hoffmann 26

2. Briefe.

1. Brief der Königin Luise an ihren Vater 69
2. Ein Brief Körners 74
3. Ein Brief Kaiser Wilhelms I. an Bismarck 93

4. Parabeln und Fabeln.

Das Kind der Barmherzigkeit. Herder 12

4. Sagen.

Parzival. Körholz 38

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Geschichtliche Bilder und Charakterzüge.

	Nr.
1. Öffentliches Leben in Athen. Falke	49
2. Die Erziehung der Mädchen im alten Rom. Friedländer	50
3. Germanischer Wanderzug. Freytag	52
4. Heiligtümer und Festfeier der Germanen. Löher	53
5. Mädchenerziehung und Frauenbildung im Mittelalter. Weinhold	54
6. Eine deutsche Stadt um das Jahr 1300. Freytag	57
7. Die weibliche Handarbeit. Koch	58
8. Ein Festspiel der Meistersinger. Hagen	59
9. Die Kunst im häuslichen Leben d. 16. Jahrhunderts. Richter	60
10. Augsburgs Blüte beim Beginn der Neuzeit. Spruner	61
11. Herzog Alba bei einem Frühstück. Schiller	62
12. Der westfälische Friede. Freytag	63
13. Eine deutsche Stadt im 17. Jahrh. Freytag; Kohl	65
14. Friedrich der Große und sein Volk. Kippenberg	66
15. Königin Luise in Tilsit. Eylert	70
16. Aus der Kriegszeit. Mallet	79
17. Leben und Verkehr am Ausgange des 18. Jahrh. Freytag	83
18. Eine deutsche Samariterin. Bunge	86
19. Der Kaisertag in Versailles. Koenig	89
20. Heimgang d. Kaisers Wilhelm I. Kippenberg	92

2. Erdkunde.

	Nr.
1. Am Rhein. Sach	114
2. Bad Ems. Kippenberg	115
3. Die Schwarzwäldler. Daniel	116
4. Hohenzollern. Schwebel	119
5. Der Kölner Dom. Sach	121
6. Unsere beiden groß. Seehandelsstädte. Ziegler; Kippenberg	122
7. Land und Volk der amerikan. Union. Kippenberg	125
8. In China. Meyer	128
9. Kamerun. Hassert	129
10. Ein Tag in Kairo. Ebers	130

3. Naturkunde.

	Nr.
1. Wie die Vögel leben u. wohnen. Brehm	100
2. Blumen und Insekten. Behrens	101
3. Die Linde. Kummer	104
4. Letzter Herbstgang. Roßmäßler	107
5. Unsere drei wichtigsten Mineralien. Kippenberg	110
6. Die Einwirkung des Menschen auf die Natur. Schouw	111
7. Sonne und Mond. Kippenberg	112

4. Thesen.

	Nr.
Mit Sorgfalt hüte stets das Feuer und das Licht	33

III. Schriftsteller-Verzeichnis.

Im nachstehenden Verzeichnisse sind in alphabetischer Anordnung sämtliche Schriftsteller sowie alle Lesestücke des 6. Teiles aufgeführt. Die Namen der Verfasser, die sowohl in den vorhergehenden Teilen als auch hier mit einer reicheren Auswahl von Lesestoff vertreten sind, sind unterstrichen. Die kurzen Lebens- und Charakterschilderungen, die in Verbindung mit den ergänzenden Ausführungen des Lehrers den Kindern schon in den früheren Klassen die Verfasser persönlich nahe bringen sollten, sind zum Teil erweitert und um einige vermehrt worden. Auch sind in diesem Teile, der in einer Anzahl Schulen als Abschlußband des Lesebuchs dient, die kurzen Lebensbilder der Schriftsteller wiederholt, die auf der Unter- und Mittelstufe den Schülerinnen geboten waren. Da nach den ministeriellen Bestimmungen „der literaturkundliche Unterricht der höheren Mädchenschule sich im wesentlichen an das halten soll, was während der ganzen Schulzeit erworben ist," so müssen im deutschen Unterrichte schon in den Unter- und Mittelklassen den Schülerinnen solche Gesichtspunkte nahegelegt werden, mit deren Hilfe sich — wenn möglich — „durch die Anschauung in der Lektüre das Lebensbild unserer wichtigsten Dichter und Denker von Klasse zu Klasse mehr ergänzen und erweitern läßt." An das Erworbene hat der literaturkundliche Unterricht der Oberstufe anzuknüpfen und die Lebensbilder nach und nach zu ergänzen und abzurunden. Es wird für fleißige Schülerinnen eine Freude sein und sie werden zugleich gern eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllen, wenn sie einiges aus dem Lebensgange der Männer und Frauen kennen lernen, die ihnen für das Lesebuch so viel Schönes und Gutes zu lesen, zu lernen und zu singen geschaffen haben. Möchte es durch diesen in einem Lesebuche für höhere Mädchenschulen zuerst dargebotenen Versuch gelingen, den „vaterländischen Sinn" der Schülerinnen zu beleben, „vergangene Zeiten und Menschen lebendig zu gestalten, eine verständnisvolle Liebe zu Worten und Werken unserer Muttersprache und einen bleibenden Anteil an großen Deutschen und an ihrem Wirken zu wecken."

Allmers, Hermann (1821—1902), lebte als Hofbesitzer und Gemeindevorsteher in seinem Heimatorte Rechtenfleth bei Geestemünde. Auf Wunsch seiner Mutter widmete er sich der Landwirtschaft, unternahm aber, um sich eine höhere Bildung anzueignen, Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien. Er schildert uns in frischen Zügen das Leben und Treiben und die eigenartigen Verhältnisse der Marschgegenden (vergl. Teil 3, Nr. 154: Kommt in die Marsch! und Teil 4, Nr. 145: Deiche und Fluten an der Nordseeküste, sowie Nr. 146: Wassersnot; auch Teil 5, Nr. 133: Ein Tag auf dem Marschhofe). *124: Der Halligmatrose.

Andersen, Hans Christian (1805 bis 1875), war kein deutscher, sondern ein dänischer Dichter. Seine Märchen, die auch von Erwachsenen gern gelesen werden, sind ins Deutsche übersetzt. —

Die mit einem * versehenen Lesestücke sind Gedichte.

Nach dem frühen Tode seines Vaters, eines armen Schuhmachers, bestimmte ihn sein Stiefvater für das Schneiderhandwerk; doch war sein Sinn vorzugsweise auf das Theater gerichtet. Er fand in Kopenhagen edle Männer, die seine Anlagen zum Dichten erkannten, ihm die Mittel zum Besuche der Universität verschafften und ihn auch sonst mit Rat und Tat unterstützten. Im unermüdlichen Streben nach Vertiefung und Erweiterung seiner Kenntnisse unternahm er große Reisen, die ihn nach Deutschland und in andere Länder, sogar in fremde Erdteile führten. Sein Ruf als Dichter öffnete ihm den Weg in vornehme Familien und an die Höfe der Fürsten, wo er seine Märchen mit großem Beifall selbst vortrug.

Siehe Teil 1, 2, 3 u. 4.

Arndt, Ernst Moritz (1769—1860), geboren zu Schoritz auf der Insel Rügen, verlebte mit 5 Geschwistern eine glückliche Jugendzeit auf seines Vaters Gutshofe. Die Natur war ihm auf den lustigen Tummelplätzen in Gärten und Wiesen lieb und vertraut geworden, und das fand später in seinen Liedern vielfach Ausdruck (vergl. Teil 1, Nr. 27b: Juchhei! Blümelein, u. Teil 3, Nr. 134: Von den Sternlein.) — Da auf der Insel keine Schule vorhanden war, so unterrichteten die Eltern ihre Kinder selbst. Während der strenge Vater sie in Schreiben und Rechnen unterwies, lehrte die gemütvolle und fromme Mutter sie lesen und verstand, durch fleißiges Erzählen von Märchen und Geschichten den Sinn der Kinder auf alles Gute, Schöne und Wahre zu lenken (Nr. 82; vergl. auch Teil 3, Nr. 6: Drei Blümlein). Dadurch legte sie zugleich den Grund zu Arndts tiefer Frömmigkeit (vergl. Teil 2, Nr. 132: Gebet d. Kindes a. d. hl. Christ — und Teil 5, Nr. 13: Morgengebet). — Als zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Zeiten der Schmach und Bedrückung über unser Vaterland hereinbrachen, erwachte Arndts echt deutscher Sinn, und er erweckte durch seine feurigen „Kriegs- und Wehrlieder" (vergl. Teil 4, Nr. 100: Das Lied vom Feldmarschall) begeisterte Vaterlandsliebe in den Herzen der deutschen Männer. Durch diese Lieder und durch seine Schrift „Vom Geist der Zeit" zog er sich aber den heftigsten Zorn Napoleons zu, so daß er seine Stellung als Professor an der Universität zu Greifswald aufgeben und das Land verlassen mußte. Er floh nach Schweden, wo er einige Jahre unter dem Schutze des Königs Gustav Adolf IV. blieb. Seine Rückkehr in die Heimat schildert er selbst (vergl. Teil 5, Nr. 94). Unter fremdem Namen fand er bei einem Freunde in Berlin Zuflucht; hier wurde er auch mit Blücher, Scharnhorst und Gneisenau bekannt. Nachdem er dann wieder kurze Zeit als Professor zu Greifswald tätig gewesen war, flüchtete er bei der Besetzung Pommerns durch die Franzosen nach Rußland und lebte als Sekretär des Freiherrn von Stein in Petersburg. Nach Deutschland zurückgekehrt, war er von 1817—20 u. später wieder von 1840 an Professor der Geschichte in Bonn.

*80. Wer ist ein Mann?
*81. Die Leipziger Schlacht.
*82. Deutscher Trost.

Äsop, ein Fabeldichter, lebte im 6. Jahrhundert vor Christi Geburt in Kleinasien. Mehr als hundert seiner Fabeln sind von Luther und von späteren Dichtern ins Deutsche übersetzt worden.

Siehe Teil 1, 2, 3 u. 4.

Bechstein, Ludwig (1801—1860), lebte als Oberbibliothekar zu Meiningen in Thüringen und sammelte wie die Brüder Grimm viele deutsche Märchen und Sagen.

Siehe Teil 1, 2 u. 4.

Behrens, Wilhelm Julius.
101. Blumen und Insekten.

Besser, Hermann.
*67. Der Choral von Leuthen.

v. Bodenstedt, Friedrich Martin.
*3. Heimkehr.
*32. Spruch Nr. 1.

Brehm, Alfred Edmund (1829—1884), wurde von seinem Vater, einem Pfarrer und eifrigen Naturforscher im Thüringerlande, auf häufigen gemeinsamen Wanderungen angeleitet, die Natur aufmerksam zu betrachten. Seine Beobachtungen weiß er in fesselnde Bilder zusammenzufassen, und er schildert in anschaulichster Weise „das Leben der Vögel" (Nr. 100; vergl. Teil 1, Nr. 145: Der Rabe, und Teil 3, Nr. 125: Der Hühnerhabicht), der „Tiere des Waldes" (vergl. Teil 1, Nr. 116: Was das Häslein von sich selbst erzählt) und der Bewohner des Wassers (vergl. Teil 2, Nr. 102: Der Hecht) nicht nur in unserer deutschen Heimat, sondern auch in fernen Ländern (vergl. Teil 5, Nr. 124: Der Löwe). — Nachdem er viele große Reisen sowohl nach dem heißen Süden als auch nach dem kalten Norden unternommen hatte, wurde er Direktor des Zoologischen Gartens in Hamburg, später naturwissenschaftlicher Leiter des durch ihn geschaffenen berühmten Aquariums in Berlin.
100. Wie die Vögel leben u. wohnen.

Bunge, Rudolf.
86. Eine deutsche Samariterin.

Bürger, Gottfried August (1747 bis 1794), wurde als der Sohn eines Geistlichen zu Molmerswende am Harz geboren. In seiner Jugendzeit zeigte er wenig Trieb zum Lernen und konnte noch im zehnten Jahre kaum lesen und schreiben. Nachdem er anfangs in Halle auf Wunsch seines Großvaters, aber gegen seine Neigung Theologie und darauf in Göttingen Rechtswissenschaft studiert hatte, wurde er Justizamtmann zu Altengleichen, später Universitätsprofessor zu Göttingen. Schon früh war in ihm die Lust zum Dichten erwacht; während seiner Studienzeit schloß er sich dem „Hain" an. Unter seinen Dichtungen (vergl. Teil 3, Nr. 39: Die Schatzgräber) sind besonders die Balladen hervorzuheben (vergl. Teil 5, Nr. 36: „Das Lied vom braven Mann").
Siehe Teil 3 u. 5.

Campe, Joachim Heinrich (1746 bis 1818), der als Schulrat in Braunschweig lebte, schrieb viele belehrende Erzählungen und bearbeitete den „Robinson" für die deutsche Jugend.
Siehe Teil 1, 2 u. 3.

v. Chamisso, Adalbert (1781—1838), eigentlich Louis Charles Adelaïde de Chamisso de Boncourt, geboren auf dem Schlosse Boncourt in Frankreich, flüchtete in früher Jugend mit seinen Eltern nach Deutschland, als ihnen nach Ausbruch der französischen Revolution ihr Gut zerstört und ihr Besitz geraubt war. Er wurde Page der Königin Luise von Preußen und trat später in preußische Kriegsdienste ein, nahm aber, um nicht gegen seine eigenen Landsleute kämpfen zu müssen, seinen Abschied und begab sich nach Frankreich zurück. Doch fühlte er sich in seinem Herzen so sehr als Deutscher, daß es ihn nicht auf französischem Boden duldete und er nach Berlin zurückkehrte. Durch den Verkehr mit gelehrten Männern wurde er angeregt, seine vernachlässigte Bildung zu ergänzen; er studierte in Berlin Naturwissenschaften und nahm darauf als Naturforscher an einer Reise um die Welt teil. Auch vertiefte er sich in die deutsche Literatur und fing selbst an zu dichten, zuerst in französischer, später in deutscher Sprache. Obgleich er sein ganzes Leben hindurch die deutsche Sprache weder richtig schreiben noch sprechen lernte, ist er doch in seinem Denken und Empfinden ein echter Deutscher gewesen, wovon seine sinnigen poetischen Erzählungen (Nr. 4 u. 23), seine Lieder (Nr. 73), Sagen (s. Teil 3, Nr. 58: Das Riesenspielzeug u. Teil 4, Nr. 92: Die Weiber von Winsperg) und Balladen (s.

Teil 5, Nr. 41: Die Sonne bringt es an den Tag) Zeugnis ablegen.
*4. Das Schloß Boncourt.
*23. Die alte Waschfrau.
*73. Der Soldat.

Daniel, Hermann Adalbert.
116. Die Schwarzwäldler.

Dieffenbach, Georg Christian (1822 bis 1901), der Sohn eines Pfarrers, lebte als Kirchenrat in seiner Heimatstadt Schlitz in Oberhessen, woselbst er in seiner Kindheit gern „beim ersten Frühlingslaub durch Wald und grünes Feld streifte“ (vergl. Teil 5, Nr. 108: Wanderlied). Er liebt es, in seinen Kinderliedern (vergl. Teil 1) besonders auf die Natur hinzuweisen, oft in scherzhafter Weise, indem er z. B. den Eintritt des Frühlings mit dem Einzuge eines Königs (siehe Teil 4, Nr. 105) oder den Gesang der Vögel im Walde mit einem Konzerte (vergl. Teil 3, Nr. 97) oder das junge Stürmchen mit einem übermütigen, wilden Knaben (siehe Teil 2, Nr. 113) vergleicht. In seinen sinnigen Liedern spricht sich ein tiefes, frommes Gemüt aus, und er ermahnt auch uns, es den Blumen, Bäumen und Vöglein gleichzutun und Gott mit frohem Sang in Feld und Wald zu loben (vergl. Teil 2, Nr. 75: Gottes Lob in Wald und Feld). Die zahlreichen Sammlungen seiner „Kinderlieder“ und seiner andern Schriften für die Kinder sind vielfach mit schönen Bildern und Singweisen ausgestattet.
Siehe Teil 1, 2, 3, 4 u. 5.

Ebers, Georg.
130. Ein Tag in Kairo.

v. Eichendorff, Joseph Karl Benedikt, Freiherr (1788—1857), wurde auf dem väterlichen Gute Lubowitz bei Ratibor in Oberschlesien geboren und entstammte einer alten adligen katholischen Familie. In seiner Jugendzeit machte er mit seinem Bruder die weite Reise nach Paris; die Eindrücke, die „der frohe Wandersmann“ (Teil 4, Nr. 119) dabei in sich aufgenommen haben mag (Nr. 103), und die wechselnden Stimmungen, welche die sinnige Naturbeobachtung in den Herzen der Menschen hervorruft, schildert er in schönen, vom deutschen Volke gern gesungenen Liedern (Nr. 102; vergl. Teil 5, Nr. 119: Der Jäger Abschied; auch „In einem kühlen Grunde“ u. „O Täler weit“ sind von ihm gedichtet). Nach seiner Rückkehr in die Heimat trat er zum Kampfe gegen Napoleon I. in das Lützowsche Freikorps (siehe Körner) ein. Er widmete sich nach Beendigung des Krieges dem preußischen Staatsdienst und wirkte zu Berlin im Ministerium für katholisches Schulwesen.
*102. Mondnacht.
*103. Reiselied.

Eylert, Rulemann Friedrich.
70. Königin Luise in Tilsit.

v. Falke, Jakob.
49. Öffentliches Leben in Athen.

Fitger, Arthur.
*126. Bleibet deutsch!

Fontane, Theodor.
*68. Der alte Zieten.

Fouqué, Friedrich Heinrich Karl, Baron de la Motte.
*14. Trost.

Franz, Agnes (1794—1843), die Tochter eines Regierungsrats in der Provinz Schlesien, erlebte in ihrer Kindheit viel Trauriges: sie verlor ihren Vater sehr früh und fiel im 13. Jahre so unglücklich, daß sie lebenslang kränklich blieb. Ihre geistigen Anlagen entfalteten sich aber um so schöner; der Verkehr mit der Natur regte sie zu ihren ersten Dichtungen an (s. Teil 4, Nr. 8). Obwohl sie sich in dürftigen Verhältnissen befand, so floß ihr Leben doch in aufopfernder Liebe dahin. Sie nahm nach dem Tode ihrer Schwester deren Kinder zu sich und gründete im Vertrauen auf Gottes Beistand in Breslau, wie schon früher in Wesel, für arme Mädchen eine Arbeitsschule, als deren Vorsteherin sie bis zu ihrem

Tode wirkte. Ihre Gedichte, Erzählungen und Märchen (s. Teil 4, Nr. 48) zeichnen sich durch Sinnigkeit und Anmut aus.

Siehe Teil 1, 2 u. 4.

Freiligrath, Ferdinand (1810—1876), wurde als Sohn eines Bürgerschullehrers zu Detmold geboren und mußte gegen seinen Willen Kaufmann werden. Seine Mußezeit benutzte er zum Erlernen der neueren Sprachen, um sich in deren Literatur vertiefen zu können, und übersetzte Dichtungen aus diesen Sprachen ins Deutsche. Durch die Dichter Chamisso und Schwab wurde er ermutigt, dem Kaufmannsstande zu entsagen und sich ganz der geliebten Dichtkunst zuzuwenden, die ihn auch in freundschaftliche Beziehungen zu Geibel und Hoffmann von Fallersleben brachte. Sein Leben gestaltete sich sehr unstät, er wechselte öfter seinen Wohnsitz, suchte, da er wegen einer Sammlung politischer Gedichte fliehen mußte, auch fremde Länder auf und nahm zweimal längeren Aufenthalt in England. Mit seinem Herzen gehörte er aber dem deutschen Vaterlande an, und er erwartete mit Sehnsucht den Tag, da er in die geliebte Heimat zurückkehren durfte (vergl. seine innigen Lieder Nr. 7 u. Nr. 123). Wenige Jahre nach seiner Rückkehr brach der deutsch-französische Krieg aus, und seine Vaterlandslieder (Nr. 88) bezeugen seine Begeisterung für das neu erstandene Deutsche Reich. Seine Dichtungen fesseln uns durch außerordentliche Anschaulichkeit und schildern uns Natur und Leben in Bildern aus der Heimat (vergl. Teil 5, Nr. 118: Die Tanne) und aus den fernsten Ländern (vergl. Teil 5, Nr. 125: Löwenritt).

*7. Der Liebe Dauer.

*88. Die Trompete von Vionville.

*123. Die Auswanderer.

Freytag, Gustav (1816—1895), der Verfasser der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ (Nr. 52, 57 ꝛc.), wurde als Sohn eines Arztes zu Kreuzburg in Schlesien geboren. Er widmete sich in Breslau, wo Hoffmann v. Fallersleben als Professor wirkte, dem Studium der deutschen Sprache und Literatur und lebte zuletzt als Schriftsteller in Wiesbaden.

52. Germanischer Wanderzug.

57. Eine deutsche Stadt um das Jahr 1300.

63. Der westfälische Friede.

65. Eine deutsche Stadt im 17. Jahrhundert.

83. Leben und Verkehr am Ausgang des 18. Jahrhunderts.

Friedländer, Ludwig.

50. Die Erziehung der Mädchen im alten Rom.

v. Geibel, Emanuel (1815—1884), wurde zu Lübeck als Sohn eines reformierten Predigers geboren. Schon während seiner Schüler- und Studentenzeit trat sein Dichtertalent in zahlreichen Gedichten hervor. Angeregt durch Arndt in Bonn sowie durch Chamisso und Kopisch in Berlin, widmete er sich bald ganz der Dichtkunst. Ein zweijähriger Aufenthalt in Athen, wo er als Hauslehrer des russischen Gesandten weilte, war für seine poetische Ausbildung von größtem Einflusse. Bald nach seiner Rückkehr in die Heimat veröffentlichte er seine „Gedichte“, die so viel Beifall fanden, daß sie in 50 Jahren mehr als 100 Auflagen erlebten. Viele seiner Lieder sind volkstümlich (Nr. 131) geworden (vergl. Teil 4, Nr. 118: Mailied; Teil 5, Nr. 112: Wer recht in Freuden wandern will). Seine Sagen (Nr. 35, 37 u. 56) führen uns die Vergangenheit lebendig vor, und in seinen Gedichten („Juniuslieder“, „Spätherbstblätter“) finden wir häufig meisterhafte Naturschilderungen (Nr. 28, 105 u. 108). Hochgeehrt von König Maximilian II. von Bayern, der ihn in den Adelsstand erhob, sowie von König Friedrich Wilhelm IV. und von Kaiser Wilhelm I., die ihm ein lebenslängliches Jahresgehalt gewährten, verlebte er seine letzten Lebensjahre in seiner Geburtsstadt Lübeck, deren Bürgerschaft ihm

gleichfalls die vollsten Beweise ihrer Liebe und Verehrung gab.

*25. Gute Nacht.
*28. Ostermorgen.
*35. Volkers Nachtgesang.
*37. Gudruns Klage.
*56. Friedrich Rotbart.
*105. Aus dem Walde.
*108. Herbstlied.
*131. Hoffnung.

Gellert, Christian Fürchtegott (1715 bis 1769), der Sohn eines Predigers, wurde zu Heinichen im Erzgebirge geboren. Schon frühzeitig zeigte er große Neigung und Anlage zur Dichtkunst. Im Alter von 12 Jahren verfaßte er zum Geburtstage seines Vaters ein Gedicht, in dem er die Mutter, ihre 13 Kinder und das Enkelkind mit den 15 Stützen verglich, die das baufällige Pfarrhaus hatte. Auf Wunsch seiner Eltern sollte er Prediger werden; da er aber bei einem Versuche zu predigen stecken blieb, gab er diesen Beruf wieder auf. Er wurde dann zu Leipzig Universitätsprofessor, und seine Vorlesungen fanden allgemeinen Beifall und rege Teilnahme. Besonders berühmt geworden ist er durch seine Fabeln und Erzählungen (s. Teil 2, 3, 4 u. 5), von denen er den „Maler" (Nr. 29) einst dem König Friedrich II. bei einer Unterredung über die deutsche Literatur vortragen durfte.

*29. Der Maler.

Gerhardt, Paul.

*64. Zum Friedensschlusse 1648.

v. Gerok, Karl (1815—1890), war über vierzig Jahre Oberhofprediger zu Stuttgart, wo er als Geistlicher wie als Dichter gleich geehrt wurde. Er schuf religiöse (Sammlung „Palmblätter", vergl. Teil 4, Nr. 16: Zum neuen Jahre, und Teil 5, Nr. 11: Der Regenbogen) und vaterländische Dichtungen (Nr. 120; vergl. Teil 3, Nr. 81: Des deutschen Knaben Tischgebet).

*120. Zwei Berge Schwabens.

v. Goethe, Johann Wolfgang (1749 bis 1832), wurde am 28. August 1749 als der Sohn eines reichen Bürgers, des Kaiserlichen Rats Johann Kaspar Goethe in Frankfurt a. M. geboren. Er genoß im elterlichen Hause, namentlich unter dem Einflusse seiner gemütvollen Mutter, der „Frau Rat" (vergl. Nr. 6 und Teil 5, Nr. 93), eine sehr sorgfältige Erziehung. Durch das rege Leben und die geschichtlichen und künstlerischen Denkmäler der Stadt Frankfurt, durch bedeutende Zeitereignisse und andere günstige Umstände wurden in dem klugen und fleißigen Knaben die Fähigkeiten und vorzüglichen Anlagen zu dichterischem Schaffen geweckt und entwickelt. Schon als Kind zeigte er eine außerordentliche Begabung für fremde Sprachen und schrieb im Alter von zwölf Jahren einen kleinen Roman, worin sieben in der Welt zerstreute Geschwister sich in sieben verschiedenen Sprachen brieflich über das unterhalten, was sie gesehen und erlebt haben. Vor allem liebte er die italienische Sprache, und es war sein sehnlichster Wunsch, Italien, „das Land, wo die Zitronen blühn" (s. Teil 5, Nr. 140), kennen zu lernen. Nachdem er zu Leipzig und Straßburg Rechtswissenschaft studiert, sich aber zugleich, besonders unter dem Einflusse des Dichters Herder, der Dichtkunst hingegeben hatte, kehrte er schon als berühmter Dichter in seine Vaterstadt zurück. Vom Herzog Karl August von Weimar, der durch seine Schöpfungen auf ihn aufmerksam geworden war, wurde er 1775 als Legationsrat nach Weimar berufen. Hier gewann er das Vertrauen und die Zuneigung des Herzogs in solchem Maße, daß er nicht nur sein Minister, sondern auch sein vertrautester Freund und Ratgeber wurde; der Kaiser Joseph II. erhob ihn in den Adelsstand. Goethe, der in inniger Freundschaft mit Schiller verbunden war, starb am 22. März 1832 zu Weimar. Er hat das Größte in der Dichtkunst

geschaffen, und „in ihm hat die deutsche Poesie ihren Höhepunkt erreicht.“ Seine Gedichte schildern meisterhaft Natur (Teil 5, Nr. 135) und Leben (Teil 5, Nr. 43; vergl. auch Teil 3); seine Balladen (Nr. 45 und Teil 5, Nr. 68: Erlkönig) gehören zu den schönsten unserer Literatur, seine Sprüche (Nr. 32) enthalten goldene Lebensregeln, seine innigen Lieder sind Gemeingut unseres Volkes geworden (Nr. 10: Über allen Gipfeln ist Ruh, und Teil 3, Nr. 112: Heidenröslein).

*9. Wanderers Nachtlied.
*10. Ein gleiches.
*32. Sprüche Nr. 2—6.
*45. Der Sänger.
*46. Johanna Sebus.
*96. Vorfrühling.

Grimm, Brüder, Jakob (1785—1863) **und Wilhelm** (1786—1859), die Söhne des Amtmanns zu Hanau, haben die schönsten und bekanntesten deutschen Märchen in dem Buche „Kinder- u. Hausmärchen“ gesammelt. Beide Brüder wurden nach dem frühen Tode des Vaters zusammen in Kassel erzogen und unterrichtet. Es war ihnen die größte Freude, an den freien Nachmittagen nach dem benachbarten Dorfe Niederzwehren zu wandern, um sich von einer hessischen Bäuerin Märchen (vergl. Teil 1—4) und Sagen (vergl. Teil 3, Nr. 70: Die Kinder zu Hameln, Teil 4, Nr. 69: Der Frauensand, u. Nr. 71: Der hartgeschmiedete Landgraf) erzählen zu lassen. Hiervon sind dem deutschen Volke durch die beiden Brüder mehr als 200 erhalten worden. Eine Tafel mit Inschrift, daneben das Bild der „Märchenfrau“, bezeichnet noch jetzt in der Marktgasse zu Kassel das Haus, in dem sie die Märchen niedergeschrieben haben. Beide Brüder hatten später fast gleiche Lebensschicksale. Beide besuchten die Universität zu Marburg, und nach kurzer Trennung — Jakob ging nach Paris — fanden beide Anstellung in Kassel, der ältere als Bibliothekar, Wilhelm als Sekretär. Sie hielten von jetzt an lebenslang in Freud und Leid treu zusammen. Gemeinschaftlich wirkten sie als Professoren und Bibliothekare in Göttingen; und als sie der politischen Verhältnisse wegen unter der Regierung des Königs Ernst August von Hannover ihr Amt niederlegen mußten, wurden beide vom König Friedrich Wilhelm IV., dem eifrigen Förderer der Künste und Wissenschaften, nach Berlin berufen, wo sie als berühmte Gelehrte und eifrige Erforscher der deutschen Sprache noch viele Jahre tätig waren. Der jüngere, Wilhelm, starb 1859, der ältere, Jakob, 1863. Beide Brüder haben sich durch die Sammlung der Märchen und Sagen ein bleibendes Denkmal in den Herzen aller Deutschen gesetzt und durch ihre Forschungen in der deutschen Sprache, Dichtung und Sage und durch die Herausgabe eines umfassenden „Deutschen Wörterbuches“ unvergängliche Verdienste um die Kenntnis des deutschen Volkstums erworben.

Siehe Teil 1, 2, 3, 4 u. 5.

Güll, Friedrich (1812—1879), als der Sohn eines Goldschmieds zu Ansbach in Bayern geboren, war Lehrer an verschiedenen Schulen, zuletzt mehr als 30 Jahre lang an der evangelischen Pfarrschule zu München. Nebenbei unterrichtete er lange Jahre Töchter aus vornehmen Familien. Er versammelte gern eine Schar von Schülerinnen um sich, trug ihnen seine lustigen Gedichte mit den drolligen Reimüberschriften vor (vergl. Teil 1, Nr. 54: Vom listigen Grasmücklein ein lustiges Stücklein) und wußte die Jugend durch Rätsel (vergl. Teil 1—4) zu ergötzen und durch sinnige Lieder und Sprüche zu erbauen (vergl. Teil 1—4).

*32. Spruch Nr. 7.

Hagen, August.

59. Ein Festspiel der Meistersinger.

Hassert, Kurt.

129. Kamerun.

Hebel, Johann Peter (1760—1826), der für die Jugend viele schöne und anmutige Erzählungen zur Unterhaltung und Belehrung geschrieben hat, stammte aus einer armen Weberfamilie in Basel. Im Winter wohnten seine Eltern in einem kleinen badischen Dorfe am Schwarzwalde. Er verlor seinen Vater im zweiten und seine Mutter, die ihn in Gottesfurcht und Rechtschaffenheit erzog, im dreizehnten Lebensjahre. Edle Menschen nahmen sich seiner an und sorgten für seine Ausbildung. Er übte später eine reich gesegnete Tätigkeit als Lehrer und Prediger in mehreren Städten Badens aus und war zuletzt Kirchenrat in Karlsruhe. Seine heiteren und gemütvollen volkstümlichen Erzählungen (Nr. 21 und Teil 4, Nr. 40: Kannitverstan; Teil 5, Nr. 12: Ein unverhofftes Wiedersehen) hat er im „Schatzkästlein" gesammelt, einem noch heute beliebten Familienbuche. Seine Gedichte (vgl. Teil 4, Nr. 122: Das Spinnlein), in denen er die Natur besonders anschaulich und anmutig schildert, verfaßte er größtenteils in seiner heimatlichen alemannischen Mundart (Nr. 17). Viele davon sind durch Robert Reinick (vergl. Teil 4, Nr. 110: Das Lied vom Kirschbaum, u. Nr. 123: Der Sommerabend) ins Hochdeutsche übertragen worden.

*17. Sonntagsfrühe.
21. Der Kommandant und die badischen Jäger in Hersfeld.
*27. Neujahrslied.

v. Herder, Johann Gottfried.

12. Das Kind der Barmherzigkeit.
*31. Das Kind der Sorge.
*32. Sprüche Nr. 8 u. 9.

Hesekiel, Georg Ludwig.

*84. Der 19. Juli 1870.

Hey, Wilhelm (1789—1854), der Dichter der bekannten Fabeln, war zuletzt Superintendent im Thüringer Lande. Seine Kindheit war recht freudeleer. Schon im dritten Jahre verlor er seine Mutter, und als sein Vater aus dem Pfarramte schied, mußte Wilhelm der dürftigen Verhältnisse wegen bereits als Gymnasiast und später als Student jüngeren Schülern Unterricht erteilen. Nachdem er längere Jahre Hauslehrer in Holland gewesen war, fand er als Pfarrer in der Nähe von Gotha Anstellung. Doch auch hier traf ihn schweres Unglück: eine Feuersbrunst zerstörte den größten Teil seines Pfarrhofes, und der Tod entriß ihm seine treue Gattin. Freundlicher ward sein Leben erst, als er bald darauf als Hofprediger an die Schloßkirche in Gotha berufen wurde. Hier verkehrte er sehr gern mit den Kindern einer befreundeten Familie, und es war sein größtes Vergnügen, ihnen kleine Verschen zu dichten, die sie auswendig lernten und dem Großvater aufsagten. Ein junger Freund, der Maler Otto Speckter aus Hamburg, zeichnete zu diesen Gedichten hübsche Bilder, und so sind die berühmten „50 Hey-Speckterschen Fabeln" entstanden, welche nun schon seit mehr als sechzig Jahren bei allen Kindern große Freude erweckt haben. Außer den Fabeln (s. Teil 1) verfaßte der fromme Dichter auch eine große Zahl schöner geistlicher Lieder (vergl. Teil 1, Nr. 47: Aus dem Himmel ferne; Nr. 154: Alle Jahre wieder; Nr. 191: Weißt du, wieviel Sterne stehen; Teil 2, Nr. 9: Vöglein im hohen Baum) und geistlicher Gedichte (vgl. Teil 1, Nr. 25: Tu nichts Böses; Nr. 188: Es ist kein Mäuschen; Nr. 189: Zwei Augen hab' ich; Teil 2, Nr. 25: Wo wohnt der liebe Gott?), die von seiner echten Frömmigkeit Zeugnis ablegen. Die meisten davon dichtete er in den letzten sechs Wochen seines Lebens, als er von schwerer Krankheit betroffen war und sein Schmerzenslager nicht mehr verlassen konnte.

Siehe Teil 1, 2 u. 3.

Hoffmann von Fallersleben, August Heinrich (1798—1874), wurde als Sohn des Bürgermeisters zu Fallersleben im Hannoverschen geboren. Er

wirkte als Professor in Breslau, wurde aber, als er sich durch seine „Unpolitischen Lieder“ mißliebig gemacht hatte, seines Amtes entsetzt und aus dem preußischen Staate ausgewiesen. Nachdem er viele Reisen durch Deutschland und andere Länder unternommen hatte, berief ihn der Herzog von Ratibor als Bibliothekar nach dem Schlosse Korvey an der Weser. In seinen anmutigen und heiteren Liedern, die besonders zum Singen (vergl. die Kanonlieder in Teil 1—4) einladen, führt er uns zu den verschiedenen Zeiten des Jahres hinaus in die Natur, sowohl im Sommer in das wogende Ährenfeld, als auch zur Zeit der Obstlese in den Garten und im Winter zum Schlittschuhlauf auf den blanken See (vergl. Teil 1 u. 2). Diese innige Freude an der Natur hat ihn auf seinen vielen Wanderungen durch die Fluren unseres deutschen Heimatlandes begleitet, und zugleich hat er auch überall da, wohin er kam, solche Lieder gesammelt und erforscht, wie sie in den verschiedenen Gegenden vom Volke gesungen wurden. Seinem Vaterlande ist er allezeit treu ergeben gewesen (vergl. Teil 4, Nr. 103: Mein Vaterland; Teil 5, Nr. 103: Mein Lieben), und die bewegten Zeiten unseres deutschen Volkes haben ihn zum Dichten begeistert. Nach dem gewaltigen Kriege von 1870—71 weihte er dem greisen Heldenkaiser Wilhelm I. das Lied: „Wer ist der greise Siegesheld“ (Teil 3, Nr. 83). Auf dem Felsen unserer wiedergewonnenen deutschen Nordseeinsel Helgoland ist ihm als dem Dichter unseres Nationalliedes: „Deutschland über alles in der Welt“ (s. Teil 5, Nr. 104) ein Denkmal errichtet worden.

Siehe Teil 1, 2, 3, 4 u. 5.

Hoffmann, Friedrich.

26. Ein entdeckter Künstler.

Hübner, Johannes.

22. Aus dem Leben des Dr. Heim.

Kamp, Heinrich.

*34. Das Nibelungenlied (Übersetzung).

Kinkel, Gottfried.

*11. Ein geistlich Abendlied.

Kippenberg, August.

66. Friedrich der Große und sein Volk.
92. Heimgang des Kaisers Wilhelm I.
110. Unsere drei wichtigsten Mineralien.
112. Sonne und Mond.
115. Bad Ems.
122. Unsere beiden großen Seehandelsstädte (Nr. 2: Bremen).
125. Land und Volk der amerikanischen Union.

Koch, Johanne.

58. Die weibliche Handarbeit.

Kohl, Johann Georg (u. G. Freytag).

65. Eine deutsche Stadt im 17. Jahrhundert.

Köhler, Ludwig.

*36. Gudrun (Übersetzung).

Koenig, Robert.

89. Der Kaisertag in Versailles.

Körholz, Heinrich.

38. Parzival.

Körner, Karl Theodor (1791—1813), wurde zu Dresden als Sohn des mit Schiller befreundeten Appellationsgerichtsrats Chr. Gottfr. Körner geboren. Nach einer sehr sorgfältigen Erziehung im elterlichen Hause kam der körperlich schwächliche, aber geistig sehr fähige Jüngling im Alter von 16 Jahren auf die Bergakademie zu Freiberg; nach zwei Jahren besuchte er die Universität zu Leipzig. Hierauf siedelte er nach Wien über, woselbst sich sein dichterisches Talent sehr schnell entwickelte. Seine Gedichte „Knospen“ fanden großen Beifall, noch mehr aber seine Dramen, die ihm die seltene Auszeichnung eines „Hoftheaterdichters“ eintrugen. Als aber die Kunde erscholl von dem Untergange des französischen Heeres in Rußland, folgte er dem „Aufruf“ des Preußen-

königs Friedrich Wilhelm III. zu den Waffen. Er eilte nach Breslau und trat in Lützows schwarze Jägerschar (Nr. 76) ein, die in der Kirche zu Rogau für den Kampf eingesegnet wurde (Nr. 75). Durch seinen edlen, hohen Sinn, seinen Mut und seine Lieder feuerte er die Mitkämpfenden an. Bei einem verräterischen Überfalle wurde er schwer verwundet; in Todesahnung nahm er Abschied vom Leben (Nr. 77). Kaum genesen, zog er wieder gegen den Feind. Am 26. August 1813 traf ihn bei Gadebusch die tödliche Kugel, und so ließ der Dichter von „Leier und Schwert" sein Leben fürs Vaterland.

*71. Vor Rauchs Büste der Königin Luise.
74. Ein Brief Körners.
*75. Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Freikorps.
*76. Lützows wilde Jagd.
*77. Abschied vom Leben.

Kraetzinger, Georg.
6. Frau Rat.

Kummer, Paul.
104. Die Linde.

Lenau, Nikolaus.
*20. Der Postillon.
*127. Die drei Indianer.

v. Löher, Franz.
53. Heiligtümer und Festfeier der Germanen.

Lohmeyer, Julius (1835—1903), der Begründer und Herausgeber der bekannten, von den Kindern gern gelesenen illustrierten Monatsschrift „Deutsche Jugend", geboren zu Neiße in Schlesien, lebte als Schriftsteller in Charlottenburg.

*1. Preis des Vaterlandes.

Löwenstein, Rudolf (1820—1890), war Schriftsteller in Berlin. Da er in frühester Jugend Vater und Mutter verloren hatte, wurde er auf Veranlassung des Kronprinzen und späteren Königs Friedrich Wilhelm IV. im Waisenhause zu Bunzlau erzogen (siehe Teil 3, Nr. 11: Die Waise). Er zeigte schon als Schüler eine besondere Anlage zum Dichten. Aus vielen seiner Kinderlieder spricht sein reines, frommes Gemüt (vergl. Teil 3, Nr. 20: Reinheit) und sein Vertrauen auf Gottes Beistand.

Siehe Teil 1, 2 u. 3.

Luise, Königin von Preußen.
69. Brief der Königin Luise an ihren Vater.

Mahlmann, August.
*24. Hoffnung auf Gott.

Mallet, Friedrich Ludwig.
79. Aus der Kriegszeit.

Matzerath, Christian Joseph.
*113. Lied vom Rhein.

Mayer, Karl August.
*91. Rotbarts Abschied.

Meyer, Hans.
128. In China.

Mosen, Julius.
*72. Andreas Hofer.

Müller, Wilhelm (1794—1827), dessen anmutige Naturlieder uns durch ihre Frische und Lebhaftigkeit erfreuen (vergl. Teil 4, Nr. 17: Das Frühlingsmahl), und dessen bekanntes Lied vom Lindenbaume (s. Teil 5, Nr. 8) uns zum Singen begeistert, wurde als Sohn eines Schuhmachers zu Dessau geboren. Er nahm als Freiwilliger an dem Freiheitskriege 1813 teil. Später trieb ihn eine unwiderstehliche Wanderlust (vergl. Teil 3, Nr. 117: Das Wandern) nach Italien. Auf dieser Reise entstanden die meisten seiner muntern Lieder. Nach seiner Rückkehr in die Heimat fand er zu Dessau eine Anstellung als Lehrer an der Gelehrtenschule und kurze Zeit darauf als herzoglicher Bibliothekar; hier starb er schon im Alter von 33 Jahren.

Siehe Teil 3, 4 u. 5.

v. Platen-Hallermund, August Graf (1796—1835), wurde als der Sohn eines preußischen Oberforstmeisters zu Ansbach geboren und erhielt eine militärische Ausbildung. Nachdem er be-

reits als bayrischer Offizier an dem Freiheitskampfe 1815 gegen Frankreich teilgenommen hatte, wandte er sich dem Studium zu und erlernte mit unermüdlichem Eifer in sieben Jahren elf verschiedene Sprachen. Nach größeren Reisen durch ganz Deutschland, auf denen er mit Goethe, Uhland, Schwab, Rückert u. a. bekannt geworden war, nahm er seinen dauernden Aufenthalt in Italien (vergl. Teil **5**, Nr. 78: Das Grab im Busento). Er starb, erst 39 Jahre alt, zu Syrakus auf der Insel Sizilien.

*48. Der Pilgrim vor St. Just.

Reinick, Robert (1805—1852), war der Sohn eines angesehenen Kaufmanns zu Danzig. Früh verlor er seine Eltern und wurde im Hause eines Predigers erzogen, wo besonders die Tugend der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit gepflegt wurde (vergl. Teil **3**, Nr. 141: Deutscher Rat). Da er schon als Kind große Neigung und hervorragende Anlagen zum Malen zeigte, wandte er sich in Berlin und Düsseldorf der Malerei zu, wurde aber durch den Verkehr mit Dichtern (Chamisso, Eichendorff) auch zu dichterischem Schaffen angeregt. Da traf ihn ein harter Schicksalsschlag: wegen eines schweren Augenleidens mußte er mehrere Jahre den liebgewordenen Künsten entsagen. Er suchte in Italien Heilung und verlebte im Verkehr mit deutschen Künstlern zu Rom drei Jahre, die für seine Entwicklung von großer Bedeutung waren. Als er nach Deutschland zurückgekehrt war, trat eine Besserung und schließlich Heilung seines Leidens ein, und zugleich fand er auch seine frühere Heiterkeit wieder. Er lebte später in glücklicher Häuslichkeit zu Dresden, wo er die Künste, denen er sich gewidmet hatte, zur Erheiterung und zur Erbauung der Kinder weiter ausübte. Viele seiner schönen Erzählungen (vgl. Teil **2**, Nr. 78: Der Vogelsteller; Teil **5**, Nr. 26: Das Geburtstagsgeschenk) und lustigen Gedichte (vergl. Teil **2**, Nr. 70: Die freche Gesellschaft), zu denen er selbst oder seine Freunde passende Bilder zeichneten, sammelte er nebst sinnigen Sprüchen in seinem „Lieder-, Märchen- und Geschichtenbuche." Auch übertrug er Hebels „alemannische Gedichte" ins Hochdeutsche.

Siehe Teil **1**, **2**, **3**, **4** u. **5**.

Richter, Albert.

60. Die Kunst im häuslichen Leben des 16. Jahrhunderts.

Roquette, Otto.

*99. Des Lebens Mai.

Roßmäßler, Emil Adolf.

107. Letzter Herbstgang.

Rückert, Friedrich (1788—1866), der Sohn eines bayrischen Amtmanns zu Schweinfurt, verlebte eine fröhliche und glückliche Jugendzeit im Elternhause. Mit seinem Bruder durchwanderte er oft die Wiesen und Wälder seiner anmutigen, burggeschmückten Heimat. Dadurch ward ihm die Natur lieb und vertraut, und trefflich verstand er es, ihr Leben in seinen Gedichten zu schildern (vergl. Teil **2**, Nr. 14: Von den grünen Sommervögeln). Schon als Jüngling dichtete er für sein kleines liebes Schwesterchen fünf schöne, spaßige Märlein, darunter „Vom Bäumlein" und „Vom Büblein" (Teil **2**, Nr. 103 u. 104). Zu seinem Lebensberuf erwählte er das Studium der fremden Sprachen und der deutschen Literatur und wurde später vom König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen als Professor nach Berlin berufen. Es gefiel ihm aber dort so wenig, daß er es vorzog, sich auf sein schön gelegenes Gut Neuseß bei Koburg im sagenreichen Thüringerlande (Teil **3**, Nr. 67: Barbarossa) zurückzuziehen, wo ihm im stillen Frieden der Natur und inmitten eines trauten Familienkreises ein gesegneter Lebensabend beschieden war. Seine Gedichte (Nr. 19) u. Sprüche (Nr. 32) enthalten beherzigenswerte Lehren, seine Lieder (Nr. 13 u. 109)

zeichnen sich durch Innigkeit ganz besonders aus.

*13. Aus der Jugendzeit.
*19. Parabel.
*32. Sprüche Nr. 10—13.
*109. Abendlied.

Sach, August.

114. Am Rhein.
121. Der Kölner Dom.

Sachs, Hans.

*30. Sankt Peter mit der Geiß.

v. Scheffel, Joseph Viktor (1826 bis 1886), der Dichter des „Trompeter von Säkkingen", wurde in Karlsruhe geboren und widmete sich dem Studium der Rechte und der Geschichte (Geschichtl. Roman „Ekkehard"). Nach größeren Reisen (Nr. 106) durch die Schweiz, Frankreich und Italien war er längere Zeit in Donaueschingen als Bibliothekar tätig. Später lebte er in seiner Vaterstadt ganz der Dichtkunst.

*106. Ausfahrt.
*118. Am bayrischen Gebirgssee.

v. Schenkendorf, Max Gottlob Ferdinand (1783—1817), wurde als Sohn eines preußischen Offiziers auf einem Landgute in der Nähe von Tilsit geboren. Im Elternhause wurde ihm und seinem Bruder Karl, der 1813 den Heldentod fürs Vaterland starb, eine sehr strenge Erziehung zuteil, und er lernte mit solchem Eifer, daß er schon mit 15 Jahren die Universität zu Königsberg besuchen konnte. In dieser Studienzeit entstanden viele seiner Gedichte; von patriotischer Begeisterung, die in schwungvollen Liedern (Nr. 78) Ausdruck fand, wurde er erfüllt, als er die edle Königin Luise in Königsberg kennen gelernt hatte. Von dem Unglück des Vaterlandes war er so tief ergriffen, daß er trotz seines gelähmten rechten Armes 1813 mit ins Feld zog und Frau und Stellung verließ, um für die deutsche Sache, wenn auch nicht mit Waffen, so doch mit begeisternden Worten, „durch welche sich Tausende von Herzen erquickt haben," (Nr. 94) zu kämpfen. Nach dem Kriege erhielt er eine Anstellung als Regierungsrat zu Koblenz, wurde aber seiner Wirksamkeit noch im blühendsten Alter durch einen frühen Tod entrissen.

*78. Freiheit.
*94. Muttersprache.

Scheurlin, Georg (1802—1872), stammte aus Franken und war als Lehrer zuerst in Erlangen, darauf in Ansbach tätig. Von seinem geringen Einkommen unterstützte er noch Mutter und Schwester. — Durch seine sinnigen Naturlieder (Teil 4, Nr. 104: Das Schneeglöckchen) lenkte er die Aufmerksamkeit des Königs Maximilian von Bayern auf sich; dieser berief ihn als Ministerialsekretär nach München, wo er später auch starb. Siehe Teil 4.

v. Schiller, Friedrich (1759—1805), wurde am 10. November 1759 in dem württembergischen Städchen Marbach im Hause seines Großvaters, eines ehrsamen Bäckers, geboren. Hier verlebte er unter der sorgsamen Pflege seiner sanften und frommen Mutter auch die drei ersten Jahre seines Lebens. Sein Vater, der Wundarzt gewesen war, hatte während dieser Zeit an dem Siebenjährigen Kriege teilgenommen und war wegen seiner Pflichttreue, Rechtlichkeit und Ordnungsliebe zum Hauptmann befördert worden. Der schwächliche, aber aufgeweckte Knabe empfing den ersten Unterricht zu Lorch und ging später, als seine Eltern nach Ludwigsburg versetzt wurden, daselbst auf die lateinische Schule; er wurde durch seinen Fleiß bald einer der tüchtigsten Schüler. Auf der Karlsschule zu Stuttgart, die er dann auf Wunsch des Herzogs besuchte, studierte er gegen seine Neigung Medizin und wurde für kurze Zeit Regimentsarzt in Stuttgart. Schon als „Karlsschüler" hatte er sich in die Werke der deutschen Dichter vertieft. Seit seinem 18. Jahre arbeitete er heimlich an seinem ersten Drama: „Die Räuber", das dann 1782 zu

Mannheim aufgeführt wurde, ihm aber den Zorn seines fürstlichen Herrn zuzog. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich dem immer unerträglicheren Druck der Verhältnisse durch die Flucht zu entziehen. — Er lebte von nun an vorwiegend der Dichtkunst und trieb daneben noch geschichtliche Studien (Nr. 62). Unter schweren Kämpfen und Entbehrungen bei mehrfach wechselndem Aufenthalte dichtete er tiefergreifende Dramen, in denen sich seine schöpferische Kraft immer mehr offenbarte. Nachdem er sich auf Einladung des Appellationsrates Körner auch in Leipzig und Dresden aufgehalten, gewann er endlich durch Goethes Verwendung eine feste Lebensstellung als Professor der Geschichte an der Universität zu Jena. Infolge schwerer Erkrankung mußte er aber seine Vorlesungen schon nach kurzer Zeit unterbrechen und bald ganz aufgeben. Von 1794 an war er mit Goethe in inniger Freundschaft verbunden, und gegen Ende des Jahres 1799 siedelte er nach Weimar über, wo er nach langen körperlichen Leiden im Alter von nur 46 Jahren starb. — In Jena und Weimar schuf er seine vollendetsten, von hohem idealen Sinn zeugenden Dichtungen, die durch ihren reichen Gedankeninhalt und ihre schöne Form seinen umfassenden und edlen Geist bekunden. Bemerkenswert aus der Zeit von Schillers und Goethes gemeinsamer Tätigkeit ist das „Balladenjahr" 1797. Schillers Balladen (Nr. 43 u. 44; vergl. auch Teil **4**, Nr. 127: Der Alpenjäger, und Teil **5**, Nr. 62: Der Ring des Polykrates, und Nr. 63: Die Bürgschaft) gehören zu den schönsten und bekanntesten in unserer Literatur.

*Eingangsspruch Seite 1.
*32. Sprüche Nr. 14—16.
*43. Der Taucher.
*44. Der Graf von Habsburg.
62. Herzog Alba bei einem Frühstück.

v. Schmid, Christoph (1768—1854), lebte als hochangesehener katholischer Geistlicher in Süddeutschland, zuletzt als Domkapitular zu Augsburg. Er war den Kindern ein rechter Freund und erzählte ihnen gern Geschichten, die er dann wiedererzählen oder aufschreiben ließ; dabei erkannte er, was seinen kleinen Freunden gefiel und was nicht. Erst danach schrieb er die Erzählungen nieder; darum sind diese auch so schön zu lesen und so leicht zu verstehen (vergl. Teil **1**, **2** u. **3**). Auch seine Kindergedichte (Teil **1**, Nr. 157: Das Kind in der Krippe) und größeren Erzählungen (z. B. „Die Ostereier") sind sehr bekannt.

Siehe Teil **1**, **2**, **3** u. **4**.

Schneckenburger, Max (1819—1849), war der Sohn eines Kaufmanns zu Thalheim in Württemberg. Nach größeren Reisen in England und Frankreich gründete er zu Burgdorf bei Bern eine Eisengießerei. Die erhebende Begeisterung, welche sein 1840 gedichtetes Lied „Die Wacht am Rhein" während des Krieges 1870/71 hervorrief, hat der in der Blüte des Lebens Verstorbene nicht mehr erlebt. Die Singweise zu diesem Liede verdanken wir Karl Wilhelm, der als Musikdirektor in Krefeld gewirkt hat.

*85. Die Wacht am Rhein.

Schouw, Joachim Frederik.

111. Die Einwirkung des Menschen auf die Natur.

Schwab, Gustav Benjamin. (1792 bis 1850), wurde als Sohn eines Professors in Stuttgart geboren, stammte also wie Uhland und Kerner aus dem Schwabenlande. Nachdem er von seinem Vater sehr sorgfältig unterrichtet war, studierte er Theologie, beschäftigte sich aber sehr viel mit der Erforschung der alten Sprachen und der Literatur. Schon während seiner Studentenzeit veröffentlichte er seine ersten Dichtungen, von denen „Das

Gewitter" (s. Teil 5, Nr. 9) eine der besten ist. Sein Hauptverdienst erwarb er sich durch die Sammlung der „schönsten Sagen des klassischen Altertums" (s. Teil 5, Nr. 56 bis 59). Schwab war lange als Professor der alten Literatur in Stuttgart tätig, wo er nach reicher Wirksamkeit starb.

Siehe Teil 3, 4 u. 5.

Schwebel, Oskar.

119. Hohenzollern.

Seidel, Heinrich (geb. 1842), der die Monate und Jahreszeiten trefflich zu schildern weiß (vergl. Teil 2), wurde als Sohn eines Pfarrers zu Perlin in Mecklenburg geboren. Er bildete sich auf der technischen Hochschule zu Hannover und Berlin im Bausache aus, huldigte daneben aber auch schon der Dichtkunst, der er sich im Alter von ungefähr vierzig Jahren ganz zuwandte. Seit der Zeit lebt er als Schriftsteller in Berlin.

Siehe Teil 3, 4 u. 5.

Seidl, Johann Gabriel.

*87. Der tote Soldat.

Spitta, Philipp (1801—1859), der Verfasser der bekannten Sammlung religiöser Lieder „Psalter und Harfe", wurde als Sohn eines unbemittelten Kaufmanns zu Hannover geboren. Kaum vier Jahre alt, verlor er seinen Vater, und wegen einer schweren Erkrankung konnte er nur bis zum 12. Jahre das Gymnasium besuchen. Er trat bei einem Uhrmacher in die Lehre; aber der Drang nach höherer Bildung wurde in ihm so mächtig, daß er durch erstaunlichen Fleiß die Lücken seiner Schulbildung bald ausfüllte und dann die Universität besuchen konnte. Er wurde Geistlicher und wirkte zuletzt als Superintendent zu Burgdorf bei Hannover.

Siehe Teil 3, 4 u. 5.

Spruner von Merz, Karl.

61. Augsburgs Blüte beim Beginn der Neuzeit.

Stieler, Karl.

*90. Auferstehung des Reiches.

Stöber, Ehrenfried.

*117. Gruß an das Elsaß.

Sturm, Julius (1816—1896), stammte aus dem Fürstentum Reuß und wurde, nachdem er Theologie studiert hatte, Erzieher des Erbprinzen Heinrich von Reuß; darauf war er zu Schleiz Pfarrer und starb als Kirchenrat. Seine Gedichte zeichnen sich aus durch Einfachheit (vergl. Teil 3), tiefe religiöse Empfindung (vergl. Teil 1, Nr. 171: Der Kinderengel) und warme Vaterlandsliebe (vergl. Teil 3, Nr. 139: Mein Vaterland, und Teil 5, Nr. 123: In der Heimat).

*98. Im Frühling.

Träger, Albert.

*51. Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland.

Trojan, Johannes.

*32. Sprüche Nr. 17—21.

Uhde, Hermann.

2. Die Heimkehr eines Künstlers.

Uhland, Ludwig (1787—1862), einer der bedeutendsten Dichter des Schwabenlandes, wurde als Sohn eines Universitätssekretärs zu Tübingen geboren. In dieser Stadt verbrachte er den größten Teil seines Lebens, und dort starb er auch als Professor der deutschen Sprache und Literatur. Seine köstlichen Lieder, in denen er hauptsächlich die Natur (vergl. Teil 3, Nr. 120: Einkehr) und das deutsche Vaterland (vergl. Teil 3, Nr. 147: Des Knaben Berglied) besingt, sind tief in das deutsche Volk eingedrungen, und viele von ihnen sind gleichsam zu Volksliedern (Nr. 15; vergl. Teil 2, Nr. 53: Der gute Kamerad, und Teil 3, Nr. 55: Siegfrieds Schwert) geworden. Die Anregung zu manchen echt deutschen Liedern und zu Sagendichtungen (Nr. 34, 36, 39; vgl. Teil 3, Nr. 68: Schwäbische Kunde) hat er in den reichen Bibliothekschätzen der franzö-

fischen Hauptstadt gefunden, wo er sich ein Jahr lang aufhielt, um das französische Recht kennen zu lernen. Seine Balladen (Nr. 41 u. 42; vergl. auch Teil 4, Nr 64: Klein Roland, und Nr. 74: Das Singental, und Teil 5, Nr. 74: Der Schenk von Limburg) gehören zu den schönsten in der Literatur. Uhland hat die Stoffe dazu nicht nur dem deutschen, sondern auch fremdländischen Sagenkreisen entnommen, so Nr. 40 dem englischen, Nr. 47 dem schweizerischen, Teil 5, Nr. 72: „Taillefer" — dem normannischen und Teil 5, Nr. 70: „Der blinde König" — dem nordischen.

*8. Schäfers Sonntagslied.
*15. Der Wirtin Töchterlein.
*16. Die Kapelle.
34. Das Nibelungenlied (verbindender Text).
36. Gudrun (verbindender Text).
*39. König Karls Meerfahrt.
*40. Das Glück von Edenhall.
*41. Des Sängers Fluch.
*42. Das Schloß am Meere.
*47. Tells Tod.

Vogl, Johann Nepomuk (1802—1866), stammte aus Wien und sollte als Sohn eines Kaufmanns sich auf Wunsch seiner Eltern dem Berufe des Vaters widmen. Da ihm aber das „Versemachen" leicht wurde und er große Neigung zum Studieren besaß, erlaubten ihm die Eltern, die Universität zu besuchen und später die Beamtenlaufbahn einzuschlagen. Seine Mußestunden benutzte er zu dichterischer Beschäftigung.

Siehe Teil 4 u. 5.

Voß, Johann Heinrich (1751—1826), hat sich durch seine meisterhaften Übersetzungen der Odyssee und der Ilias großen Ruhm erworben. Er stammte aus dem Mecklenburgischen und verlebte nach einer entbehrungsreichen, aber fröhlichen Studienzeit den größten Teil seines Lebens in einfachen Verhältnissen, doch reich an Zufriedenheit und häuslichem Glück. Gegen den Abend seines Lebens wurde er als Hofrat nach Heidelberg berufen, wo er 1826 starb. Das Glück in einfacher Häuslichkeit und fröhlicher Genügsamkeit versteht er in seinen Idyllen „Der siebzigste Geburtstag" (Nr. 5) und „Luise" lebenswarm zu schildern.

*5. Der siebzigste Geburtstag.

Wagner, Hermann (1824—1879), war Lehrer und ein warmer Freund der Natur. In seinen bekannten „Entdeckungsreisen" schildert er seine Beobachtungen in Haus und Hof, in Feld und Flur, in Wald und auf der Heide.

Siehe Teil 1, 2, 3 u. 4.

Walther von der Vogelweide (etwa 1170—1230), der berühmteste und bedeutendste der deutschen Minnesänger zur Zeit des hohenstaufischen Kaisergeschlechts, stammte wohl aus einem „Vogelweidhofe" in Österreich oder Tirol. Nachdem er in seiner Jugendzeit „in Österreich singen und sagen gelernt hatte", wanderte er als „fahrender Sänger von der Elbe bis zum Rhein und zurück bis an der Ungarn Lande" (Nr. 55). Eine Zeitlang hielt er sich zu Eisenach am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen auf, seinen eigentlichen Beruf aber sah er darin, in jener wilden Zeit der Bürgerkriege als Herold der Kaiserherrlichkeit im Dienste der deutschen Kaiser für die Einheit, die Größe und die Ehre des deutschen Volks einzutreten. Der Kaiser Friedrich II. (s. Nr. 18) beschenkte ihn wegen dieser Verdienste um Kaiser und Reich mit einem Lehen in der Nähe von Würzburg. In den Tagen des Glückes und der stillen Ruhe, die er hier genoß, hat er wohl noch manche seiner schönen Lieder gedichtet, die da singen von „Lenz und Liebe, von sel'ger, gold'ner Zeit" (Nr. 97 u. 95), von frommen, treuen deutschen Frauen (Nr. 55) und von deutscher Zucht und Sitte (Nr. 18).

Im Lorenzgarten des Münsters zu Würzburg liegt er begraben; es knüpft sich an ihn die Sage, er habe in seinem Testamente angeordnet, daß in seinen Grabstein vier Löcher gemeißelt und darin den Vöglein täglich Brosamen gestreut werden sollten.

*18. Mahnung.
*55. Deutschlands Lob.
*95. Frühlingssehnen.
*97. Maienwonne.

Weinhold, Karl.

54. Mädchenerziehung und Frauenbildung im Mittelalter.

Wilhelm I., Deutscher Kaiser.

93. Ein Brief Kaiser Wilhelms I. an Bismarck.

Ziegler, Johannes.

122. Unsere beiden großen Seehandelsstädte (Nr. 1: Hamburg).

Von ungenanntem Verfasser.

33. Thesen: Mit Sorgfalt hüte stets das Feuer und das Licht!

Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

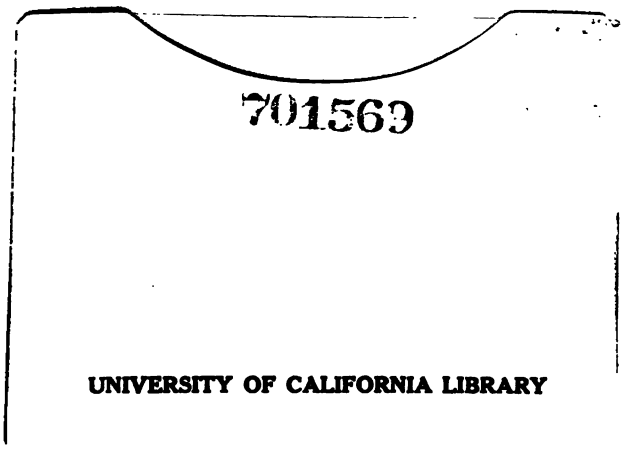
MAR 19 1948
13Aug'53SS
AUG 5 1953 LU
19May'65VB
REC'D LD
MAY 9 '65-2 PM

LD 21-100m-9,'47(A5702s16)476

YC 01169

Seite 11. n ern zen L12 ent zer imp

fa



701569

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY